P. o germ.
1029
dd

Po. germ.
1629 dd

Willkomm

E.A.
Nur im Lo

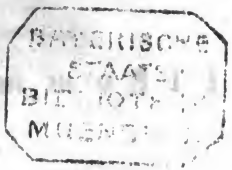
Civiliſationsnovellen.

Von

Ernſt Willkomm.

Leipzig,
Julius Wunders Verlagsmagazin.

1837.


BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

<36602341090014

<36602341090014

Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

I. **Dioramabilder.** Novelle aus den Memoiren eines Ungeborenen.

II. **Herz und Zeit.** Ein Lebensbild.

I.

Dioramabilder.

Novelle

aus den Memoiren eines Ungeborenen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die erſten Tage ſeit meiner Ankunft in der Reſidenz hatte ich ſtill und einſam verlebt. Es war Grille von mir, Stadt und Menſchen im Anfange gleichſam an mich herankommen zu laſſen, ehe ich ihnen ſelbſt eine Viſite abzuſtatten wagte. Durch dieſes Verfahren hatte ich bisher auf meinen Reiſen das Gewöhnliche meiſtentheils glücklich vermieden, denn gefielen mir die Phyſiognomien der Menſchen nicht, die täglich an den Fenſtern meines Hotels vorbeiſpazierten, ſo packte ich ſchnell meinen Koffer, beſtellte Poſtpferde und empfahl mich beſtens. Diesmal jedoch ward ich gefeſſelt. Die Lage der Stadt, die ich zwar nur in der Vogelperſpective überblicken konnte, gefiel mir, ihre Bewohner zogen mich an. War auch das Gepräge, welches ſie zeigten, nicht gerade ein eigenthümliches zu nennen, ſo erhob es ſich doch über

die flache Alltäglichkeit, und näherte sich dem Werden eines Charakters.

Nach einigen Tagen ward ich schon früh am Morgen durch heftiges Klopfen an die Thür meines Zimmers gestört, und ein Mensch, steif, breitbeinig, eckig, trat mit plumper Verbeugung ein, indem er mit merkwürdiger Volubilität der Zunge eine, wie es schien, ihm gäng und gebe gewordene Formel ausdruckslos hersagte. Dann schwieg er und blieb bewegungslos stehen mit dem unverkennbaren Ansehn eines Menschen, der eine Antwort erwartet. Diese aber war schwer zu geben, denn von all' dem Wortschwall, womit er mich überschüttete, konnte ich nur einzelne Sylben und Worte verstehen, als „Kunstkammer," „Gesellschaft," „Museum," „Bibliothek," „kleines Trinkgeld" u. s. w.

Mir war etwas Aehnliches in dieser Weise noch nicht vorgekommen. Im Anfange spürte ich große Lust in mir, dem zudringlichen Menschen mit kurzen Worten die Thür zu weisen, das originell geistlose Gesicht aber, worin sich ein herumlaufendes Verdienst sehr deutlich aussprach, hielt mich davon zurück. Auf mein nochmaliges

Befragen des ſteifen Menſchen erfuhr ich von ihm in ſchwerfälligem Kauderwelſch, daß er ein Lohnbedienter ſei, der den Fremden die Kunſtſchätze und andere Merkwürdigkeiten der Reſidenz „mit Bequemlichkeit“ zeige.

Die originelle Steifheit, das barock-ernſthafte Benehmen des trockenen Menſchen beſtimmten mich, meine Perſon ſeiner Leitung anzuvertrauen. Ich folgte ihm, und ohne viel Umſtände zu machen, rannte er vor mir her in einem Schritte, dem gleich zu bleiben ich mich vergeblich abmühte. Um nicht ganz außer Athem zu kommen, machte ich ihm die Nothwendigkeit, ſich etwas langſamer zu bewegen, bemerklich.

„Sind Sie Baron?“ fragte mich der Mann und that ſeinem Schnelllauf einigermaßen Einhalt.

Ob ich es nun gleich nicht bin, ſo dachte ich doch, es könne nichts ſchaden, wenn ich mich dafür ausgäbe, ich bin ja ſo ein Ungeborener, und gehöre demnach dem Menſchengeſchlecht nur zur Hälfte an. Deshalb bejahte ich die Frage.

„Sehr begreiflich,“ ſagte der Lohnbediente, „wollen Rückſicht nehmen, ſo lange es geht.“ Wir gingen im leidlichen Schritt weiter. Vor

einem großen Gasthause hielt er an, wandte sich halb um und sprach: „Einen Augenblick! will Gesellschaft holen.“ Ehe ich noch antworten konnte, war er in das Haus gelaufen, und kam schnell mit drei Begleitern zurück, die sich an mich anschlossen.

„Barone oder nicht?“ fragte der Mann.

„Alle bürgerlich,“ antworteten meine Gefährten.

„Gut,“ sagte der Lohnbediente, und nahm den alten Schnellläuferschritt wieder an.

Ich rannte ein Weilchen mit, bis ich husten mußte. „So gehen Sie doch nur langsam, lieber Mann,“ sprach ich.

„Keine Barone dies,“ versetzte er, und deutete, den Arm rückwärts drehend, auf meine Begleiter. „Bürgerliche sind's Laufen und Schnellgehen gewohnt; Mehrzahl entscheidet.“ Damit lief er weiter und ließ mich athemlos hintennach keuchen.

Diese Tollheitsmaxime abgerechnet war der Mann ein vortrefflicher Führer. Ich und meine Begleiter wurden gut bedient und waren sämmtlich zufrieden gestellt. Nur wenn es zum Weiter-

gehen kam, ward mir Angst; denn alles Zureden und Begreiflichmachen blieb fruchtlos. Der Mensch sah es absolut nicht ein, daß ein Kurzathmiger nicht schnell laufen könne. Er beharrte auf seinem Satze: „Mehrzahl entscheidet," und ich verwünschte zu wiederholten Malen gegen meine Gewohnheit und Ueberzeugung alle Bürgerliche nur des vermaledeiten Geschwindschritts halber.

Als ich mich von der Gesellschaft getrennt hatte, begann der curiose Mensch auch langsamer zu gehen. „Warum gehen Sie nun vernünftig und wie ich es wünsche?" fragte ich.

„Jetzt Baronschritt," erwiederte er kurz und trottete vor mir her.

„Sie richten sich also nach der Mehrzahl," redete ich abermals den Wortkargen an. „Das ist Unrecht von Ihnen. Sie sollten auf die Gesundheit der Fremden Rücksicht nehmen, sonst können Sie sich leicht eines subtilen Mordes schuldig machen."

„Befürchte ich nicht," versetzte der Lohnbediente, „richte mich nach Welt und Zeit. Geht jetzt Alles rasch, man muß sich fügen. Geht die

Welt ſchell, geht der Menſch ſchnell, geht der Herr ſchnell, geht der Bediente ſchnell."

„Sehr wahr, lieber Mann," ſagte ich, „Sie vergeſſen aber nur die Hauptbedingung jedes Bedientenverhältniſſes. Der Diener muß ſich nach dem Herrn richten, der ihn zuerſt gedungen."

„Nicht wahr, Herr Baron," erwiederte der Lohnbediente. „Ehemals war es ſo, jetzt anders. Muß ſich Alles nach der Mehrzahl richten, anders kein Fortkommen in der Welt."

Dieſe ſcurrile Hartnäckigkeit machte mich lachen und ich ergötzte mich an dem wunderlichen Original. Der Mann hatte einen andern Weg eingeſchlagen und führte mich um einen Theil der Promenade. Hier fiel mir ein großes urſprünglich alterthümliches Gebäude auf, das aber neuerdings reſtaurirt worden war. Die Wände der grauen Steinmaſſe wurden von ungewöhnlich langen Fenſtern durchbrochen, die von innen lange weiße Vorhänge dicht verdeckten. Auch an dem flachen Dache waren Fenſter angebracht und ganz ſo verhüllt wie die übrigen. Ich blieb ſtehen und fragte meinen Führer, was das für ein Gebäude ſei?

„s' Diorama", erwiederte er und wollte weiter gehen.

„So warten Sie doch," sagte ich, „ein Diorama? Davon habe ich zwar gehört, aber noch nie eins gesehen. Ist es geöffnet?"

„Heut' nicht, morgen aber können wir es in Augenschein nehmen."

„Ich will Sie nicht bemühen," sprach ich, „da ich mich allein zu finden hoffe."

Während dieses kurzen Gesprächs hatte ich das auffallende Gebäude unverwandt betrachtet. Eben im Begriff weiter zu gehen, gewahrte ich an einem der niedriger gelegenen Fenster ein höchst interessantes Mädchengesicht. Es war bleich, todtenbleich, aber von unendlich reizender Form. Die hohe Stirn trat blendend hervor, die Augenbrauen schmiegten sich in zarter Biegung an die durchsichtige Sonnenhelle des feinen Lides, und in dem einzigen Blicke des Auges, den ich auffing, lag so viel Milde und Schmerz, so unendlich viel tiefe Liebe von Kummer getrübt, wie ich es noch nie gesehen zu haben glaubte.

Das Mädchen mußte mich bemerkt haben. Eine aristokratisch feine Hand schob den blendend

weißen Vorhang zurück und verhüllte mir die kurze Aussicht in den irdischen Himmel. — Ich ward verstimmt, folgte dem Lohnbedienten und bezahlte den barocken Menschen, der mir beim Weggehen nochmals seine ferneren Dienste geflissentlich antrug.

Der schöne Abend lockte mich auf die anziehende Promenade, die sich wie ein Blumenkranz nah' und fern um die Residenz legte. Unbekannt sehnte ich mich nach irgend einem Gesellschafter; denn ich war vermöge meiner Ungeborenheit schüchtern und fürchtete überall wegwerfend behandelt zu werden. Das nicht wie Andere Sein ist der bitterste Fluch unseres Lebens. Auch der Geringste ist gern gesehen, wenn er nur seinen falben Menschheitsschein in der Tasche hat, um ihn nöthigerweise als giltiges Attestat vorzeigen zu können. Wer aber dessen entbehrt, glaubt sich überall von der Polizei verfolgt; es geht ihm wie einem Menschen, der ohne Paß in eine Festung geschlichen ist. Ein solcher Menschheitsschein ist der Paß durch's Leben. Wer seiner entbehrt, der hat einen bösen verrätherischen Stand in der Welt, denn kein Mensch mag mit ihm Gemeinschaft haben.

Ich drängte mich allein durch das lebendige Menschengewühl. Keine Seele kümmerte sich um mich, was mir ganz angenehm war; denn was hätte ich denn sagen sollen, wenn es einer feinen Spürnase eingefallen wäre, nach meinem Stammbaume zu fragen? Eine verständige Lüge hätte sich vielleicht als das beste Auskunftsmittel erwiesen. Wer aber vermag immer mit Verstand, mit Weisheit, mit Welt- und Staatsklugheit zu lügen! Das ist selbst Talleyrand, dem erfahrensten Heuchler, schwer gefallen, und ich bin noch lange nicht der hundertste Theil eines Talleyrand. Dazu kommt noch mein vermaledeites Stottern, wenn mich Jemand unvermuthet anredet. Das böse Gewissen sitzt mir immer im Nacken, und der Teufel guckt unter der Hutblende hervor mir über die Nase und lacht, weil ich als ein Ungeborener in die Welt getreten bin. Deshalb muß ich sehr behutsam sein. Da mich das Paßbureau des Himmels ohne menschliche Legitimation auf die Erde geschleudert, hat der Teufel ein leibliches Anrecht an mich. Dies verursacht mir unendlichen Kummer und verbittert die süßesten und edelsten Freuden meines Daseins. Darum vermeide ich auch möglichst alle unver-

mutheten Bekanntſchaften und warte gern, bis ſich Jemand mir anſchließt, dem ich vertrauen kann.

Unter der luſtig umherwandernden Menge bemerkte ich bald einen kleinen, ſehr zierlich gekleideten Mann, der ſeinen grauen Haaren zufolge ſchon hoch in die Jahre ſein mußte. Er ging durchaus modiſch gekleidet. Sein Rock war vom feinſten Tuche nach dem eleganteſten Schnitt. Um ſo mehr ſtachen die ſilberweißen Locken, die in reicher Fülle unter ſeinem Hute hervorquollen, von dieſer äußern Eleganz ab. Sein behender Schritt, das Zierliche ſeiner ganzen Haltung beurkundeten ihn mir als einen Sonderling eigner Art. Der Mann ſchien eine große Bekanntſchaft zu haben; faſt Jedermann grüßte ihn höflich, Einige lächelnd, Andere wie mitleidig die Achſeln zuckend. Am meiſten fiel mir eine ſeltſame Aengſtlichkeit an dieſem Sonderlinge auf, die ſich bei jedem Schritt bemerkbar machte. Er blickte nämlich bald links bald rechts, als fürchte er von Dieſem oder Jenem etwas Unangenehmes zu erfahren. Manchmal glitt ein momentanes Zittern durch ſeinen zerbrechlichen Körper, dann blieb er

einige Secunden ſtehen, als wolle er neue Kräfte ſammeln und ſetzte hierauf ganz mit den nämlichen Manövern ſeinen Weg fort.

Ich ſuchte in ſeine Nähe zu kommen, denn das Weſen dieſes Mannes intereſſirte mich, und hatte in mancher Beziehung große Aehnlichkeit mit dem meinigen. Zwar ſah ich mich äußerlich nicht immer um, aber innerlich ſpürte ich ganz denſelben Drang. Ich wollte mich geſichert wiſſen, bemerkte aber wohl, daß ein immerwährendes Umſehen nicht der Weg zur Sicherheit iſt. Auch hatte ich es im Grunde nicht nöthig, denn was konnte ich für meine Ungeborenheit? Daran war lediglich der Zufall ſchuld, der mich gegen meine innerſte Ueberzeugung zum Fataliſten machte. Als mich der kleine Mann an ſeiner Seite bemerkte, grüßte er mich höflich, ohne mich zu ſprechen. Ich erwiederte den Gruß und ſchwieg ebenfalls. Der zierliche Kleine ſetzte ſeinen Weg neben mir ganz in der bisherigen Weiſe fort, und ließ mir Zeit, ihn genauer zu beobachten. Sein Geſicht gefiel mir, es war markirt, aber der Ausdruck tiefſter Ehrlichkeit. Leidenſchaften ſchienen nicht in dieſen Zügen gewüthet zu haben, aber ein ver-

heimlichter Schmerz bewegte in unaufhörlichen Zuckungen die bleichen Mienen.

„Sie scheinen Jemand zu suchen," sprach ich nach einer Weile, „das Erkennen wird Ihnen unter dieser Menge schwer werden."

„O nein," versetzte der Kleine, „ich suche Niemand; benehme ich mich unschicklich?"

„Keineswegs; ich kam nur auf den Gedanken, weil Sie sich so oft umsehen."

„Es ist Angewöhnung," erwiederte der Sonderling. „Man sollte sich nichts angewöhnen, im Alter aber läßt sich der Mensch nicht mehr verbessern. Es geht ihm wie einer alt gewordenen Welt, sie will auch nicht anders werden."

Es ließ sich hierauf nichts erwiedern und wir gingen wieder eine Weile schweigend neben einander her. Der kleine Mann hörte nicht auf, den Kopf wie ein Pagode hin und her zu wenden und erweckte dadurch mein höchstes Bedauern, denn diese sich gleich bleibende Bewegung mußte ihm die größten Schmerzen verursachen. Ich bewunderte nur, wie er bei diesem unablässigen Kopfwenden nicht schwindlich ward und den Weg

finden konnte. Ein Zufall ließ mich dies auf höfliche Weise aussprechen.

„Wiederum Angewöhnung," antwortete mein Begleiter. „Es läuft in der Welt Alles auf Angewöhnung hinaus, selbst das Unangenehme, Schreckenerregende. Gewöhnen Sie sich an, Blut zu trinken, so schmeckt es Ihnen zuletzt besser als Wein."

„Zum Glück sind die meisten Angewöhnungen der Menschen unschädlich."

„Glauben Sie das ja nicht," fiel mir der Kleine in die Rede, keine Angewöhnung ist unschädlich. Wäre es möglich, das Angewöhnte sich eben so leicht wieder abzugewöhnen, so möchte es sich noch entschuldigen lassen, allein wir sind furchtbar in unsern Angewöhnungen. Angewöhnung ist unsere Religion, unser Gott. Glauben Sie's einem alten Manne, es ist jetzt auf Erden nichts heilig mehr als das Angewöhnte, und da dies seiner Natur nach dem Entsetzlichen, Fluchwürdigen anheimgefallen, so ist jeder Schimmer aller ursprünglichen Heiligkeit verschwunden. Die Existenz der Erde selbst hat sich verflüchtigt in eine profane Angewöhnung!"

„Weſſen?“ fragte ich eiligſt, denn dieſe Folgerung frappirte mich, und machte mir den kleinen ſtutzerhaften Alten noch intereſſanter.

„Wenn Sie wollen,“ fuhr er fort, ohne ſeine Kopfſchwenkungen einzuſtellen, „ſo läßt ſich dieſe Erd- und Welteriſtenz eine Angewöhnung Gottes nennen. Hätte ſich Gott das Regieren, Erhalten, Schaffen nicht angewöhnt, glauben Sie wohl, daß es da eine ſolche wunderliche Welt geben würde? — Glauben Sie das ja nicht! Nur die Angewöhnung erhält jetzt noch die Welt, und mit uns Menſchen iſt es eben ſo. Wir ſind in Angewöhnung verſunkene Geſchöpfe. Keine Rettung für uns, ehe nicht dieſe Angewöhnungen fallen. Wir müſſen uns fortan auf das Abgewöhnen legen, müſſen den Willen dazu ſchärfen, Verſtand bekommen und nicht mehr blos ſchwärmen. O es iſt ein großer Jammer mit unſern Angewöhnungen!“

In meinem Leben war mir ein ſonderbarerer Mann nicht vorgekommen. Ich bedauerte, daß die Zeit, in der die Oper begann, herangekommen war, die ich zu beſuchen mich entſchloſſen hatte. Wir befanden uns in der Nähe des Opern-

hauſes, ich wollte mich trennen und bat um den Namen des Unbekannten, der offenbar ein Einheimiſcher war.

„Director Tiefenbach," ſagte der Kleine.

„Ihre Wohnung?"

„Kann Ihnen jedes Kind zeigen. Die Angewöhnung hat es gefügt, daß ſich Jedermann um mich kümmert." — Er drückte mir recht herzlich die Hand und ging, indem er fortfuhr ununterbrochen den Kopf hin und her zu drehen, was mir durch das bloße Zuſehen ſchon eine Art von Schwindel verurſachte.

Ich trat in das Opernhaus. Es war gefüllt, und bald begann das Stück. Die Muſik war rauſchend, faſt betäubend. Sänger und Sängerinnen konnten für Virtuoſen gelten, auch an glänzenden Decorationen, flimmernden, reichen und prachtvollen Anzügen war kein Mangel. Alles harmonirte und machte auf mich einen angenehmen Eindruck. Zwar bin ich kein Muſikverſtändiger, aber ich fühle mich von ihr erhoben, und eine forttönende Begeiſterung durchzittert mein innerſtes Leben, wenn die Fluth der Melodien wie eine harmoniſche Kaskade über mich herabſtürzt. Alles

Irdiſche tritt zurück in ein tiefes geheimnißvolles Dunkel, und die luftige Heitere einer mehr als irdiſchen Welt drängt ſich in mich hinein. Ich vergeſſe den Menſchen, den Druck der Erde, den Fluch meines Ungeborenſeins. Ich bin gleich den Uebrigen, ich wage es, mich einen ihrer Brüder zu achten. Kein Wahn umflort meine Seele, und ich glaube an die Gleichheit eines Menſchenthums, ſelbſt bei dem Vorhandenſein anders lautender und ſprechender Geſetze. „Wer in der Welt iſt," ſpricht dann mein tiefbewegter Geiſt, „iſt als Menſch aller Menſchen Bruder, nicht die Geburt macht ihn mehr oder minder zu einem Menſchen, noch auch die Art und Weiſe derſelben. Kein Weiheſpruch, keine Formel, keine Ceremonie irgend einer Kirche oder Secte, nur das ewig ureinige ſich ſelbſt gleiche Menſchenthum iſt in der Gegenwart die Taufe der Menſchheit!" —

Dieſe Gedanken auf den Schwingungen der Muſik an mein Herz klopfend wiegten mich in eine jener ſchönen Stunden, die ich ſo ſelten in meinem Leben zählen kann. Ich lauſchte tönetrunken dem Geſange; ich griff wie ein ſpielendes Kind nach den heranflatternden Akkorden, und

ſchmückte mein zitterndes Herz damit, um es zu reinigen und zu verklären. Warum ſollte nicht auch einem Ungeborenen die Verklärung verſtattet ſein? Iſt doch Jeder in ſeiner Art ein neuer Chriſtus. Denn Chriſtus ſelbſt war der erſte Ungeborene auf Erden, oder wäre es Angewöhnung des Weltwirrwarrs, die eine ſolche Heiligung nicht zugeben wollte, wie ſie ja auch damals nicht an die Geburt des Gottes glauben mochte? —

In einem der Zwiſchenakte ſog ich mich ſatt an den Schönheiten, die als lebendig bunter Schmuck die hellerleuchteten Logenreihen zierten. Die feine und ſchöne Welt der Reſidenz war hier verſammelt; man konnte trunken werden bei dieſem Anblick. Die wechſelnde Schönheit, geſättigt von ihrem eignen Glanz, feſſelte mich. Ich beobachtete ihre koketten Launen und beneidete die Glücklichen, welche in der Nähe ihres vollendetſten Ebenbildes von den duftig ſich öffnenden Lippen Worte der Liebe und der Gunſt des Augenblickes ſogen. Dieſer Anblick ſteigerte ſich bei mir zur Andacht, zum Gottesdienſte. Der Tempel der Kunſt ward zum Tempel des Gebetes; ich betete mit den Augen, denn meine Lippen blieben ſtumm vor

Andacht. Die höchste Andacht betet immer still, und das ächteste Gebet ist ein stummes. Diesen Moment, in dem der Mensch nur Mensch und deshalb Gott am nächsten ist, bringt in mir die Schönheit hervor. Daher bete ich immer beim Anblick des Schönen. Das ist mein stillster, mein innigster Gottesdienst, gewiß für mich der beste, da ich ein Ungeborener bin!

Die Musik begann eben wieder, als ich in einer der entfernteren Logen das todtenblasse Gesicht des Mädchens zu erblicken glaubte, das ich am Fenster des Diorama zuerst bemerkte. Dieselbe hohe, weiße Stirn, das schwärmerische, schmerzengesättigte Auge, von den dunklen Brauen malerisch überwölbt. Um den stolzen Nacken spülte in reichen Locken das schwarze Haar wie eine dunkle Welle und ein feines Florkleid umhüllte die edle Gestalt. Sie saß ganz allein in der Loge. Erst zu Ende des Stücks bemerkte ich im Hintergrunde noch eine Gestalt, die das Mädchen nach Beendigung der Oper aus dem Hause begleitete.

Schnell eilte ich ins Freie, drängte mich durch die heitere Menge, und suchte das interessante Paar nochmals zu entdecken. Meine Bemühungen

blieben aber fruchtlos; ich mußte ohne Erfolg allein und einigermaaßen verstimmt den Rückweg antreten.

In meinem Hotel angekommen öffnete ich das Fenster und ergötzte mich an den im Mondschein vorüberwandelnden Gruppen. Von fernher flatterten die Klänge einer Hornmusik und verhallten im harmonischen Gelispel. Eine laue, poesiereiche Sommernacht legte sich schweigend über das laute Geräusch des Tages. Der Zauber der stillen Mondnacht lockte mich verführerisch hinaus in sein düsteres Helldunkel. Schon wollte ich das Zimmer verlassen, da erregte eine ganz einsam die Straße herabwandelnde Gruppe meine Aufmerksamkeit. In dem wackelnden kleinen Männchen erkannte ich augenblicklich meinen Promenade-Bekannten; an seinem Arme hing das bleiche schlanke Mädchen. Beide zogen schweigend an den übrigen heitern Gesellschaften vorüber, die seltsam mit ihnen contrastirten. Auch hier bemerkte ich wieder das unheimliche Flüstern und Deuten, das bei Einzelnen sogar in ein ziemlich lautes Gelächter überging. Der Director Tiefenbach schien jedoch darauf nicht im Mindesten zu merken

und verlor sich schweigend mit seiner Begleiterin im Dämmerschein der Mondnacht. Das schöne Mädchen bewegte eben so mein Herz, als der räthselhafte Mann meine Gedanken in Anspruch nahm. Ich liebte von jeher das Sinnende an dem Weibe, das Tiefe, Verborgene, wenn es der Reiz der Unschuld und Anmuth umspielte. Unruhig gab ich meinen Abendspaziergang auf, und nahm mir vor, am folgenden Tage sowohl den Director Tiefenbach als das Diorama zu besuchen. In letzteres trieb mich weniger die Kunst, und das, was ich von dem Bezaubernden dieser Dioramen gehört hatte, als das bleiche, verschleierte Mädchen. Den Director machte mir sein seltsames Benehmen wie sein kurzes originelles Gespräch interessant. Es war die Angewöhnung der Neugier, der wir uns Alle so gern hingeben, die mich unwiderstehlich zu näherer Bekanntschaft mit dem zierlichen Menschen hinzog.

Die Gestalt des blassen Mädchens schlich sich in meine Träume, eine bange Sehnsucht erweckte mich, und als die Strahlen des Frühroths wie

roſige Küſſe auf mein Lager fielen, eilte ich, mich der Natur in die Arme zu werfen.

In Städten liebt man es nicht, dem Morgen ſeine liebevollſte Gunſt abzugewinnen. Ich fand es einſam auf den Promenaden, nur ein lumpig ausſehender Menſch mit einer Leiter am Arm, einem Topf vorn am Gürtel und in der Hand einen großen Pack Papier lief vor mir her. Ich wußte nicht, was ich aus dem Menſchen machen ſollte, bis ich ihn an einer Hausecke ſtehen bleiben, die Leiter anlehnen und mit großer Virtuoſität einen gewaltigen Zettel ankleben ſah. Ich trat näher, der Kerl grüßte mich nicht einmal, ja er hätte mich ſogar faſt umgerannt. Das iſt, wie es ſcheint, überall Sitte in Reſidenzen. Nirgends habe ich den Pöbel, ſelbſt wenn er von Amtswegen fungirt, gröber gefunden, als in großen volkreichen Städten. Er ſcheint der Ariſtokratie dadurch die Wage halten zu wollen.

Der angeklebte Zettel machte bekannt, daß von Morgens zehn Uhr an das Diorama geöffnet ſei, und heut zum erſten Male ein ganz neues Bild: „der gothiſche Dom in Mondbeleuchtung“ aufgeſtellt werde.

Nie hatte ich einen Anſchlag mit größerem Vergnügen geleſen. Hocherfreut lief ich in der friſchen, erquickenden Morgenluft in den Anlagen herum bis in die Nähe des wunderlichen Gebäudes, wo das Diorama aufgeſtellt war. Noch bemerkte ich hier kein Leben, die Thüren waren verſchloſſen und nicht einmal ein Anſchlag zu ſehen. Ich ging in ein Kaffeehaus und las die Tagesneuigkeiten, aber mir fehlte Sinn und Andacht dazu. Alle meine Gedanken hingen an dem Diorama, oder vielmehr an dem bleichen Mädchen, das nun einmal die Braut meiner Einbildung geworden. Auch fand ſich nichts Intereſſantes in den Zeitungen. Ernennungen zu Staats- und Kirchenämtern, Prinzentaufen, Aufzählung von Ehrenbezeigungen gegen fürſtliche Perſonen auf Reiſen und ähnliche Dinge, womit man die Spalten deutſcher Zeitungen zu füllen pflegt. Dies Alles konnte mich nicht intereſſiren, da ich als ein Ungeborener durchaus Feind aller Etikette bin. Dennoch vertrieb ich mir die Zeit damit, und freute mich der Zukunft, in der ein nachwachſendes Geſchlecht uns alleſammt einmal für abſolute Narren erklären wird, wenn es in

den weiten Sälen einer bestaubten Bibliothek die so offiziell bekannt gemachten und aufbewahrten Thorheiten zufällig entdeckt. — Endlich schlug es neun, das Gastzimmer ward mir zu eng, ich ging in die Anlagen und stand nach einer halben Stunde am Diorama. Die Thüren waren zur Hälfte geöffnet, ein ausführlicher Anschlag machte sehr einladend mit dem aufgestellten Bilde bekannt. Mehrere Neugierige gingen vor dem Gebäude auf und nieder.

In dem Innern des Hauses war es noch ganz still. Erst mit dem Seigerschlag Zehn wurden die Eingänge geöffnet und Alles drängte zur Casse, die ich unter den Ersten erreichte. Wie vom Schlage gerührt blieb ich stehen, als mich das bleiche, engelschöne Mädchen aus der grüngemalten Nische hinter dem Tische mit einem langen Schmerzensblick anstarrte. Dasselbe schwarze Florkleid umschloß die schwellenden Formen wie am Tage vorher in der Oper. Ohne zu sprechen nahm sie das Geld ein und theilte die Billets aus. Ich suchte ihre Hand zu fassen, es gelang mir, und ein leiser Druck derselben bewog sie, ihr glänzendes, dunkelbraunes Auge zu mir auf-

zuſchlagen. Wie ein Verdürſtender fing ich den vergönnten Blick auf, ich glaubte, ſie würde ſprechen, aber nur der Schatten eines melancholiſch-ſchmerzlichen Lächelns fiel auf wenige Secunden wie ein greller Lichtſtreif auf die ernſten Züge. Sie ſenkte die langen, ſeidenen Wimpern, reichte dem Nächſtfolgenden ein Billet, und ich ward von der andrängenden Menge die Treppe hinauf in das Innere des Diorama geſtoßen.

Eine dichte Finſterniß umfing mich. Ich ſtand in dem geheimnißvollen Tempel, wie der Jüngling vor dem verſchleierten Bilde zu Sais. Die Anweſenden flüſterten nur leiſe, als fürchteten ſie durch lautes Sprechen das Geheimnißvolle des Ortes zu entweihen. Mit Mühe gewöhnte ich mich an das tiefe Dunkel und nun bemerkte ich in einiger Entfernung einen Vorhang. Hinter dieſem ſchien ein fortwährender Luftzug zu rauſchen. Ueber mir wölbte ſich die Decke zu einer Kuppel, durch welche ein mattes Licht herableuchtete. Langſam drängte ich mich an das Geländer vor den Vorhang, um das Bild in der Nähe betrachten zu können. Da läutete von fern eine Glocke, der Vorhang flatterte wie von

Geiſtern gelüftet auseinander, und ich blickte ſtaunend in eine von trüben Nebeln durchzogene Gegend. Berge umkränzten den Horizont und fielen in reizende Thäler ab, aus deren einem ein bedeutender Fluß rauſchte. Eine Brücke führte von der Bergſeite nach dem Ufer der Ebene, auf der ſich das hohe gothiſche Gebäude eines Domes erhob; hinter ihm ſtieg an niedrigen Hügeln amphitheatraliſch die Stadt auf.

Die ängſtliche Stille der Zuſchauer, das ſeltſame Rauſchen und Säuſeln hinter dem Bilde, das trübe Dämmerlicht der Gegend, in die wir blickten, Alles dies machte einen beinahe feierlichen Eindruck auf mich. Nach wenigen Secunden lichteten ſich plötzlich die Wolken und ſilberne Schleier fielen über die zackigen Gebirge. Dann leuchtete ein röthlicher Strahl an den tiefſten Fernen auf, die Bergſpitzen begannen zu glühen in weißviolettem Licht, und voll und blendend trat die klare Scheibe des Mondes aus den niederſtürzenden Wolken und goß ihre zauberiſchen Tinten aus über das todte Gemälde. Ernſt und erhaben ſtieg das Gebäude des Domes wie ein in Stein gehauenes Gebet vergangener Jahrhun-

derte in die Wolken. Der Schimmer des Mondlichtes brach sich in dem bunten Farbengemisch der Kirchenfenster, durch die in ungewissen Formen das Hochaltar geheimnißvoll hinausblickte in die Nacht. Die Thür des Domes war geöffnet, einzelne Fromme knieten vor einem Madonnenbilde, Andere stiegen die Stufen herab. Auf dem Friedhofe glänzten zerstreute Kreuze, vor denen ebenfalls einzelne Beter in Andacht niedergesunken waren. Leichte Wolken verhüllten von Zeit zu Zeit den Mond, und ein schweigendes Dunkel lag wie der unterdrückte Schmerzenslaut einer durch Sünden verschüchterten Welt über der pittoresken Landschaft.

Diese bezaubernde Nachahmung der Natur wiederholte sich mehrere Male. Man glaubte den Fluß rauschen, die Betenden seufzen zu hören. Die Lippe schien zu beben, die Ave-Maria's zählenden Korallen des Rosenkranzes wähnte man herabfallen zu sehen. Die ganze Versammlung war von einer seltsamen mit Zaubergewalt über sie gekommenen Andacht ergriffen — und diese Andacht hatte man sich erkauft? Es war ja ein Kunstgenuß, kein Kirchgang, und dennoch war

man andächtig, ja, bei Gott, andächtiger als in einer Predigt! —

Plötzlich fielen in das geräuschlose Staunen der Anwesenden die feierlich dumpfen Töne der Orgel. Langsam und in vollen Mollakkorden brausten sie aus dem mondbeleuchteten Dome zu uns herüber, und schwollen immer mächtiger an, bis die Melodie des alten Kirchenliedes: „**Dies irae, dies illa,**“ den Gesang wie ein wehklagender Jammerlaut zerriß, und nur noch die Sylben des erschütternden Liedes in die schweigende Mondnacht hineinwehten. Kein Laut war unter der gedrängten Masse der Zuschauer zu hören. Ich stand neben zwei jungen, blühenden Mädchen, an deren unwillkührlichen Bewegungen ich bemerkte, daß sie, ganz ihrem Gefühle hingegeben, weinten. Seltsame unerklärliche Gewalt der Kunst! Es ist der in ihr ruhende Gott, der uns zur Anbetung zwingt, und eine Verehrung des Heiligen bewirkt, die jeden profanen Gedanken schon im Entstehen vernichtet.

Der Gesang war zu Ende, die Orgel schwieg, nur das täuschende Naturspiel dauerte fort. —

Da trat hinter dem Vorhange ein kleiner fein und modern gekleideter Mann hervor, deſſen ſilberweiße Locken unter dem ſchwarzen Sammetkäppchen ſeinen ſcharf markirten Zügen einen eignen Reiz verliehen. Augenblicklich erkannte ich in ihm den Director Tiefenbach, meinen Gefährten von der Promenade. Er ward von der Mehrzahl der Anweſenden freundlich und zuvorkommend begrüßt, und erwiederte den Gruß auf gleiche Weiſe. Als er mich bemerkte, drückte er mir herzlich die Hand, drängte ſich bis an die Gallerie und gab, auf das Bild deutend, folgende Erklärung:

„Verehrteſte Herrſchaften! Sie ſehen hier einen gothiſchen Dom in Mondbeleuchtung, ein ſüperbes Bild, wie ich Sie verſichern kann. Der Maler Herr N. N., den Sie kennen, hat Alles aufgeboten, um etwas Vollkommenes zu leiſten. Es war ſeine Abſicht, in dieſem gothiſchen Dome in Mondbeleuchtung die traurige Angewöhnung darzuſtellen, wie ſie, dem Heiligſten nahend, eitel Böſes erzeugt. Zwar kennen Sie dies ſchon, meine Herrſchaften, und es bedürfte eigentlich gar keiner Erklärung; da ich aber weiß, daß ſich immer Fremde in meinem Diorama einfinden, ſo

iſt es nöthig, das ſchon öfters Geſagte nochmals zu wiederholen."

Der ſeltſame Mann machte eine Pauſe, die Fremden ſahen ſich erſtaunt an, die Einheimiſchen lächelten vergnügt, und freuten ſich offenbar auf das, was nun etwa folgen würde.

„Es iſt eine allbekannte Wahrheit," fuhr der Director Tiefenbach fort, „daß die Angewöhnung der Anfang des Weltunterganges iſt. Jeder Menſch trägt den Beruf in ſich, dieſer Angewöhnung entgegenzuarbeiten je nach Anlage, Talent und Vermögen. Dies iſt zwar eine ſchwere Arbeit, meine Herrſchaften, aber ſehr fruchtbringend und ſegensreich; denn die Angewöhnung iſt die Erbſünde. Dieſe müſſen wir aus uns herauszutreiben ſuchen, wenn es beſſer werden ſoll auf Erden. Wir ſterben an der Angewöhnung, denn auch das Sterben, der Tod, iſt eine Angewöhnung, und leider die allerfatalſte, weil es ſo ſchwer, ſich dagegen zu wehren."

„Dies Bild, meine Herrſchaften, zeigt Ihnen einen gothiſchen Dom in Mondbeleuchtung. Kirchen ſind Gebäude zu gemeinſamer Gottesverehrung errichtet. Das iſt gut. Vor Alters rannte Alles

hinein, was nur kriechen konnte, jetzt, wie Sie aus Erfahrung wiſſen, iſt das anders geworden. Aber die Angewöhnung iſt zähe, ſie iſt eine Macht, eine Art von Dämon. Der Einzelne, das Individium, widerſteht ihr zwar, allein die Maſſe, die Geſammtheit, hat den Narren daran gefreſſen, und darin liegt das Unglück. Ein gothiſcher Dom iſt ein verſteinerter Gedanke des Mittelalters, eine wohl conditionirte Idee einer confuſen Zeit, eine verdammt feſte Angewöhnung. Was will man mit ſolchen künſtlichen Steinhaufen machen? — Es iſt wahr, das Ding, ſo im Mondſchein hingeſtellt, ſieht anmuthig, reizend, romantiſch aus, es iſt aber auch dies wieder eine bloße verjährte Angewöhnung. Was nicht zeitgemäß iſt, liegt offenbar außer oder hinter der Zeit. Jede Angewöhnung iſt veraltet, mag ſie nun kommen, woher ſie will; wir ſollten ihr den Krieg erklären. Aber wir ſind ein gutmüthiges Menſchengenre, wir treten Niemand gern zu nahe. Es iſt ein Glück und ein Elend mit uns! Warum beſuchen wir noch gothiſche Dome? Aus purer Angewöhnung. Warum erſchrecken wir vor dem „**Dies irae?**“ Aus ſimpler Angewöhnung! Warum zittern unſre

Herzen, warum weint das Auge des unſchuldigen Mädchens, wenn die feierlichen Orgeltöne ihre Seele berühren wie der Windhauch die Saiten der klingenden Harfe? Warum? Aus Angewöhnung, meine Herrſchaften! Warum finden Sie dieſes genial-abgeſchmackte Bild ſchön, bezaubernd, andachterregend, zum Gebet ſtimmend, heiligend und tiefe Scheu erweckend? Aus einer lächerlichen Angewöhnung! Was ſind überhaupt Gebet, Andacht, Scheu, Gottesdienſt? Nichts als lauter mehr oder weniger veraltete Angewöhnungen! Ja, meine Herrſchaften, Angewöhnung iſt die einzig denkbare Blasphemie, Angewöhnung iſt Frivolität in höchſter Potenz, Verurtheilung des Gottes in uns! Ich bin davon ſo überzeugt, daß ich gar nicht mehr davon zurückkommen kann. Warum? Da haben Sie wieder den Fluch unſeres unnatürlichen Lebens, die pure nackte Angewöhnung. — Ich eifere gegen den Mißbrauch unſeres Geiſtes, unſeres Gemüthes aus Angewöhnung. Kaum gewöhnt ſich der Menſch ſeine alten Fehler ab, ſo bemächtigen ſich ſeiner ſchon wieder neue, und das iſt ſeine Verdammniß!"

„Nun betrachten Sie einmal dies excellente,

ſuperfeine Gemälde. Sie erblicken dieſen Dom im Mondlichte. Warum das? Hören Sie mich. Den Einheimiſchen bin ich bekannt als ein geruhſamer Bürger, aber ich liebe weder das Alte noch das Thörichte; ich bin vielmehr ein ausnehmender Freund des vernunftgemäßen Neuen. Ein Dom in Mondbeleuchtung iſt, in verſtändliches Deutſch überſetzt: das Alte im Sturz begriffen — die bekämpfte Angewöhnung vergangener Jahrhunderte! — Religion mag gut ſein; ich habe nichts dawider. Der Glaube geht mich nichts an, er iſt Privatſache, aber, meine Herrſchaften, eine angewöhnte Religion iſt eine traurige Religion. Sie iſt ein ſchlecht gearbeitetes Exercitium des Geiſtes, man muß es corrigiren. Womit? Ja, das iſt hier die Frage. Ich meine mit Witz, Satyre, Ironie, der Dreieinigkeit unſerer Epoche, dieſer Dreimännerherrſchaft unſerer modernen Zeit! Vermittels dieſer dreifachen Guillotine wollen wir die Angewöhnungen verjährter Jahrhunderte köpfen; mit ihr mag die moderne Schreckensherrſchaft ihre Triumphe feiern. Sie vergießt kein Blut, ſie zapft blos den Angewöhnungen ihre verdorbenen Lebensſäfte ab. Die Art und Weiſe dieſes Ver-

fahrens können Sie bemerken, wenn Sie gefälligst das Bild in Augenschein nehmen wollen."

„Der Mond scheint auf einen gothischen Dom. Was ist denn ein gothischer Dom? Die Andacht des Mittelalters in Stein gegraben. Nun frage ich Sie, können wir modern-mittelalterliche Andacht brauchen? Läßt sich mit einer versteinerten Andacht irgend etwas anfangen? Versteinerte Andacht gleicht einem versteinerten Fische, man kann Studien daran machen, aber es kommt kein Leben hinein; es ist eine Gedankenmumie, weiter nichts! — Und was soll der Mondschein? Meine Herrschaften, darin liegt der humoristische Witz des Künstlers. Der Mondschein soll darthun, daß veraltete Institutionen, und wären es religiöse, sich nicht beleben lassen. Das Frühroth weckt und belebt, aber das Mondlicht gleicht dem aufgehaschten aus einer **Laterna magica** herausflimmernden Frührothe, und zwingt keine Memnonssäule zu wehmuthssüßen Tönen. Es ist blos das kraftlos verhallende Echo des lebensvollen Frühroths, eine blasse kalte Maske, die der müde Tag über sein abgelebtes Gesicht stülpt, um seinem Gott die Schmach zu verbergen, an der er langsam

verwelkt. Wie die ewige Lampe in Grabgewölben den feuchten Dunst vergoldet, um auch die Todten noch in dem täuschenden Glanze hingesunkener Herrlichkeit zu hüllen; so flammt der Mond aus dem dunklen Gebäude des Himmels herab, um mit erborgtem Glanze des Lebens Wärme wegzutäuschen. Es ist der Jesuitismus des sonnenwarmen Weltlebens, an dessen lichtfalbem Gängelbande die Welt in ein Schlafwandeln verfällt, aus dem nur im Tode das wahrhafte Erwachen denkbar ist. Deshalb taugt der Mondschein nur in eine romantische Landschaft, nicht aber in die Weltgeschichte; denn in ihr bringt er die Angewöhnung eines schlafwandelnden, bewußtlosen Lebens hervor."

„Dieser mondbeleuchtete Dom vergegenwärtigt unser schlafwandelndes, religiös-mondsüchtiges Zeitalter, jene grausige, schreckenerregende Angewöhnung aus den Tagen des Mittelalters. Ein mondsüchtiger Cultus ist eine erbarmungswürdige Erscheinung, eine fortgesetzte Blasphemie gegen den menschlichen Geist. In dieser Angewöhnung verlischt unser wahres Leben wie ein fallender Stern. Nur in der Abgewöhnung liegt die mög-

liche Wiedergeburt unſerer zuſammengeſchrumpften Menſchheit. Glauben Sie mir, meine Herrſchaften, denn ich bin ein erfahrner Mann. Ich habe die Welt geſehen, die leibliche, die geiſtige und auch die geiſtliche, die letztere iſt die allerabgeſchabteſte. Sie iſt zuſammengeſetzt aus lauter zerfallenen Angewöhnungen, und fährt aus einander wie ein zerriſſener Prieſterrock, ſo nervenſchwach zitternd, ſo wehmüthig leidtragend, daß einem das Herz dabei brechen möchte. O, möchten wir uns das Angewöhnte in ihr doch abgewöhnen! Dieſen Mondſchein aus dem warmen Leben verbannen! Dieſe ſchlafwandelnde Geſellſchaft aus der Heiterkeit der Menſchen! Sie verbittert uns alle Freuden, alle Feſte, alle Unſchuld; ſie verdirbt uns ſogar die Abgewöhnung, dieſen irdiſchen Retter und Erlöſer aus allem Uebel! — Der Mondſchein iſt erhaben hinter einem alten gothiſchen Dome des Mittelalters, aber er läßt unſere Herzen erblaſſen im modernen friſchen Leben. Dieſes Leben bedarf des Sonnenſcheines. Ein Leben im Mondſcheine iſt ein blaſſes Leben, ohne Wärme, ohne Begeiſterung, ohne Liebe! Mondnächte ſind Silhouetten des ſonnigen Tages, die

längst aus der Mode gekommen; darum, meine Herrschaften, gewöhnt Euch das mondscheinige Leben ab!"

Der begeisterte Director trat hinter den Vorhang zurück, dieser rollte lautlos über das mondbeleuchtete Bild, und ich befand mich mit der Gesellschaft wieder in dem düstern, stillen Tempelraume. Verwundert beobachtete ich den Eindruck, welchen die seltsame Erklärung des Dioramabildes auf die Zuschauer hervorgebracht hatte. Einige staunten wie ich, die meisten aber kicherten oder flüsterten sich wechselseitig lächelnd und achselzuckend leise Bemerkungen ins Ohr. Die wunderliche Rede des noch wunderlicheren Mannes hatte die Mehrzahl der Zuschauer offenbar ergötzt.

Man drängte dem Ausgange zu. Ich war eigens ergriffen, und wußte nicht, was ich aus diesem Director Tiefenbach machen sollte. Als ich die Treppe hinabstieg, bemerkte ich in der grünen Nische hinter dem Cassentische noch immer das bleiche Mädchen, eine lautlose Marmorstatue. Sie hatte den Kopf sinnend in die hohle Hand gestützt und schien die geräuschvoll Fortgehenden gar nicht zu bemerken. Obgleich dies geheimniß-

volle Weſen mich unwiderſtehlich anzog, ſo mußte ich mich doch bezwingen; denn eine Annäherung im Beiſein ſo Vieler war nicht möglich.

Die Geſellſchaft trat ins Freie. Wie eine liebende Braut umfing uns der ſonnenwarme Tag, und ich verſank in die alten Träumereien meiner früheſten Jugend, aus denen mich erſt das laute Lachen und Scherzen der Auseinandergehenden weckte. Ich horchte auf, und vernahm Worte, die ich mir nicht zu deuten wußte. Man ſprach von Wahnſinn, Dummheiten, barocken Anſichten und ähnlichen Dingen. Vor mir ging ein ſtattlicher Mann mit einem Stern auf der Bruſt. Seine Miene war offen, wohlwollend und intereſſant. Ich grüßte ihn höflich, er dankte noch höflicher. Als Fremder, dachte ich, iſt dir eine Frage erlaubt; ich entſchuldigte mich und redete ihn an:

„Sie kommen aus dem Diorama?"

„Zu dienen. Und Sie auch?"

„Ich war ebenfalls dort, und bin ſehr erfreut worden, nur der Director hat einen ſeltſamen Eindruck auf mich gemacht."

„Sie ſind vermuthlich ein Fremder?"

„Allerdings.“

„Aha,“ verſetzte lächelnd der ſtattliche Mann, „da werden Sie ſich freilich nicht recht orientiren können. Iſt es Ihnen genehm, ſo bin ich bereit, Ihnen einige Aufſchlüſſe über dieſen Mann zu geben.“

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar dafür ſein.“

„Bitte ſehr! Promeniren wir ein wenig, die Luft iſt angenehm.“

Wir verloren uns in die dunkleren Baumgänge der ſchönen Anlagen. Nach einer Pauſe ſprach mein Begleiter: „Dieſer Director Tiefenbach iſt nicht recht bei Verſtande, er leidet an einem ſtillen Wahnſinn oder einer fixen Idee. Eigene Unglücksfälle mit ſeiner einzigen Tochter, die Sie an der Caſſe geſehen haben werden —“

„Das reizende Mädchen iſt alſo die Tochter des Directors?“ fiel ich ein.

„Tiefenbachs Tochter,“ ſagte der Fremde. „Dieſe Unglücksfälle haben ihn zu der fixen Idee gebracht, alles Unglück in der Welt komme von Angewöhnungen her. Daraus nun werden Sie ſich die Erklärung des vortrefflich ausgeführten Gemäldes deuten können. Dieſer Tiefenbach

erklärt jedes Bild auf eine und dieselbe Weise, hat aber eine wahrhaft bewundernswürdige Gewandtheit darin, seine fixe Idee in jedes Bild hineinzutragen und jedes wiederum aus ihr zu erklären. Fremden fällt dies natürlich nicht auf, denn sie wissen nicht, wie der Mann zu seinen Raisonnements kommt, wir Einheimischen aber sind daran gewöhnt und achten kaum noch darauf. Die oft originellen Einfälle des sonst ganz gesunden Mannes belustigen uns nur noch. So besuchen wir sein Diorama, um uns gewissermaßen bei der Narrheit einer wahrhaft geistigen Erholung zu überlassen."

„Wäre es denn aber nicht besser, den Mann in Gewahrsam zu nehmen?" wendete ich ein. „Er kann ja leicht durch seine Bildererklärungen mannigfaches Unheil anstiften; denn sein Raisonnement ist bei allem Auffälligen doch nicht sinnlos, wenn auch zuweilen bizarr."

„Glauben Sie das nicht," versetzte mein Begleiter. „Gefängniß würden weder er noch seine Tochter ertragen. Man hat ihn unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und so mag er denn schwatzen. Die Einheimischen wissen, daß er ein Narr ist,

den Fremden wird es zeitig genug bekannt und die Mehrzahl kann seine Reden nicht fassen. Gaffend hört sie die seltsamen Dinge, belustigt sich daran, weil sie von vorn herein weiß, daß eben ein Narr spricht, und so lebt der Mann auf seine Faust ungestört, während der Staat von diesem Leben einen wesentlichen Vortheil zieht."

„Vortheil?" erwiederte ich, wie ist dies möglich!"

„Sehr natürlich," fuhr der Besternte fort. „Verweisen wir den Mann in ein Irrenhaus, so muß ihn und seine Tochter der Staat erhalten, so aber kann der Mann sich sehr anständig nähren. Sein Diorama wird auffallend stark besucht, theils der wirklich trefflichen Gemälde halber, die er mit Geschmack wählt und aufstellt, theils des Mannes selbst und seiner Raisonnements wegen. Die ganze junge Welt aber geht wiederholt hinein, um das bleiche, schöne, stumme Mädchen zu sehen. So gewinnt der Mann viel, und muß eben deshalb eine sehr bedeutende Summe an den Schatz des Staates zahlen. Wollte Gott, es gäbe viele solche Wahnsinnige! Der Staat könnte sich alsdann bald aus seinen Schulden herausarbeiten, und

wir verdienten ſelbſt eingeſperrt zu werden, wollten wir ſo brave Füller der Staatscaſſe auf Koſten des Staats deshalb nähren, weil ſie an einer wunderlichen, fixen Idee kranken."

Wir waren an eine Straßenecke gekommen, und da mein Begleiter Anſtalt, machte ſich zu empfehlen, ſo bat ich um ſeinen Namen. „Graf von Elmenhorſt," erwiederte der ſtattliche Mann, „Miniſter des Innern Sr. Majeſtät des Königs," und empfahl ſich mit einem wohlwollenden Lächeln.

Ich verneigte mich ſo tief, daß ich faſt einen rechten Winkel bildete, ſah dem ſo trefflich für das Wohl des Staates ſorgenden Miniſter eine lange Zeit nach und ging in tiefen Gedanken nach meinem Hotel. —

Am folgenden Morgen weckte mich das laute Gezänk meines Bedienten mit einem Fremden, der durchaus in mein Zimmer dringen wollte. Ungeduldig erkundigte ich mich nach der Urſache dieſer frühen Störung, und bekam ſtatt aller Antwort das originell dumme Geſicht des Lohn-

bedienten zu sehen. Auf meine Frage, was er begehre, verlangte er seinen Lohn.

„Wofür denn?“ sprach ich.

„Für meinen Besuch,“ antwortete der störrige Mensch, und setzte mir weitläufig aus einander, daß es seine und seiner Collegen Pflicht sei, in den verschiedenen Hotels der Stadt den Herren Fremden ihre Dienste anzutragen, wofür ihnen auch, im Fall einer abschlägigen Antwort, die Hälfte des bestimmten Führerlohnes zukomme. Sobald ihm dies verabreicht sei, würde er sich augenblicklich freundschaftlichst empfehlen.

Dies naive Geständniß und die originelle Betriebsamkeit des Menschen waren zu komisch, als daß ich mich darüber hätte ärgern können. Kopfschüttelnd lohnte ich den Mann für seine Aufmerksamkeit ab, versicherte ihm aber in aller Freundschaft, daß ich fernerhin seiner durchaus nicht mehr bedürfe, und bei einer nochmaligen aufmerksamen Nachfrage ihn unverzüglich die Treppe hinabwerfen würde. Der Lohndiener hörte mir ganz geduldig zu, und schied mit einem tiefen Bückling und einem kurzen: „Sehr wohl!“

Den ganzen Vormittag hatte ich auf der

Bibliothek zugebracht, so viel Merkwürdiges mir aber auch dort geboten wurde, begann es mich doch auf die Dauer zu langweilen. Wer mag sich auch unter Büchern und Papier immerfort wohl befinden! Es steckt keine Seele in diesen schweinsledernen Einbänden, wenn auch noch so viel Geist, und der Mensch, wenigstens der moderne, lebt nun einmal nicht vom Geist allein, er will durchaus auch Seele haben. Der Geist ist blos Sonntagskost, an der Seele aber zehrt jeder Werkeltag, und saugt sich aus ihr die Kraft einer trotzigen Jugend. — Ich war froh, als ich die weiten Säle verlassen hatte, und mich wieder in der offenen blühenden Natur befand.

Nachmittags war ein großes Concert auf einem Gesellschaftsorte nahe bei der Stadt angesagt. Musik ist immer meine Leidenschaft gewesen, wenn ich sie auch nicht bekritteln und schulmeistern kann. Sobald ich Musik höre, will ich mich in die quellenden Töne vertiefen, mich in ihrem Springquell baden, und auf der Ebbe und Fluth der heranwogenden Harmonien meine irdische Glückseligkeit ausleben. Es ist dies verzeihlich für einen Ungeborenen, der ja so alle Freuden des Daseins

nur mit zitternder Hand aus dem Dunkel einer verhöhnenden Welt entwenden darf. Nur in der Muſik, dieſer allverſtändlichen Herzens- und Völkerſprache, ſinkt die Fatalität meines Lebens in Vergeſſenheit und ich fühle mich gleich allen Uebrigen. Getauft von der Fluth der melodiſchen Töne trete ich ein in den Tempel des reinen Menſchenthums, und von mir hinweg wie ein blaſſer Nebel zieht der Fluch der Ungeborenheit, in den mich ein ironiſches Schickſal gehüllt. —

Das Concert war beſucht, die Muſik, ſo viel ich davon verſtand, gut. Mir genügte ſie ſchon deshalb, weil ich mich ſelbſt vergaß. Iſt doch das Vergeſſen der einzige Grund meines ununterbrochenen Reiſelebens. Aus dem Vergeſſen erſchließt ſich alle Seligkeit irdiſchen Glückes; könnten die Menſchen alles vergeſſen, was ſie quält, ängſtigt und ihnen die Heiterkeit raubt, ſie brauchten weder früh noch Abends bittweiſe bei Gott um die ewige Seligkeit einzukommen.

Keck und harmlos ſetzte ich mich unter die geſchmückten Geborenen, als wäre ich ihr Ebenbürtiger. So lange das Concert dauerte, konnte ich mich, gefeſſelt von dem Zauber der Töne wenig

in der Gesellschaft umsehen, und ohnehin fremd, begegnete ich zwar vielen interessanten und schönen Gesichtern, nirgends aber einem Bekannten. Erst gegen das Ende des Concerts bemerkte ich hinter mir den kopfwendenden Director Tiefenbach an der Seite seiner schweigenden Tochter. Auch er gewahrte mich und nickte mir freundlich zu.

Nach Beendigung der Musik begab ich mich zu ihm. Er nahm mich freundlich auf und stellte mich förmlich seiner Tochter Adelheid vor. Das blasse Mädchen lächelte, aber trotz meiner wiederholt an dasselbe gerichteten Fragen verharrte es in tiefem Stillschweigen. Hätte ich nicht durch den Grafen Elmenhorst erfahren, daß sie an einer Art Wahnsinn leide, so würde mich ein solches Benehmen beleidigt haben, jetzt aber bedauerte ich sie von Herzen, um so mehr, als ihre blendende Schönheit Alles überstrahlte, und sie in meinen Augen doppelt elend machte. Tiefenbach mochte das scheinbar Unschickliche fühlen, und beeilte sich, mir das Stillschweigen seiner Tochter zu erklären.

„Sie werden es unzart finden," hob er an, „daß meine arme Tochter auf Ihre wohlwollenden Fragen keine Antwort giebt. Das arme

Kind! — Verdammen Sie deshalb mein Töchterchen nicht. Adelheid hat sich das Schweigen angewöhnt. Das ist der Jammer, dieser Allerweltsjammer, der auf allen Wegen und Stegen uns auflauert, und dem wir nun und nimmermehr ganz entgehen werden. Es ist ein großes Elend diese Angewöhnung! Mein ganzes Leben lang hab' ich nun schon darüber nachgedacht, wie man wohl diesem Jammer ein Ende machen könne, aber es ist Alles umsonst. Die Menschen wollen's nicht einsehen; sie befinden sich so heillos wohl bei diesen Angewöhnungen, daß mir angst und bange dabei wird. Glauben Sie mir auf's Wort, ein Mensch, der die Schwächen seiner Mitbrüder recht im tiefsten Innern erkannt hat, wird nicht geachtet. Auch davon könnte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, und Sie würden dann auch mein armes Kind begreifen!" Ich bat ihn, mir diese interessanten Mittheilungen nicht vorzuenthalten, indem ich die Versicherung hinzufügte, daß ich mir die möglichste Mühe geben würde, ihn zu verstehen. Der Director wackelte mit dem Kopfe und wandte sich noch schneller als gewöhnlich nach allen Seiten hin um. „Wir sind

alleweile nicht beobachtet, wie ich ſehe," begann er, „deshalb will ich es wagen." — Er rückte näher zu mir, Adelheid ſtützte die weiße Stirn in ihre Hand und ſchien weiter keinen Theil an den Worten ihres Vaters zu nehmen. Die Muſik begann unterdeß wieder, man merkte nicht auf uns, und ich vergaß über der Erzählung des guten Dioramadirectors Alles um mich her, nur Adelheid nicht, die ſtille Wahnſinnige.

„Wir waren einſt glückliche Menſchen," begann Tiefenbach ſeine Mittheilung, „ich beſchäftigte mich von jeher mit Mechanik und anderen in dieſes Fach einſchlagenden Künſten. Auf meinen Reiſen, die ich zur Ausbildung meiner ſelbſt unternahm, kam ich auch nach Paris. Das Zuſammenſtoßen einer ganzen Welt in dieſer Stadt der Städte reizte mich, und ich gefiel mir in dem dortigen Lebensgedränge ſo wohl, daß ich es unbeſchadet meiner Reiſeluſt zu meinem bleibenden Aufenthaltsorte für die Zukunft erwählte. Eine Zeitlang durchſtrich ich ganz Frankreich nach allen Richtungen der Windroſe, ging nach England, nach Italien, eilte nach Griechenland und kehrte von da erſt wieder nach Paris zurück. Dieſe Reiſeluſt ward

für mich zum Laſter, zur fluchwürdigen Angewöhnung, der Mutter alles Erdenelendes. Das ſah ich damals noch nicht ein, denn ich reiſ'te blos zu meinem Vergnügen, weil es mich geiſtig und leiblich unterhielt."

„In dieſer Zeit entſtanden die Panoramen. Intereſſe und natürliche Anlage vermochten mich, ſie zu vervollkommnen, und ſo erfand ich nach manchem mißlungenen Verſuche die Dioramen. Damals hielt ich mich wieder in Paris auf; eine lebensluſtige, heitere und geiſtreiche Franzöſin feſſelte mich, wir heiratheten uns und lebten in einer Ehe, die eben ſo glücklich war als meine neue Erfindung. Durch ſie ward ich zum reichen Manne. Die Geburt einer Tochter erhöhte noch unſere irdiſche Glückſeligkeit, und meine arme ſchweigende Adelheid ward unſer Stolz und unſere Freude. Das Mädchen war ein Engel; franzöſiſche Grazie und Leichtigkeit im Lebensumgange verſchwiſterten ſich in ihr mit deutſcher Gemüthlichkeit und deutſchem Tiefſinn. Aber wir gewöhnten uns an das Glück, und Angewöhnung ward abermals der Urſprung unſeres Elends. Leider beachteten wir dies damals nicht. Ich

kümmerte mich wenig um Betrachtungen, zeigte mein Diorama, und fühlte mich geſchmeichelt, wenn in- und ausländiſche Künſtler dieſe neue Erfindung ihres Beſuches werth hielten."

„So vergingen viele Jahre. Da brach die Julirevolution aus, meine Gattin jauchzte dem ſiegenden Volke zu, und die begeiſterte Adelheid wagte ſich ſelbſt unter die Kämpfenden. Der Krieg iſt den Franzoſen zur Angewöhnung geworden; ſie kommen zu keiner Ruhe wie andere Völker zu keiner Bewegung, und darin liegt abermals der Grund ihres Unglücks."

„Unter den Kämpfern in jenen heißen Freiheitstagen zeichnete ſich beſonders ein junger Mann aus, der wie ein Löwe focht, mehrmals verwundet ward, und doch nicht den Wahlplatz verließ. Seine Mitſtreiter riefen ihm wiederholt mitten unter dem Kugelregen und dem Donner des Geſchützes ein begeiſtertes Lebehoch zu. Adelheid, im Enthuſiasmus ihrer aufgeregten Gefühle, ſtellte ſich an ſeine Seite, und focht keck und todesmuthig den Kampf der jungen Freiheit. Die Mutter jubelte ihr Beifall zu, und die Barricade, von den königlich Geſinnten vertheidigt, ward genommen.

Der junge Mann und Adelheid erſtiegen ſie zuerſt, und ein unbeſchreiblicher Jubel begleitete auf dieſem Punkte den Sieg des kühnen freiheittrunkenen Volkes. Adelheid kehrte zurück, eine Kugel hatte ihr den Arm zerſchmettert. Auch auf andern Orten ward der Sieg erfochten, und als der warme Sommerabend hellgänzend ſeinen Sternenmantel über die brauſende Stadt breitete, ſchleppte ſich der faſt ohnmächtige junge Mann in meine Wohnung. Kampf und Blutverluſt hatten ihn ſo ermattet, daß er ſich kaum aufrecht zu halten vermochte. Dennoch blieb er heiter und begehrte nur ſeine Freiheitsbraut zu ſehen. Adelheid erſchien; er drückte ſie an ſeine Bruſt und ihre Herzen hatten ſich gefunden." —

„Von dieſer Stunde an ward meine Wohnung der Tempel ſo inniger Liebe, wie ſie nur ſelten auf Erden gefunden wird. Der junge Armagnac war Arzt, erhielt als einer der tapferſten Kämpfer die Julidecoration und beſuchte von dieſem Tage an täglich mein Haus."

„Es wäre Alles gut und glücklich gegangen, hätte nicht die Angewöhnung allen Glanz meines Lebens für immer verwiſcht. Der Franzoſe hat

sich den Krieg angewöhnt und dadurch ward mein unseliges Schicksal bedingt. Tausendmal sagte ich's meinem zukünftigen Eidam, und setzte ihm die schädlichen Folgen auseinander. Armagnac aber lachte und scherzte, nannte mich einen braven gutmüthigen, friedliebenden Deutschen, und blieb Franzose wie zuvor."

„Der Ausbruch der **Cholera morbus** veranlaßte mich Paris mit Weib und Kind zu verlassen. Ich ging nach Lyon. Armagnac, durch Adelheids Bitten dazu bewogen, folgte uns. Mein Diorama, das man schon mannigfach nachgeahmt hatte, erregte dennoch durch seine Großartigkeit und Originalität der aufgestellten Bilder auch in Lyon das größte Aufsehen. Ein gleiches Glück wie in Paris begünstigte mich, aber die entsetzliche Angewöhnung der Franzosen heftete sich auch hier wie ein Fluch an meine Fersen, und die Gegenwart Armagnacs ward der Sarg meines Glückes. Die Unruhen in Lyon begannen. Unzufrieden mit den Einrichtungen des neuen Bürgerkönigs murrten die Helden der Julirevolution. Armagnac hielt die heftigsten Reden gegen die Schlauheit Ludwig Philipps, erklärte sich laut gegen ihn und

haranguirte die Mißvergnügten. Meine Bitten und Vorſtellungen fruchteten wenig; er nannte ſie Einbildungen und meine Erfahrungen fixe Ideen, von der Schädlichkeit der Angewöhnungen wollte er gar nichts hören.“

„Während unſeres Aufenthaltes in Lyon ward mein Diorama häufig beſucht, wozu weſentlich die Schönheit Adelheids beitrug, die mich öfters bat, ihr die Rolle eines Caſſirers zu übertragen. „„Es macht mir Vergnügen,““ ſagte ſie, „„die bunte Welt an mir vorüberziehen zu ſehen, und Dir, lieber Vater, wird es keinen Nachtheil bringen.““ Allein mein Kind, halb Franzöſin, liebte ein an ſich ſchuldloſes Kokettiren, und nur die Angewöhnung der Nation zog ihr einzelnes Kind mit ſich in das Verderben.“

„Unter dem Heere, wovon eine Abtheilung in Lyon cantonnirte, befanden ſich mehrere junge Offiziere, die an der Julirevolution Theil genommen hatten, ihre liberale Geſinnung hatte keinen andern Makel als den einer ariſtokratiſchen Geburt; ſie waren vom Adel. Einer derſelben ſchien Gefallen zu finden an meinem armen Kinde. Oft beſuchte er das Diorama und unterhielt ſich mit

Adelheid. Hier begegnete ihm einſt Armagnac, und obgleich franzöſiſcher Anſtand einen wilden Ausbruch ſeiner erregten Leidenſchaftlichkeit verhinderte, ſo ſpiegelte ſich doch Zorn und Eiferſucht in der Gluth ſeines Geſichts. Erſt als Beide das Diorama verließen, wechſelten ſie harte Worte mit einander, ohne es zu Thätlichkeiten kommen zu laſſen."

„Um neuen Störungen vorzubeugen, bewog ich Adelheid von Stund an die Caſſe zu verlaſſen. Nichts deſtoweniger beſuchte mich der Offizier nach wie vor. Armagnac ward immer erbitterter und ſchwor Rache zu nehmen. Sein ganzes Verhältniß zu Adelheid ward ein gereiztes, er konnte ſie nicht mehr mit der Flamme der Unſchuld und Herzensreinheit lieben, und war ſein Gefühl zu meiner Tochter auch ein glühenderes, ſo ward dieſes doch in der Gluth des Haſſes vergoldet."

„Die Aprilunruhen brachen aus, Adelheids Geliebter hatte Theil an den Aufreizungen des Volkes genommen, wollte ſich aber nicht unter die Aufgeſtandenen miſchen, denn er fürchtete die Sache der Freiheit in Verruf zu bringen. Da ſah er ſeinen Nebenbuhler gegen die ſogenannten

Rebellen ziehen und ihre Reihen niederschmettern. Dieß entschied. Er stellte sich an die Spitze des Volkes und kämpfte gegen die Söldner, denn er war der festen Ueberzeugung, daß, könne man nur durch muthige Anführung den Sieg erringen, der Aufstand geheiligt sei. Adelheid schwärmte mit ihm für die Aufgestandenen. Während des furchtbaren Kampfes stürzte der junge Offizier in meine Wohnung und verlangte von mir die Hand meiner Tochter, von Adelheit den Schwur der Treue, indem er Armagnac des Verrathes an König und Vaterland beschuldigte. Adelheid wandte sich mit Abscheu von ihm, und jubelte der Partei des Volkes ein Lebehoch zu. Ich bat und ermahnte zur Mäßigung, meine Gattin aber trat auf die Seite der Tochter und wies dem Eindringling die Thür."

„Rache im Herzen verließ uns der Offizier, schleuderte aufs Neue Kartätschen unter die Aufrührer und brachte sie zum Weichen. Sie warfen sich in die Straße, wo ich wohnte. Ein starkes Haus ward zur Festung umgeschaffen und, von diesem beschützt, ein furchtbares Blutbad unter den Stürmenden angerichtet, die der junge Offi-

zier befehligte. An der Spitze der Vertheidiger des Hauſes ſtand Armagnac, und kaum erblickten ſich die beiden Todfeinde, als der Kampf der Freiheit zu einer perſönlichen Fehde herabſank, und Liſt und Leidenſchaft zu den außerordentlichſten Mitteln griffen. Meine Gattin, aller Gefahr vergeſſend, rief den Verſchanzten aus dem Fenſter Beifall zu und Adelheid ermuthigte den Geliebten durch thätige Theilnahme am Gefecht. Da tödtete eine Kugel mein armes Weib. Im nächſten Augenblick erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Grundveſten meiner Wohnung und aufſteigender Pulverdampf verdichtete die Luft bis zum Erſticken. Der junge Offizier hatte das uneinnehmbare Gebäude durch Petarden in die Luft geſprengt. Eine halbverbrannte Hand flog in die zerſchmetterten Fenſter meines Hauſes, krampfhaft zuſammengeballt hielt ſie einen von der Gewalt des Pulvers gekrümmten Dolch — Adelheid erblickte das verbrannte Glied, ein gellender Schrei zerriß mein Herz und zuſammenſtürzend ſah ich mein unglückliches Kind die verſengte abgeriſſene Hand ihres zerſchmetterten Geliebten an die Lippen drücken."

„In demſelben Moment klopfte es ſchauerlich dumpf an die Hausthür, ein ſchwerer Karren raſſelte durch die Straße, und der einzige ruhige und ſtille Menſch in ganz Lyon, der Todtenſammler in ſeinem ſchauerlichen phantaſtiſchen Coſtume, erkundigte ſich nach Todten. Der gefühlloſe Mann ergriff meine Gattin, lud ſie auf ſeinen Karren, und weiter durch rauchende Trümmer und verſtümmelte Leichen polterte der Todtenwagen.“

„Das Feuer ſchwieg, die Königlichen hatten geſiegt. Meine Adelheid küßte noch immer die Hand ihres Geliebten, keine Thräne benetzte die Wimper, aber ſie hat ſeit jenem Tage kein Wort mehr geſprochen. Die Leute nennen ſie wahnſinnig, ſie iſt es aber nicht, nur der Schreck hat ihr das Herz gebrochen und ſie zum Schweigen gezwungen. Jetzt ſchweigt ſie aus Angewöhnung und kann ſich's eben nicht mehr abgewöhnen. Und ich predige nun auf allen Kreuzwegen dieſe meine Erfahrungen, das entſetzliche Leid, welches die Angewöhnung über uns bringt, und werde doch nicht verſtanden! Man hört mir zu, hält mich für einen completten Narren und ſtellt mich

unter polizeiliche Aufſicht. Dieſe fördert aber nur die Angewöhnungen, bricht ſie nicht, wie Sie das längſt bemerkt haben werden. Denn ſeit dieſer Zeit habe ich mir das häßliche unaufhörliche Kopfwenden angewöhnt, und es geht mir damit wie der Zeit, die ſich auch immer und ewig umwendet, um ſich vor den geheimen Polizeiſpionen zu hüten. Ach, lieber Herr, die Angewöhnung iſt unſere irdiſche Verdammniß und vergönnt keinen Frieden unſerm gemarterten Herzen!"

Hier ſchloß der arme Mann ſeine Erzählung, die mich tief ergriff, Adelheid ſaß noch immer in ihrer vorigen Stellung, die bleiche Stirn in ihre bleiche kleine Hand geſtützt. Sie ſchien gar keinen Antheil an der Welt, nicht einmal an der Muſik zu nehmen, und ſtarrte trüb vor ſich hin gleich dem trauernden Jahrhundert, das ſtumm geworden iſt, weil es die verſengte Hand ſeiner Geliebten, der Freiheit, nur todeskalt an die Lippen drücken kann. Armes Kind, tröſte Dich, denn Du biſt nicht ärmer als das ſtille, wahnſinnig ſtille Jahrhundert.

Ein Gewitter war im Anzuge; ſchon einige Male hatte ſich das dumpfe Grollen des Don-

ners von fern her vernehmen lassen. Die Gesellschaft zerstreute sich und auch der Director Tiefenbach wollte nach der Stadt zurückgehen. Nur Adelheid blieb ruhig sitzen. Da erschütterte ein heftiger Donnerschlag die Luft, Adelheid fuhr mit einem kurzen lauten Aufschrei empor, griff in ihren Busen und führte hastig einen gekrümmten Stahl an den schönen aufknospenden Rosenmund.

„Mein Gott, was ist das?" fragte ich erstaunt den Director.

Tiefenbach lächelte. „Fürchten Sie nichts," sprach er, „es ist der Dolch ihres vom Pulver zerrissenen Geliebten. Sie trägt ihn seit jener Stunde fortwährend bei sich und pflegt ihn bei jedem Geräusch, das einige Aehnlichkeit mit jener entsetzlichen Catastrophe hat, zu küssen. Es ist dies die stille Rache zu Grabe getragener oder in die Luft gesprengter Liebe. Bei meiner Tochter hat sich bereits wieder die Angewöhnung daraus entwickelt, doch bei Gott, die beste aller Angewöhnungen! Darf doch den Gesetzen zufolge selbst die Liebe nicht mehr nach Herzens- und Liebeslust sich freuen. Die Zeit der gesetzlich an-

erkannten Angewöhnungen iſt eine ſchwere, drükkende, ſchwüle, aber Gott ſei Dank, auch gewitterſchwangere Zeit! Man kann doch hoffen und — man hofft aus Angewöhnung!"

Das Gewitter zog raſch herauf; wir verließen den Geſellſchaftsort und Adelheid reichte ihrem Vater ſchweigend den Arm. Ich begleitete ſie nach der Stadt. Unterwegs erzählte mir Tiefenbach noch, wie er ſeit jenem Schreckenstage eiligſt Lyon und Frankreich verlaſſen habe, und in ſein Vaterland zurückgekehrt ſei. Müde des herumziehenden Lebens habe er ſich in der Reſidenz niedergelaſſen und befinde ſich leiblich ganz wohl, wenn nur die häßlichen Angewohnheiten nicht ſtörend auf ihn einwirkten. Dieſe und ſein beſtändiges Eifern dagegen ſeien Urſache geweſen, ihn des Wahnſinnes zu verdächtigen, und die Regierung, deren große Milde er ſonſt nicht genug preiſen könne, habe ſich dadurch bewogen gefunden, ihn unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen. So unangenehm ihm dies auch ſei, hoffe er doch den Widerwillen dagegen mit der Zeit zu verlieren. „Denn," ſagt er, „das Gute haben die Angewöhnungen, daß ſie wenigſtens bisweilen

manches Drückende im Leben vergeſſen machen. Und was iſt's auch weiter? Steht nicht die ganze Welt unter geheimer polizeilicher Aufſicht? Und fühlt ſie es wohl? Bitte, ſehen Sie ſich einmal unter dieſer bunten Menge um, wo merken Sie den Druck einer geſetzlichen Aufſicht? Nirgends! Angewöhnung iſt ein Unglück, weil ſie uns an der Freiheit und dem Freiwerden verhindert, ſie iſt aber auch ein Glück, indem ſie uns das Gebundene, die Knechtſchaft, nicht fühlen läßt."

Wir waren am Diorama angekommen und das Gewitter verſtreute ſchon einzelne große Tropfen.

„Haben Sie mein geſtriges Bild geſehen?" fragte der Director. „Doch ja, ich ſtand ja während der Erklärung neben Ihnen. Gut denn; ſind Sie befriedigt worden, ſo verſäumen Sie nicht, mich Morgen abermals zu beſuchen. Ich werde Sie mit einem originellen neuen Bilde erfreuen."

Er empfahl ſich höflich, Adelheid reichte mir die Hand. Ich wagte es die Bebende an meine Lippen zu führen, und ging mit einem Herzen

voll Jammer in mein Hotel zurück. Ich konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden.

Am nächsten Vormittage war ich einer der Ersten an der Thür des Diorama. Der Director hatte „den Löwenzwinger" angekündigt, und Jedermann war sowohl auf das Bild, als die Erklärung Tiefenbachs sehr begierig. Zur festgesetzten Stunde öffneten sich die Thüren, die wie bei Aufführung eines neuen Theaterstücks förmlich belagert waren. An der Casse reichte mir Adelheid freundlich lächelnd und zuwinkend ein Billet, und ich trat wieder in den tempelartigen Raum.

Dieselbe Stille, dasselbe Flüstern und Rauschen hinter dem Vorhang. Unwillkührlich wurde jeder in eine Stimmung versetzt, die dem Geheimnißvollen, das ihn erwartete, analog war. Wir mußten diesmal längere Zeit auf das Auseinanderrollen des Vorhanges warten, obgleich die Versammlung sehr zahlreich war und Niemand den Grund des langen Zauderns begriff. Der Director hatte nun einmal seine Grillen, denen sich das Publicum eben sowohl als Tiefenbach

der polizeilichen Aufsicht fügen mußte. Endlich läutete die wohltönende Glocke, falbes Licht erleuchtete den Tempelraum und der Vorhang rollte aufflatternd auseinander.

Das Auge versenkte sich in das Innere einer weiten Höhle. Tiefes Dunkel erfüllte sie und nur schwer ließ sich irgend ein Gegenstand erkennen. Darüber hing ein neblicher Himmel, der, wie der Schatten der Höhle, unbeweglich zu sein schien. Nach und nach ward es heller, einzelne Sonnenstrahlen durchzogen wie Glühwürmer den trüben Himmel, und warfen einen matten Wiederschein des Lichtes in die Höhle zurück. Jetzt wurden die Bewohner des Zwingers in verschiedenen Gruppen sichtbar. Einige von den Löwen lagen ruhig wie schlafend auf den Boden ausgestreckt, andere richteten sich wie zornig empor, die Mähnen gesträubt, mit geschwungenem Schweif ihre Weichen geißelnd; doch hielt eine Kette ihre Wuthausbrüche in den Schranken gefahrloser Mäßigung. Noch andere kämpften spielend mit sich selbst, und die Darstellung derselben war so naturgetreu, daß man das Gebrüll der königlichen Thiere zu vernehmen glaubte, das Wanken ihrer

Gestalten zu sehen meinte. Einzelne lagen wie verdrossen am Boden, und sahen den Uebungen und Spielen ihrer Jungen grollend zu. Mehrere der größten und ältesten waren mit doppelten und dreifachen Ketten an Felsen geschmiedet, ja sogar der Schweif war gefesselt, und die Mähnen hatte man ihnen verschnitten, wahrscheinlich um ihre unbändige Wildheit durch Hohn zu zähmen. Sie lagen entweder ruhig, oder bewegten sich, insofern es ihre Fesseln zuließen, ohne Rast auf dem schmalen Stück Boden, der ihnen vergönnt war, mit wuthsprühenden Augen umher. Im Hintergrunde schloß ein mächtiges Eisengitter den Zwinger, hinter dessen Stäben der Wärter oder Löwenbändiger sein höhnisches Gesicht zeigte. Man sah ihm die unverkennbare Freude über die ohnmächtige Wuth der gefesselten Bestien an. Neben und hinter ihm schaarte sich ein Trupp loser Buben, die auf alle nur erdenkliche Weise die bedauernswerthen Thiere zu reizen suchten.

Nie hatte mich ein Anblick so tief ergriffen wie dieser gemalte Löwenzwinger. Auch die übrigen Zuschauer schienen von den nämlichen Gefühlen bewegt zu werden, denn es herrschte

eine lautlose Stille unter der dichtgedrängten Menge.

Es ist mir immer ein niederschlagender Anblick gewesen, wenn ich die Kraft, selbst die rohe, in Fesseln geschlagen sah. Das Gefühl der Ungerechtigkeit bemächtigt sich meiner und ich komme dabei zu keiner Ruhe. Die Kraft ist zum Herrschen geboren und erhebt uns nur, bekleidet mit der Tracht ihrer Würde; eine in Ketten geschmiedete aber und gewaltsam durch äußere Zwangsmittel gelähmte Kraft beleidigt. Wir fühlen den grausam waltenden Zufall und verlieren die Perspective für das Leben. Gefesselte Löwen sind unästhetisch, aber sie stählen dennoch die Kraft; über gefesselte Katzen muß man lachen.

Meine stillen Betrachtungen wurden durch den eintretenden Director unterbrochen. Wie gewöhnlich grüßte er höflichst, drängte sich an die Gallerie und gab nach angenommener Weise eine Erklärung des Bildes.

„Verehrteste Zuschauer!“ sprach er, „die Darstellung eines Löwenzwingers sollte man meinen, sei kein passender Gegenstand für ein Dioramabild. Die Kunst, welche dem Diorama

seine Bedeutung gibt, läßt sich dabei nur im geringen Grade anwenden, und die Tiefe des Gedankens muß das Fehlende ersetzen. Ein Löwenzwinger ist ein Gefängniß für wilde nichtsnutzige Bestien. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß der Löwe an sich auch ein nützliches Thier sein *kann*, daß er es aber als Löwe an sich immer *sei*, unterliegt einem bedeutenden Zweifel, und diese Frage könnte zum Gegenstande einer staatsrechtlichen Abhandlung gemacht werden. Löwen sind nun ein für allemal gefährliche Bestien. Sie gehören in die Kategorie der reißenden Thiere, und Könige der Thiere hat man sie wohl blos deshalb genannt, weil sie im Zerreißen höchste Virtuosität mit unnachahmlicher Grazie und aristokratischer Würde verbinden. Ich weiß nicht, ob ich mich hierin irre, verehrte Herrschaften, aber es liegt nun einmal in meiner Natur, alle meine Gedanken auszusprechen; denn wie sollte ich sie sonst berichtigen."

„Es hat mir von jeher so scheinen wollen, als richte sich das Thier nach dem Menschen, Andere kehren den Satz um, und behaupten, der Mensch bequeme sich nach dem Thiere. Das ist

aber verkehrt, abgeſchmackt und irrational. Der Menſch iſt ein rationales Geſchöpf, das Thier ein irrationales; Unvernunft hat ſich immer nach der Vernunft richten müſſen: alſo ahmt das Thier den Menſchen nach. — Wie dies kommt, läßt ſich genau nicht ermitteln, nach meiner Meinung jedoch trägt allein die böſe unvertilgbare Angewöhnung wieder die Schuld. Der rationale Menſch muß, er mag wollen oder nicht, immer wieder auf dieſe Anſicht zurückkommen. Ohne Angewöhnung gäbe es keine Leidenſchaften und Laſter, ohne Angewöhnung keine nachahmenden Thiere, keine Zwinger und keine Löwenzwinger. Ein Löwenzwinger iſt ein nachgeahmtes rationales Gefängniß."

„Warum nun, fragen Sie mich, warum zwingt man die Löwen, und was bedeutet dieſes Bild nach der Art ſeiner Auffaſſung?"

Tiefenbach hielt einige Augenblicke inne, als wolle er ſich beſinnen. Flüchtigen Blickes muſterte er die Verſammlung und ein pfiffiges Lächeln glitt über ſeine Züge. Dann wieder zum Bilde gewendet fuhr er fort:

„Der geniale Maler führt die Intention

meines schaffenden Geistes aus, verehrte Anwesende. Ich theile ihm mit, was mich beengt, belästigt, in Unruhe versetzt. Jüngst war ich auf Reisen; die Welt lag vor mir und tiefe Blicke that ich in das Geheimste ihres Innern. Da erblaßte ich vor unserm Zwingherrn, der gottverdammten Angewöhnung. Mir ward sehr unwohl dabei, ich theilte dem Künstler meine Gedanken über die Angewöhnung mit und er schuf diesen Löwenzwinger. Nun betrachten Sie sich das Gemälde genau; denn nur der Ursprung gibt jedem Dinge auf Erden Bedeutung."

„Der Löwe ist eine wüthende fleischfressende Bestie. Er hat sich Rasen, Toben, Zerreißen dergestalt angewöhnt, daß er an ein Abgewöhnen gar nicht denken kann. Denken? Kann auch eine rationale Bestie denken? Je nun, warum nicht? Sie denkt aus Nachahmung, Angewöhnung. Der Löwe ist unter den Thieren immer noch ein leidlich denkendes Vieh, er ist der Rationalist unter den Thieren. Eine Zeit lang sieht man solcher Angewöhnung ruhig zu, so lange sie nämlich in den Schranken der Mäßigung bleibt; wird sie aber unbändig, muß man ihr steuern."

„Angenommen, dieſe wilden Beſtien wären wirklich rationale Beſtien, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß alles Rationale in ihnen rein toll und wüthend geworden iſt. Und glauben Sie mir, Verehrteſte, nichts geht im Schlimmen über eine rationale, wilde Beſtie. Sie iſt, wird, und bleibt des Teufels.

„Um Gotteswillen! denken Sie ſich nun ein ganzes Land mit ſolchen rationalen Beſtien bevölkert, die ſich der Angewöhnung möglichſt befleißigen. Meinen Sie wohl, daß es lange bei heiler Haut bleiben wird? Sein Sie nicht ſo irrational, werthe Herrſchaften! Ein ſolches Land wird bei guter Zeit unheiler und heilloſer Haut. Am beſten alſo, man legt die Beſtien in Ketten, oder drängt ſie in einen Zwinger zuſammen; darin haben ſie, wie das Bild lehrt, Raum genug zu ihrem rationalen Toben. — Dort der große alte Löwe, der ſeine athletiſchen Glieder auf dem grünen Raſen dehnt, und die Mähne ſchüttelt, als wolle er ſeine angewöhnte Rationalität dem lauſchenden Wärter am Gitterthore beweiſen, gleicht er nicht vollkommen einem Menſchen, der ſich in den Stricken des rationalen Denkens und

Lebens verfangen hat, ſich ſtreckt und ſchüttelt und doch nicht mehr herauswickeln kann? Oder auch einem gewaltigen Democraten, einem wieder lebendig gewordenen Danton, womit auch die Stimme harmoniren möchte? Gewiß dieſe wilde, bezwungene Beſtie iſt eine bloße rationale Nachahmung des Danton, eine unheilbare Angewöhnung, die nun hier im Zwinger auf Abgewöhnung gefüttert wird. Es iſt ein ſtattliches Thier, eine ſehr anmuthige Beſtie, man muß ſich dafür intereſſiren. Und dennoch ergreift uns der Jammer, wenn wir das rationale Leben im Löwenzwinger gebändigt ſehen."

„Dieſer Seufzer iſt zwar verzeihlich, aber leider auch nutzlos. Ich ſpreche aus Angewöhnung von Angewöhnung, und falle dadurch in jene moderne Erbſünde, woran alle Welt krankt. Glauben Sie mir aufs Wort, es iſt kein Heil mehr auf Erden. Und wenn wir die Vernunft neben der Unvernunft in Ketten legen, ſie bleiben beide bei ihren Angewöhnungen. Die Vernuft denkt, ſchließt und raiſonnirt fort und fort, und die Unvernunft knurrt, murrt, glaubt und läßt ſich genügen ebenfalls ohne Ende. Die Vernunft iſt eine wilde,

die Unvernunft eine dumme Beſtie geworden und keine Vereinigung denkbar. Sie gleichen genau unſern menſchlichen Gelüſten; da läuft auch die Democratie neben der Ariſtocratie herum und peitſcht ſich die Weichen. Während dieſe gravitätiſch den Kopf hebt und für ſich ſpricht, bleibt ſie doch eine unvernünftige Beſtie. Die Ariſtocratie hat Recht, die Democratie iſt beſtialiſch, unvernünftig; doch ohne ihre Schuld. Denn nicht ſie hat ſich dazu gemacht, nur die Angewöhnung, jene Nachahmung der vernünftigen Ariſtocratie. Dieſe, meine Herrſchaften, hat ihre fortwährende Beſtialität zu verantworten."

„Alles zuſammengenommen, meine Hochverehrteſten! iſt nun dieſer Löwenzwinger ein höchſt anmuthiger Mikrokosmus. Löwen und Menſchen ſind ſich nicht nur ähnlich, ſondern gleich. Ein Menſch an ſich iſt ſo viel wie ein Löwe an ſich, ein Gefängniß an ſich ſteht mit einem Löwenzwinger an ſich in Gehalt, Form und Einrichrichtung auf gleicher Stufe. In beiden gibt es Ketten, Geheul, Wärter; ein Eiſengitter fehlt auch nicht. Am allerähnlichſten aber ſind ſie ſich in dem Warum ihres Daſeins. Warum giebt es

Gefängniſſe und Löwenzwinger? Um die Angewöhnungen abzugewöhnen. Was aber iſt ein Gefängniß und ein Löwenzwinger? eine verfluchte Angewöhnung rationaler Beſtialität. Das iſt zwar eine vermaledeite und verpönte Conſequenz, aber in einem Diorama kann man dergleichen ſchon ſagen. Ich weiß es, daß die Welt an einer ſehr böſen Schwindſucht laborirt. Die Unverſtändigen nennen dieſe Krankheit Serviliſmus mit lieberalen Zuckungen verbunden. Sie irren jedoch, meine Herrſchaften; denn die Angewöhnung und nichts Anderes iſt dieſe weltaufreibende Schwindſucht. Wir werden Alle daran ſterben, wir rationalen und irrationalen Menſchen mit ſammt den uns analog gebildeten Beſtien. Uns Alle frißt die Angewöhnung, weil es kein ſpecifiſches Mittel dagegen gibt, ſondern nur erbärmliche Palliative. Weder die ſpaniſche Fliege des Gefängniſſes und Löwenzwingers hilft radical, noch der beizende Seidelbaſt von Peitſche und Kette. Alle dieſe Mittel treiben die Angewöhnung höchſtens nur in die innern Theile und das Uebel verſchlimmert ſich. Gott gebe, daß nicht eine unheilbare Pſora daraus entſtehe, die ſich nur in

fortwährend chroniſchen Krankheiten austoben kann! Ich ſage: Gott verhüte es! Die Revolutionen ſind ſolche verhaltene pſoriſtiſche Ausſchläge, große Völkerpſoren, nach innen getriebene Angewöhnungen, verſtopfte rationale und irrationale Gedanken! Luft aber will der Gedanke immer haben, wenn er auch kein Brod hat. Nehmt ihm die geſunde Luft, ſo wird er wild, zur Beſtie. Freilich bleiben Euch Gefängniſſe und Löwenzwinger immer noch übrig, aber Ihr concentrirt ja nur die Wildheit und heilt ſie nicht. Ihr legt ihr Bandagen an und zwingt ſie, unter ſich zu freſſen. Dadurch aber treibt Ihr das Gift immer tiefer hinein, bis es die Seele ergreift und eins mit ihr wird. Dann erſt iſt das Elend fertig, und nur ein Mittel gibt es noch, deſſen Anwendung ich höflichſt vorſchlage. Dies iſt Vernichtung, Tod, radicale Ausrottung der verwöhnten Menſchheit, der rationalen und irrationalen Beſtialität in ihr. Rottet ſie ganz aus, wie die Franzoſen in Africa die Stämme Ben-Eloffiah und Ben-Melinah. Schont weder Greis noch Mann, weder Jüngling noch Jungfrau, weder Kind noch Säugling! Das ganze Geſchlecht leidet an der

heilloſeſten Angewöhnung und dieſe muß abgeſchafft werden, ſonſt nehmen die Löwenzwinger kein Ende. Doch hütet Euch dabei, daß Ihr Euch die Ausrottung nicht angewöhnt; denn das hieße das Uebel vermehren. Bleibt weiſe, gerecht, mäßig, befleißigt Euch der Leidenſchaftsloſigkeit und Ihr könnt Alles erringen, wonach ihr ſtrebt. Dazu fordert Euch der Löwenzwinger auf. Die Beſtialität kann nicht immer herrſchen und alle Angewöhnung iſt rationale Beſtialität, die Königin aller Laſter!"

Der Director beſchloß ſeine confuſe Erklärung und verlor ſich unter der Menge. Die Verſammlung lachte und amüſirte ſich höchlichſt an dem halbverrückten Manne. In der That ich bedauerte den armen Tiefenbach herzlich. Seine Worte waren glühende Schwefeltropfen in mein Herz gegoſſen. Wer ſollte ihn nicht bemitleiden! Die geborne Menſchheit mochte freilich bei dieſem ewig langen Monologe des armen Mannes nicht fühlen, was ich, der Ungeborene. Aber mußte ſich dieſer Mann nicht verzehren? Seinen krankhaften Schmerz zu einem ſtehenden Jammer ausbilden? Mußte ſein Herz ſich nicht zur Marmorbüſte verhärten, in deren Zügen der tiefſte Seelenſchmerz weint?

Ich glaubte dieſem armen Tiefenbach bis tief in die Bruſt blicken zu können. Seine ganze Erſcheinung kam mir vor wie die verkörperte Prophetie eines kommenden Jahrhunderts. Der Mann ſpielte mit Sternen und die Welt hielt ſie für ſchillernde Knöpfe; er riß den Himmel aus einander und deutete ſeine Geheimniſſe aus, aber ſeine Zuhörer meinten einen Guckkaſten zu ſehen, und erfreuten ſich an den beweglichen Figuren. Sein Diorama ſtarrte mich an wie das grollende Antlitz eines Sterbenden, der in ſeinem Leben von der Welt verhöhnt ward, und nun eine edle Rache nimmt. Mir klang jedes ſeiner Worte wie ein abgebrochner Gebetston an das Herz, aber ich konnte mich doch nicht darüber freuen. Ich lachte, während ich innerlich weinte; ich war recht melancholiſch bei überſprudelnder Luſtigkeit. Dies iſt natürlich, denn der Schmerz will eine Recompenſe haben und kann deshalb nicht immer klagen. Weinen iſt ohnehin nicht meine Sache, und ſo ward mir das Diorama mit ſeinem Director bald ein Lebensbedürfniß. Ich beſuchte es alle Tage, betrachtete ein Bild vier bis fünf Mal, hörte geduldig Tiefenbachs lange Erklärung zu Ende

und ging allemal beruhigt aus dem Tempel der Kunst.

Tiefenbachs Expectorationen blieben sich im Wesentlichen gleich, an die Worte jedoch band er sich nicht. Er kannte kein anderes Elend als die leidige Angewöhnung und ich stand mehrmals auf dem Punkte, mich zu seinem Schüler zu erklären.

Einstmals hatte ich mehrere Stunden lang dasselbe Bild in Gesellschaft betrachtet; allmählig verloren sich die Zuschauer, der Vorhang aber rollte nicht zusammen. Ich stand allein an der Gallerie und starrte gedankenlos in den dunklen Löwenzwinger. Ein leiser Seufzer in meiner Nähe erschreckte mich. Adelheids schwarzverhüllte Gestalt war neben mir auf die Knie gesunken. Sie schien mich nicht zu bemerken, ich verhielt mich ruhig und beobachtete sie eine Zeitlang.

Adelheid verharrte in ihrer Stellung und schien zu beten. Sonderbar! Der Zauber des Bildes mochte sie hingerissen haben in eine Stimmung, die der Andacht verwandt, den ganzen Menschen ergreift und beherrscht. Dies wunderte mich nicht, denn es ist etwas Eigenes in diesen Dioramabildern,

wenn man sie ganz allein betrachtet. Man kann von ihnen begeistert werden bis zum Fieberfrost. Alles in ihnen wird lebendig, aber es ist ein gespenstisches Leben, die Gestalten sprechen und wimmern nur Alles leis lispelnd. Mir klang dies Rauschen immer wie die Sprache Verstorbener oder das Säuseln des Traumes; und wenn sich ihre Lippen bewegten, die Gesichtszüge lebendig wurden, die Augen leuchteten: dann glaubte ich ein geheimes Gericht zu sehen, und laute Angst und stilles Weh ergriffen mich. Die ewige Schöpferkraft des Menschengeistes hauchte mich an aus diesen Gebilden; ich fühlte, wie nahe der Mensch der Gottheit ist. —

Nach einigem Harren wagte ich es die betende Adelheid leis zu berühren und mit Namen zu rufen. Sie schlug fragend das weiße Lid mit den langen seidenen Wimpern auf, und sah mich schweigend an.

„Fürchten Sie sich nicht," sprach ich, „Sie kennen mich ja. O wäre es Ihnen vergönnt mit mir zu sprechen! Könnte ich doch die tönenden Saiten Ihres Herzens belauschen! Sie sind unglücklich, ich weiß es, aber wahrlich, ich bin nicht

glücklich! Ein tiefes Weh ist mir zu Theil geworden, der Jammer eines Ungebornen!"

Adelheid hatte mich ruhig angehört ohne ihre knieende Stellung zu verändern. Jetzt winkte sie mir. Ich kniete neben ihr nieder. Sie ergriff meine Hand, ich drückte sie an meine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Wüßten Sie," sprach ich, „wie tiefen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme, könnten Sie mich ganz fassen, mir ein Zeichen Ihres Verständnisses geben; ich würde glücklich sein und meine Ungeborenheit vergessen."

Adelheid schüttelte ihr bleiches Haupt mit den vollen Locken, die leicht und zierlich auf die blendenden Schultern herabfielen. Ich hielt noch immer ihre Hand, ich drückte sie an mein Herz und vergrub meine Lippen in die bebend bewegte volle Schulter. Adelheid duldete meinen Ungestüm. Sie legte wie bittend ihren Arm über meinen Nacken. Ich richtete mich wieder auf und blickte in ihr dunkles brennendes Auge. Sie deutete mir an, mein Ohr ihrem Munde näher zu bringen. Ich gehorchte. Entzückt vernahm ich das leise Lispeln ihrer vom Schreck gelähmten Sprache

an meine Seele rühren. Ich lauschte, als vernähme ich ewige Prophezeihungen.

„Ich liebe Dich," liespelte Adelheid, „weil Du meinem geopferten Armagnac gleichst. Du hast seine Stirn, sein Auge, seinen Mund." Sie lächelte und drückte zum ersten Male ihre Lippen auf die meinigen. Ich umschlang sie in selig trunkener Entzückung. Sie entwand sich meiner stürmischen Umarmung und legte ihren Mund wieder dicht an mein Ohr.

„Du mußt nicht so stürmisch sein," sprach sie, „das taugt nicht für einen Ungeborenen. Ich liebe Dich, aber glaube nicht, daß ich Deine Gattin werden will. Das kann und darf ich nicht. Ich will nur lieben; ich mag die Heiligkeit der Liebe durch keine Angewöhnung entweihen. Du darfst es Niemandem merken lassen, mich nicht aufsuchen. Ich werde Dich sprechen und sehen, wenn ich will. Ich will Dich lieben als den wieder Körper gewordenen Geist meines geopferten Armagnacs."

Bei diesen Worten griff sie in den Busen und entblößte den gekrümmten Stahl ihres todten Geliebten. Sie ließ ihn vor meinen Augen leuchten, und setzte ihn mit kecker Hand auf meine Brust,

daß ich die ſcharfe Spitze durch die Kleider dringen fühlte.

„Ich bin nicht blutgierig," ſprach ſie, „aber ich will frei ſein. Nun man mir den Geliebten gemordet hat, will ich unbegrenzt frei lieben, und Du mußt Dich ganz meinem Willen bequemen. Ich bin tief verwundet, meine Seele blutet und ſchmerzt mich ohn' Aufhören. Nur wenn ich Dich ſehe, ſchließt ſich die Wunde wie ein geſättigter Mund, und der Hauch des Kuſſes macht die hangenden Knospen des Lebens in mir aufblühen. Aber hüte Dich, mir unerlaubt zu nahen! Du würdeſt mich zur Furie werden ſehen. Ich kann ſicher das Herz treffen, denn ich weiß, wo es ſich verbirgt. Unſere Liebe ſoll keine Angewöhnung werden. Ich will Dich nur lieben, wenn ich es verdiene."

Adelheid verbarg den Dolch wieder in ihren Buſen und erhob ſich. Mir ward ſeltſam zu Muthe in der Nähe dieſer ſchönen, modernen Furie. Sie umarmte mich und geſtattete, daß ich ihren Mund und Buſen mit Küſſen bedeckte. Als ich wieder aufblickte, deutete ſie auf das noch immer unverhüllte Bild. Es war Abend geworden.

Die Flammen der niedergehenden Sonne gaben dem Gemälde eine entzückende Färbung.

„Die Angewöhnung von Blut überſtrömt," liſpelte Adelheid den Arm ausſtreckend. „So wird die Liebe ſich rächen!"

„Wie? Ich verſtehe Dich nicht," verſetzte ich, „wenn ſich die Rache in Liebe verwandelt, warum ſollte ſie ſich dann noch rächen?"

„Liebe iſt Rache," antwortete Adelheid. „Wer liebt, rächt ſich und wer ſich in der Liebe nicht rächt, der iſt der Liebe nicht werth. Die höchſte Wolluſt der Liebe iſt die entzückendſte Rache des Weltheiligen an dem myſteriös verhüllten Geiſte. Sie verſöhnt, was der Haß im geiſtigen Wahne verdammt hat."

Ich verſtand das wilde Mädchen nicht. Adelheid ſchwärmte und deutete fortwährend auf das Gemälde, das ſich in immer glühendere Farben hüllte. Ihre ganze Geſtalt ward von dem Purpur des Abendroths übergoſſen. Sie ſtand unbeweglich da und deutete auf den Zwinger.

„Sieh'," hauchte ſie und beugte mein Ohr zu ihrem Munde, „ſieh', wie das Morgenroth aufbricht über dem Zwinger. Die Abendgluth der

Angewöhnung ist das Morgenroth des neuen Lebens. Die Löwen bäumen sich, dem dreifach gefesselten wächst die verschnittene Mähne, er schüttelt die Ketten und sie zerreißen! Sieh', die jungen Löwen umarmen sich, und die lagernden alten richten sich empor! Immer heller leuchtet das Morgenroth, das Gitter glüht, die Riegel schmelzen! Gib Acht, jetzt erheben sich die Löwen, sie schmettern ihre Wärter nieder und stürzen sich auf die höhnenden Buben! Jauchze, mein Armagnac, der Löwenzwinger bricht zusammen, die Freiheit hat die Ketten zermalmt!"

Der Vorhang rauschte zu und verdeckte das Bild. Adelheid entschlüpfte meinem Arm, der Director rief mich beim Namen. Bald darauf trat er ein und entschuldigte sich, daß er mich stören müsse.

„Die Sonne ist untergegangen," sprach er, „ich muß das Diorama schließen. Dieses Bild haben Sie heut' zum letzten Male gesehen, in einigen Tagen kann ich Ihnen ein anderes bieten."

Ich bat um Entschuldigung wegen meines langen Verweilens.

„O bitte!“ verſetzte der Director, „es läßt ſich ja doch nicht ändern. Sie haben ſich nun einmal an dieſe Bilder gewöhnt und da muß man ſchweigen. Ein Glück, daß dieſe Angewöhnung zu den unſchädlichen gehört.“

Niemals noch hatte ſich mir der Einfluß der Politik auf das häusliche und ſociale Leben ſo grell gezeigt, als ſeit meinem Aufenthalte in der Reſidenz. Die Bekanntſchaft mit Tiefenbach und deſſen Tochter ließ mich tiefe Blicke in den gemeinſamen Jammer thun, den immer Einer vor dem Andern zu verbergen bemüht iſt.

Wahnſinnige habe ich von jeher mit eigener Theilnahme beobachtet, da ich ſie für die unglücklichſten Geſchöpfe halte, die zu leben verdammt ſind. Schon öfters hat es mir ſcheinen wollen, als vermehre ſich mit der ſteigenden Cultur ihre Anzahl. Das wäre eine traurige Wahrnehmung, die zu den ernſteſten Fragen Veranlaſſung geben müßte. Früher wurden die Menſchen wohl aus Liebe oder Eiferſucht, aus zu anhaltendem Studiren, aus übertriebener Speculation wahnſinnig, jetzt

aber greift das politiſche Elend auch in das tiefſte Seelenleben der Individuen ein, und verurſacht hier Spaltungen wie dort. — Ich weiß nicht, ob man den Wahnſinn zum Liberalismus oder Servilismus rechnen will, bin aber überzeugt, daß er beide paralyſirt. Faßt man dieſe Erſcheinung ganz ruhig auf, ſo iſt der Wahnſinnige immer noch der Freieſte, weil er weder dieſer noch jener Partei angehört. Er bildet eine Partei für ſich; er iſt die lachende Elite aller Parteien. Keine kann ihn erreichen, er iſt ihnen davon gelaufen. Der Wahnſinn befindet ſich ohne Zweifel auf dem beſten Wege eine vollkommene Staatsverfaſſung zu begründen. Lachen und Weinen ſind ſeine erſten Miniſter, ſie ergänzen ſich gegenſeitig und gleichen die Extreme fortwährend aus, ſo daß nie eine zerſtörende Spaltung entſtehen kann. Danken wir Gott, daß er uns dies letzte aller Auskunftsmittel, die Welt zu ordnen, gezeigt hat. Eine Welt voll Wahnſinniger, zumal, wenn ſie ſtill und ſtumm ſind wie Adelheid, muß ein ſublimer, ſchauerlich-großartiger Anblick ſein. Ob ſie dann wohl dem Schöpfer aus der Schule ſchwatzen ſollten? —

Die Unterredung mit Adelheid hatte mich sehr aufgeregt. Als ich wieder allein war, rief ich mir nochmals den ganzen Vorfall in's Gedächtniß zurück. Hatte auch die Vernunft wieder die Herrschaft gewonnen, dennoch klopften alle Pulse in mir nach Liebe zu Adelheid, der stillen Wahnsinnigen. Ihr Wahnsinn war reizend, denn er hatte sich ganz in die Liebe vertieft. Wahnsinn und Liebe sind bei Adelheid vollkommen eins geworden, und ich war der Gegenstand ihrer Liebe, ihres Wahnsinns! Das beunruhigte, folterte mich.— Ich gedachte meiner Jugendjahre, wo ich einst die Nacht des Wahnsinns auf meinen Geist herabrief, um die Gemeinheit der Welt nicht mehr bemerken zu können. Sollte dies die Erfüllung jenes fluchwürdigen Gebetes sein? Adelheid meine Gattin! — Doch nein, sie hatte mir ja gestanden, daß sie mich nur als den verkörperten Geist ihres geopferten Armagnac liebe, daß sie mich nicht als meine Gattin, sondern nur als immerwährende Geliebte suchen und sprechen wolle. — Ich sollte eine sonderbare Rolle spielen, die Liebe eines Todten. — Es war seit einigen Tagen eine dumpfe Luft in der Residenz. Politische Ungewitter

schienen zu drohen und warfen ihren drückend gespenstischen Schatten auf die Herzen der Bevölkerung. Das Diorama blieb ungewöhnlich lange geschlossen. Ich verlor mich auf meinen Spaziergängen oft in dessen Nähe, um wo möglich Adelheid zu erblicken, alle meine Bemühungen aber blieben fruchtlos. — Die Gesellschaftsorte waren spärlich besucht, und die wenigen, welche ich antraf, blieben einsylbig und verschlossen. Mich fing die Residenz an zu langweilen. —

Die Politik hat mich nie besonders interessirt. Als Mensch zwar habe ich mich stets veranlaßt gefunden, lebhaften Theil an ihr zu nehmen, als Ungeborener aber fühlte ich keinen Beruf in mir durch politische Beobachtungen mein Leben zu verbittern. Jetzt herrscht zwar in mir der Mensch vor, außer mir aber regiert der Ungeborene und dieser rückt mir alles Politische in weite Ferne. Da ich kurzsichtig bin, muß ich mich auf's Hörensagen verlassen. Nun gehört es aber zu den Schwächen der Ungeborenen, daß sie das viele Schwatzen nicht leiden mögen, ich erfahre daher von Politik so viel wie nichts.

Dies beunruhigt mich keineswegs. Jeweniger

ich von Außen her gemartert werde, deſto klarer und heiterer wird der Menſch in mir. Ich ziehe mich ganz in meine Menſchenhülle zurück. Das iſt mein Ausgedinge, da lebe ich ganz behaglich und halte die politiſchen Schatten für vorübereilende Wolken. Nebenbei treibe ich Meteorologie und notire mir genau das Wetter. Meine Tabellen zeigen viele Wolken, wovon die Schuld am Ende nur den politiſchen Ungewittern in Rechnung zu bringen. Wäre dies der Fall, ſollte es mir leid ſein um die Meteorologie; denn ſie würde durch meine ſo gewiſſenhaft geführten Tabellen dennoch dereinſt ganz gewiß verfälſcht. Die Politik ſtört, ſelbſt meine Privatſtudien will ſie nicht in Ruhe laſſen. Kann man es daher mir noch verdenken, daß ich ihr nicht gewogen bin? Ich bin ein Ungeborener, der ſich zu dem Menſchengeſchlecht verhält wie der Menſch zu den Fürſten. Einem Ungeborenen kann man nichts hoch anrechnen; er entbehrt aller höhern Cultur.

In dieſer Zeit der politiſchen Wirren vergnügte ich mich auf eigene Fauſt in der Reſidenz. Früh ſchlief oder las ich, am Tage, d. h. von

Mittag an, ging ich spazieren, und ließ mich sogar wieder einmal von dem erwerbsüchtigen Lohnbedienten herumrennen — denn „führen" konnte man es nicht nennen. — Eine heftige angestrengte Körperbewegung in dieser Schwüle konnte der Gesundheit nur zuträglich sein, wäre mir es dadurch nur auch möglich gewesen, die Langeweile mobil zu machen. Dies wollte mir aber nicht glücken. Die Menschen sogar, die mich anfangs so sehr interessirten, weil ich Character in ihnen zu bemerken glaubte, wollten mich auch nicht mehr ansprechen. Seit der Hof mit politischen Räthselauflösungen beschäftigt war, verflachten sich alle Gesichter und hingen schlaff wie durchweichte, pappene Larven an den Köpfen.

Mißmuthig darüber war ich in Begriff abzureisen, als mir der Bediente die trostreiche Nachricht brachte, das Diorama werde heut' wieder eröffnet. Ich beschloß sogleich meinen Aufenthalt zu verlängern, obwohl es mir mit der beschlossenen Abreise nie rechter Ernst gewesen. Was hätte denn aus der armen Adelheid werden sollen, und was aus mir, der ich in ihrem Anschauen ja alle Seligkeiten der Erde genoß, ob-

wohl ſie nur ein armes, bleiches, ſtummes, wahnſinniges Mädchen war!

Ich beeilte mich, zeitig am Diorama zu erſcheinen. Es war noch verſchloſſen, wenige Menſchen warteten vor der Thür. Unter dieſen befanden ſich einige aus den höheren Ständen. Sie ſprachen über Politik, und meine ungeborenen Ohren wollten ſich dieſen ungewohnten Klängen mit aller Kraft verſchließen; doch ſiegte der ſimple Menſch und ich verhielt mich ruhig. Unterdeß las ich den Anſchlagezettel, der ſehr lang war, und eine anziehende Beſchreibung des aufgeſtellten neuen Bildes lieferte. Die getroffene Wahl ſchien mir diesmal höchſt unglücklich. Der Director hatte zum Gegenſtande „das Innere eines Eiſenhammers" gewählt. Wer ſollte ſich für einen Eiſenhammer intereſſiren? Oder hätte Tiefenbach tiefer geblickt als ich? Doch, doch! Ein Eiſenhammer iſt ein ſehr glücklich gewählter Gegenſtand für ein Dioramabild. Nichts intereſſirt jetzt in der Welt mehr als Eiſen. Eiſen iſt das intereſſanteſte Metall nächſt Gold und Silber, ja es iſt ſogar noch intereſſanter als dieſe beiden, denn es verintereſſirt ſich. Durch Eiſen

kann Einer heut zu Tage reich werden. Drum wohl dem, der einen tüchtigen Eisenhammer besitzt; die Cultur der ganzen Welt ist in seine Hand gegeben. In Eisenhämmern wird man fortan die neuen Gesetze der neuen Freiheit schreiben — Eisenhammergesetze. Wunderlich, wunderlich, die Welt geht heutzutage einen sehr confusen Gang!

Während diese Gedanken mein Gehirn durchkreuzten, hatten sich die paar cultivirten Menschen an meiner Seite fortwährend über Politik unterhalten, und so erfuhr ich beiläufig, daß unser Cabinet — ich sage so, weil ich damals Bewohner jener Residenz war, — auf dem Punkte gewesen sei, sich von dem *—schen Cabinet zu trennen. Der *—sche Botschafter war abgereist und der politische Horizont sehr finster geworden, jetzt aber hatte man sich wieder verständigt und erwartete in wenig Tagen die Ankunft eines neuen Botschafters.

Mir war es ziemlich gleichgiltig, wer *—scher Botschafter am Hofe sei. Er trug durchaus nichts zur Förderung meines ungeborenen Ichs bei, noch hatte ein derartiger Gesandtenwechsel

irgend einen Einfluß auf das Steigen und Fallen meiner Renten. Dieſe blieben ſich immer gleich, ſie ſtanden fortwährend unter pari. Und doch ſollte ich recht bald die Erfahrung machen, daß jene politiſchen Unwetter auch meinen individuellen Seelenhorizont gewaltig ſchwärzen und brennende Blitze in mein ſtilles einſames Herzenshäuschen ſchleudern ſollten. Gott weiß, wie es kommen mag, daß jetzt politiſche Fragen auch den unbedeutendſten Einzelmenſchen, und wäre er ſelbſt ein Ungeborener, bald lähmend, bald aufrichtend berühren. Lange habe ich darüber nachgedacht, komme aber zu keinem Reſultat, ſelbſt nicht durch Berechnungen oder Gleichungen. Dies hat mich auf den Einfall gebracht, es liege hierin die Quadratur des Gedankens verborgen, die meiner Meinung nach noch weit ſchwieriger zu finden iſt als die des Zirkels. Bei dieſer helfe ich mir durch einen unmathematiſchen Kniff. Ich meſſe einen Kreis mit einem Zwirnsfaden, male dann ein Viereck hin, und ziehe nun um dieſes den Faden ſo lange herum, bis er paßt. So finde ich wenigſtens die Quadratur eines Kreiſes.

Das Diorama öffnete ſich. Der Zudrang

war noch bedeutender als bei den früheren Bildern. Director Tiefenbach hatte trotz seiner fixen Idee doch einen hellen und richtigen Blick. Der Eisenhammer zog Jung und Alt herbei, am zahlreichsten aber fand sich die Kaufmannschaft ein.

Mit Mühe eroberte ich mir ein Billet; Adelheid ließ einige Secunden lang ihr schwärmerisch glühendes Auge mehr ernst als freundlich auf mir ruhen und ich eilte die Treppe hinauf in den Saal. Diesmal glaubte ich unter eine summende und lärmende Gesellschaft zu kommen, aber als schlummere der Genius der Kunst in diesem düstern Raume, und weise alles Störende und Gemeine schweigend zurück, — mich umgab eine lautlose Versammlung.

Der Saal war überfüllt, nur langsam arbeitete ich mich bis an die Barrière durch und harrte schweigend wie die übrigen des zu zurückrollenden Vorhanges. Tiefenbach schien es diesmal recht auf Erregung der Neugier abgesehen zu haben. Längst schon mußten die Neuankommenden aus Mangel an Raum zurückgewiesen werden und dennoch bewegte sich der Vorhang nicht. Ich bewunderte die Geduld der Anwesen-

den. Sonſt pflegen die Zuſchauer gern zu commandiren, hier verhielt ſich jeder ruhig, als ſchäme ſich einer vor dem andern. Vielleicht auch that man es den Grillen des Directors zu Liebe, um ihn bei guter Laune zu erhalten, und dadurch zu einer recht pikanten Erklärung aufzumuntern.

Schon hatte ich Luſt, die Geſellſchaft für diesmal zu verlaſſen, als die harmoniſch läutende Glocke unſere Erwartungen zu erfüllen verſprach. Langſam rollte der Vorhang zurück und das Bild ſtand vor unſern Augen. Wie gewöhnlich war es im Anfange ſehr düſter. Ich konnte nur bemerken, daß ſich ein großes, ſteinernes Gebäude zeigte, in deſſen Inneren ſich eine Menge Menſchen herumtrieben, deren ſchattenartige Geſtalten ein geſpenſtiges Anſehen hatten. Hohe, bogenförmige Fenſter durchbrachen im Hintergrunde und auf der einen Seite des Gebäudes die Wölbung. Nach und nach erhellten ſich die Scheiben, die Sonne ging auf, und brach mit purpurrother Gluth durch die hohen Fenſter. Der Anblick war großartig und bezaubernd. Das Gewühl der Schatten ordnete ſich zu geſchäftigen Menſchen-

gruppen; mehrere Eisenhämmer erblickte man in Thätigkeit. Ueberall handhabten die cyklopenartigen Arbeiter glühende Eisenmassen, diese große, runde Scheiben, jene lange Stäbe oder Schienen, Andere schmiedeten riesengroße Ringe aneinander, noch Andere waren beschäftigt, das zähe Metall in Draht von verschiedener Dicke zu verwandeln. Den großartigsten Contrast brachte die Morgenröthe und die Gluth, welche in den riesigen Oefen wüthete, hervor. Man glaubte in die Werkstatt Vulkans zu blicken und meinte, das wilde Geräusch der arbeitenden Maschinen, das Brausen der Gewässer und Räder zu vernehmen.

Jemehr sich die Phantasie in die geräuschvolle Welt versetzte, desto grauenhafter war die gespensterhafte Stille, die rings umher in der Wirklichkeit herrschte. Erst mit dem Eintritt des kleinen, beredten Directors kam neues Leben in die Zuschauer. Er nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, setzte eine Zeitlang sein sonderbares Kopfwenden fort, und begann alsdann die Erklärung.

„Es wird Ihnen vielleicht unnöthig dünken,

verehrte Anweſende," ſprach er, „daß ich dieſem anſcheinend ſehr verſtändlichen Bilde noch einige erläuternde Worte beifügen will. Allein ſo viel Scharfſinn ich Ihnen insgeſammt auch zutraue, die eigentliche innere Bedeutung dieſes Gemäldes können doch nicht Alle gleich gut erfaſſen, und da alle dieſe Bilder meine eigenen Erfindungen ſind, ſo bin ich gewiß ihr befugteſter Erklärer.

„Eiſenhämmer, verehrte Herrſchaften, ſind ſehr brave und brauchbare Erfindungen. In Eiſenhämmern wird, wie Sie wiſſen, das Metall zu Stangen, Schienen und andern Dingen verarbeitet. Dies Alles ſehen Sie auf dem trefflichen Bilde vorgehen, maleriſch, natürlich, lebendig. Es liegt aber noch weit mehr als dies in dem Gemälde, und dieſe innere Natur, die Seele desſelben, laſſen Sie uns jetzt kennen lernen."

„Von jeher hat man Eiſen zu Waffen verarbeitet. Dies thut man auch jetzt noch und zwar aus Angewöhnung. Nun betrachten Sie aber einmal gefälligſt das Bild. Da bemerken Sie dort links von der Gluth des erſten Ofens eine Menſchengruppe, die mit den rieſengroßen Zangen einen ungeheuren glühenden Eiſenſtab

unter dem Hammer hin und her bewegt. Bemerken Sie ferner die Gesichtszüge der modernen Cyklopen, jeder Zug ist ein Ausdruck unserer Zeit, in jeder Falte liegen die in Zukunft von diesem Eisenstabe zu gewinnenden Procente. Was soll aus dieser ungeheuern Stange für ein Gebilde entstehen? Nichts mehr und nichts weniger als eine Eisenbahnschiene! Da haben Sie das Bedeutungsvolle. Achten Sie genau auf die cyklopenartigen Arbeiter. Sie strengen ihre Kräfte doppelt an, sie arbeiten körperlich und geistig. Unter den Schlägen des furchtbaren Hammers beben ihre athletischen Formen, und dennoch vermögen sie noch zu rechnen. Sie haben Actien auf alle Eisenbahnen in der Welt genommen, denn ihr Eisenhammer arbeitet und pocht, hämmert und plattet nur Schienen zu Eisenbahnen. Ich bedaure die armen Geplagten, sie haben weder Tag noch Nacht Ruhe. Aber es ist nichts zu machen, denn sie haben aus Angewöhnung Eisenbahnactien genommen, wie die ganze übrige cultivirte und uncultivirte, sittliche und unsittliche, kirchliche und unkirchliche, geistliche und ungeistliche, beamtete und unbeamtete, schreibende und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

nicht ſchreibende, raiſonnirende und ſtillſchweigende, kluge und dumme Welt. Eiſenbahnactien zu nehmen iſt Weltangewöhnung geworden. Wenn unſere Ur-Ur-Urenkel ſeufzen werden, ſo werden ſie über den erſten Eiſenhammer ſpectakeln. Das erſte Gebot in ihrem Katechismus wird heißen: „Nimm keine Eiſenbahnactien!“ Was iſt das? — „Du ſollſt nicht ſchachern und handeln, nicht wie der Sturmwind durch die Welt ſauſen und brauſen, klappern und rädern. Du ſollſt keinen Spectakel machen auf Erden, ſondern fein ſtill und ruhig ſitzen, damit Du aus Bewegung nicht zum Bewegenden wirſt!“ —

„Glauben Sie ja nicht, meine Verehrteſten, daß ich ein Gegner der Eiſenbahnen bin. Nein, ich liebe ſie und erkenne ihren großen Nutzen an, aber ich ſage, was unſere Enkel ſagen werden, ich eifere blos gegen die Angewöhnung. Es darf nichts zur Angewöhnung werden, ſelbſt nicht die Schnelligkeit, Regſamkeit, Freiheit. Eine angewöhnte Freiheit iſt eine todte Freiheit, man ſpürt und ſchätzt ſie nicht. Die Freiheit muß man nicht haben, man muß ſie erſtreben, erjagen. Die Freiheit iſt nichts als die ewige Abgewöh-

nung der Angewöhnung. Gewöhnt Euch alles Angewöhnte ab, so werdet Ihr frei, aber gewöhnt Euch um des Himmels willen nicht an die Abgewöhnung, sonst fallt Ihr sogleich in die Angewöhnung, und somit auch in die Knechtschaft und Unfreiheit zurück. Die Eisenbahnen sind gut, aber daß die Welt anfängt sich daran zu gewöhnen, ist nicht gut. Eisenbahnen sind Abgewöhnungen der Langsamkeit und Unbeweglichkeit, cultivirt sie, aber angewöhnt sie Euch nicht. Eisenhämmer sind Abgewöhnungen der Bedenklichkeit und Bedachtsamkeit, der Höflichkeit und Complimentirsucht; sie schlagen immer geradezu; sie pochen ohn' Aufhören an, sie sind Abgewöhnungen des Stillschweigens; sie bringen die Oeffentlichkeit."

„Bitte, werthgeschätzte Zuschauer, wenden Sie Ihre Blicke etwas weiter links. Dort bemerken Sie abermals eine Arbeitergruppe, beschäftigt Ringe in einander zu fügen, große Spangen und Schienen, doch nicht in Eisenbahnen-Kaliber, zu schmieden. Jene Gesellen behaupten, da es nun einmal Eisenbahnen geben solle, müßten sie auch überall eingeführt werden. Da haben Sie

den Jammer der vermaledeiten Alles vernichtenden Angewöhnung!"

„Früher schmiedeten diese Menschen einfache, verständliche, leicht zu begreifende, fühlbare Ketten; Steuerketten, Hemmketten, alle mögliche Sorten Ketten. „Das ist nicht mehr an der Zeit," sagten sie, „laßt uns Eisenschienen schmieden und Eisenringe von schienenartigem Ansehen." Gesagt, gethan. Diese Cyklopen schmieden Eisenschienen ganz in Eisenbahnschienen-Façon. Aber denken Sie sich den Unverstand, die grausamliche Angewöhnung dieser Menschen! Sie wollen die Eisenbahnensysteme auf den Menschen anwenden, und sie auch hier cultiviren. „Wenn der Mensch ein Mikrokosmus ist," — wundern Sie sich nicht, meine Herrschaften, über die Gelehrsamkeit dieser Gesellen, sie sind ja Cyklopen, Vulkans Schmiedeknechte, — „wenn also der Mensch ein Mikrokosmus ist," behaupten sie, „so muß er sich accurat wie der Makrokosmus behandeln lassen." Und von diesem Princip ausgehend, belegen sie ihn von der Sohle bis zum Scheitel mit Eisenbahnen, spannen ein vollkommenes Eisenbahnnetz über ihn aus, und meinen, nun erst sei die Gefühls-

und Gedankeneinheit des Menschen, welche mit der Handels- und politischen Einheit der Erde oder der Völker verglichen werden könne, vollkommen hergestellt! — „Was," sagen Sie, „was muß die Correspondenz zwischen Kopf und Herz, zwischen Vorder- und Hintertheil, zwischen Unten und Oben rasch gehen, wenn ein ganzer Mikrokosmus in ein solch wohlgeschientes Eisenbahnnetz gestrickt ist! Die Gedanken kutschieren im Teufels- oder Dampfgallopp vom Kopf in die kleine Zehe, und die Gefühle machen dieselbe Tour. Und damit ja kein Unglück geschieht, legt man doppelte oder Sicherheitsschienen an, so daß immer zwei hübsch neben einander hinlaufen. Das ist eine frische, muntere und lebendige Gefühls-, Gedanken-, Schmerzens- und Herzenscommunication, und der Mikrokosmus liegt dabei so still wie die liebe Erde. Er braucht gar nicht mehr selbst zu denken. Die Gedanken und Gefühle finden den Weg auf den Eisenbahnen so sicher allein und sind dabei so prompt, daß sie sich nie verspätigen, immer zur gehörigen Zeit im Mittelpunct des großartigen Eisenbahnennetzes anlangen und im Herzen abtreten. Mancher Gedanke, an diese

ſchnelle Communicationsart noch nicht gewöhnt, ſtirbt freilich dabei an der Schwindſucht, auch das Gefühl geht langſam zu Grunde, aber was thut das? Es iſt gut. Was nicht ewig leben kann, mag immerhin ſterben!“ —

„So, meine verehrteſten Herrſchaften, raiſonniren dieſe abſcheulichen Eiſenhammer-Geſellen. Es iſt unangenehm, muß aber ertragen werden. Das Unglück liegt in der Angewöhnung. Wer kann für ſeine Angewöhnungen? Und wenn ſich alle Welt die Angewöhnungen abgewöhnte, Einige wird es immer geben, die im Abgewöhnen ſchon wieder das Angewöhnen cultiviren. Es läßt ſich nicht zwingen, ſelbſt nicht mit Eiſenbahnen! Und wenn irgend etwas die Angewöhnungen abſchaffen kann, ſo ſind's die Eiſenhämmer. Aus den Eiſenhämmern wird das Zeitalter der Abgewöhnungen hervorbrechen wie eine neue Völkerwanderung. Es wird eine Angewöhnungs-Wanderung entſtehen; die Horden der Angewöhnungen werden auf einander ſtoßen, ſich gegenſeitig auflöſen und das Reich, das neue frühlingsfriſche Weltreich der Abgewöhnungen gründen. — Hier, meine Verehrteſten, ſehen Sie den Heerd dieſer Welt-

umgeſtalter vor ſich. Hier in dieſem Eiſenhammer werden die Jupitersblitze der neuen Aera geſchmiedet, gepocht und getrieben, die man in die alte Welt der Angewöhnungen ſchleudern wird, um ſie für immer auszutilgen, und mit ihnen raſſelt und keucht der phlogiſtiſirte Gedanke durch alle Welt, und eilt von Oſt nach Weſt, von Süd nach Nord, um Verkündiger der Freiheit zu werden, die, eine Tochter eherner Beharrlichkeit, ſich nur durch erzene Ringe dem freiwerdenden Sohne der modernen Welt vermählen will. Die Roſenketten ſind ſchön, ſie duften und blühen, ſie ergötzen und erheitern uns, aber ſie nützen weder reell, noch ideel; Eiſenbahnen-Ketten aber ſind Ketten, womit ſich die fernſten Geiſter einander verloben. Sie verbinden und umarmen alle Völker der Erde und alle Geiſter der Erde. Sie ſind hart und ſpröd, aber der geeinte Gedanke erweicht die ſpröde Schaale und die duftende, blühende Roſenkette verbirgt ſich in der ſichern eiſernen Hülle. Eiſenbahnen-Ketten ſind die Panzer der Freiheit, jenes ewig wachen Kreuzritters, der auszieht als Befreier des heiligen Grabes — des menſchlichen Gedankens! —

Meine Verehrteſten, ich ſtimme dafür, dem Eiſenhammer ein Lebehoch auszubringen!“ —

Die Verſammlung war von der lebhaften Rede des Directors enthuſiasmirt. Sie ſtimmte mit lautem Ruf in ſeinen Vorſchlag ein, und ein hundertſtimmiges Lebehoch ward dem Eiſenhammer ausgebracht, und nicht nur dreimal, ſondern nach Engliſcher Sitte dreimal dreimal wiederholt.

Es war eine eigne Feier. Schwerlich hatte man zuvor einem Diorama-Bilde ein Vivat gerufen. Der Director Tiefenbach verſtand ſeinen Vortheil. Er hatte ſich durch die Erklärung des aufgeſtellten Bildes Aller Herzen gewonnen; man vergaß ſeine Narrheiten und fixen Ideen und hielt ſich an das Vernünftige darin.

Und kann man etwas Beſſeres thun? Ueberall, ſcheint mir, liegen hinter oder vor der geſunden Vernunft fixe Ideen, und es iſt ja noch nicht einmal erwieſen, ob nicht die ſogenannte geſunde Vernunft ſelbſt eine fixe Idee ſei? Verſteht man unter einer fixen Idee eine feſte, nie wankende, ſo ſind die Ideen von Gott und Chriſtus die allerfixeſten Ideen, an denen die geſammte Welt entweder leidet oder ſich erhebt und begeiſtert. Wo liegt

die Wahrheit? Ich weiß es nicht, denn ich bin ein Ungeborener. —

Nach beendigter Erklärung des Bildes zog sich Tiefenbach wieder zurück. Alles drängte sich höchst befriedigt aus dem heiter-ernsten Tempel moderner Kunst, und auch ich verließ das Diorama, wenn nicht befriedigt, doch mannigfach aufgeregt. Ein leiser Händedruck Adelheids beim Vorübergehen an der Casse brachte mein Blut in heftigere Wallung und ich blieb der Gefangene dieser schweigsamen Unglücklichen. Ich wünschte ihr mittels der Ideen ihres Vaters die Gedanken wieder beleben und in Communication mit der gesunden Vernunft bringen zu können, meine Wünsche aber sollten nicht erfüllt werden.

Der Aufenthalt in der Residenz fing an mich zu langweilen. Das ewige Einerlei von militärischen Exercitien, Operngenüssen, Concerten war mir schon längst zum Ueberdruß geworden, da ich es kaum wagen durfte, eine beißende Bemerkung darüber laut werden zu lassen. Unter so mißlichen Umständen hielt mich nur noch das

Diorama zurück, deſſen Bilder mich ſtets neu aufregten und in ihrer Metamorphoſe nur ein verſchiedenartiger Abdruck von Adelheids und Tiefenbachs unendlichem Seelenſchmerz zu ſein ſchienen.

Seit der ſonderbaren Unterredung vor dem Bilde „der Löwenzwinger“ hatte ich Adelheid nicht mehr geſprochen. Sie ging ſelten aus und vergnügte ſich meiſt durch ſtilles Betrachten der Vorübergehenden an demſelben Fenſter, wo ich ſie zuerſt geſehen. Eines Tages erging ich mich in den ſchattigen Gängen des großen Parks, der ſich in geringer Entfernung von der Stadt bis in ein dichtes Gebüſch hinzog. Gedankenvoll durchwandelte ich die Laubgänge und ſchwelgte in der ſchöneren Vergangenheit jugendlicher Eindrücke. Ein Geräuſch weckte mich aus dieſen ſüßen Träumereien, ich blickte auf, und bemerkte Adelheid auf einer zierlichen Bank unter dem bewegten Laubnetz überhangender Buchen. Sie wurde meiner zugleich anſichtig, und winkte mir mit jenem anmuthigen, ſchwermüthig-reizenden Lächeln, das ihr Geſicht mit ſo unbeſchreiblichem Zauber umfloß. Lange hatte ich mich geſehnt, ſie wieder

einmal allein zu ſprechen, ich eilte an ihre Seite und drückte ihre zarte Hand an meine Lippen.

„Wann werden Sie die Reſidenz verlaſſen?“ hauchte ſie, ihren Mund an mein Ohr haltend.

„Verlaſſen? Am liebſten verließ ich den Ort nie, wo Adelheid weilt.“

Sie lächelte und ſpielte mit ein paar Blumen, die ſie abgerupft hatte. „Wir können uns nicht ewig lieben,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Armagnac erlaubt es nicht, und ihm muß ich gehorchen, denn er iſt für die Freiheit geſtorben.“

„Du ſagteſt aber ja, ich gleiche Deinem geopferten Armagnac? Warum willſt Du mich nicht immer um Dich dulden, mich nicht ewig lieben?“

Adelheid griff in den Buſen und riß den gekrümmten Dolch heraus.

„O, ſpiele nicht mit dieſer furchtbaren Waffe!“ ſprach ich. „Lege ſie ab, damit Du Dich nicht verletzeſt. Ein einziger unglücklicher Fall kann ſie Dir in Dein warmes liebeathmendes Herz bohren.“

„Liebe iſt Haß,“ verſetzte Adelheid, „und ich will dieſes letzte Geſchenk Armagnac's ſo lange tragen, bis ich die Liebe zu ihm und zu Dir in

Haß gegen den Feind der Liebe und Freiheit habe aufgehen laſſen."

Verwundert betrachtete ich das zürnende Mädchen, weil ich den Sinn ſeiner Worte nicht begriff. Adelheid hatte nicht lieben dürfen, wie es ihr Herz verlangte, Geſetz und Herkommen legten dem Gefühle herzloſe Ketten an. Ihr Vater hatte Recht, Adelheid war durch Angewöhnung ſtill geworden.

Ich bat ſie, mit mir nach Hauſe zu ihrem Vater zu gehen. Sie ſchüttelte den vollen Lockenkopf. Ich deutete ihr an, der Abend werde kühl, und der fallende Thau könne ihrer Geſundheit ſchaden. „Armagnac will mich ſprechen," flüſterte ſie, „ich muß allein bleiben und auf ihn warten."

Dies nahm ich für eine höfliche Verabſchiedung. Abermals küßte ich ihre Hand und ſuchte mich zugleich des Dolches zu bemächtigen, der neben ihr auf der Bank lag. Aber ſie bemerkte meine Abſicht, riß mir den Stahl haſtig durch die Hand, daß die gekrümmte Schärfe tief in meinen Ballen einſchnitt, und erhob ihn drohend und funkelnden Auges gegen meine Bruſt. Dann verbarg ſie ihn lächelnd wieder an ihren Buſen.

Ich zeigte ihr meine blutende Hand, sie nahm ihr Taschentuch und verband die Wunde. Dies wollte ich nicht dulden, aber sie war nicht davon abzubringen und drohte mir sogar bei fortgesetzter Weigerung abermals mit dem halb entblößten Dolche. So ließ ich es denn geschehen und entfernte mich schnell, da ihr heftiges Winken es zu wünschen schien.

Nach dieser Begegnung hielt ich mich einige Tage lang fern von dem Diorama.

Adelheids drohende Blicke wirkten dämonisch auf mich. Ich ward selbst unruhig, aufgeregt, wild, wenn ich das schöne Furiengesicht mit den bleichen Zügen vor mir sah. Wie die Göttin der Freiheit, die über die Versunkenheit der Menschen grollt, erschien mir das halb wahnsinnige so wunderlich liebende Mädchen.

Das Diorama war abermals geschlossen worden, meine Wunde begann zu heilen. Adelheids Taschentuch betrachtete ich als eine glückliche Eroberung, und nahm mir vor, ihr es nicht wiederzugeben, wenn sie es nicht selbst von mir fordern sollte.

In dieser Zeit kam der neue *—sche Botschafter an. Am Hofe wurden glänzende Feste gegeben

und der schöne, noch jugendliche Mann erregte in der Residenz Aufsehen. Wer ihn gesehen hatte, pries gleichermaßen seine männliche Schönheit wie sein humanes, herablassendes Wesen. Mich interessirten diese Neuigkeiten wenig; doch ließ ich mir von ihm erzählen, so viel man wollte und stimmte auch nöthigenfalls in die allgemeinen Lobeserhebungen mit ein. Denn hätte ich eine andere Meinung behauptet, so wäre ich in den Augen der Residenzler zu tief gesunken.

Der Director Tiefenbach glaubte diesen Enthusiasmus der Bevölkerung benutzen zu müssen, er kündigte ein neues Dioramabild an, und wählte diesmal „ein Narrenhaus." — So wenig man im gewöhnlichen Leben die Narren liebt, so gern pflegt man sie im Bilde oder auf der Bühne zu sehen. Eine geheime Sympathie zieht den gesunden Menschen zum Narren, wie den Narren zum gesunden Menschen hin. Es ist, als gehörten beide zusammen und könnten erst vereint den ganzen Menschen ausmachen, etwa so wie Glauben und Wissen sich gegenseitig ergänzen.

Schon zwei Tage vor der Eröffnung des Diorama ließ Tiefenbach rosenrothe Anschlagzettel

drucken von riesenhaftem Umfange. Die Leute mußten gleich sehen, daß es sich diesmal um die liebe ehrwürdige Narrethei handle. Die Bevölkerung ward unruhig und ein ungewöhnliches Leben bewegte die Stadt. Ich befürchtete Mord und Todtschlag von diesem Narren-Enthusiasmus und besuchte am Vorabend der Vorstellung den Director, um mir voreilig ein Billet einzulösen. Tiefenbach war wie immer sehr beredt und hoffte diesmal auch mehrere Personen vom Hofe bei sich zu sehen.

„Der *— sche Botschafter kommt gewiß," sagte er, den Kopf auf seine eigenthümliche Weise hin und her wendend. „Es ist ein Comte de St. Hilaire, jung, gewandt, kunstsinnig und gewiß auch etwas neugierig. Deshalb muß ich schon etwas Außerordentliches aufstellen und dieses Gemälde eines Narrenhauses ist eben erst fertig geworden. Sie werden über die Fülle der Narrethei erstaunen. Versäumen Sie nur nicht, sich recht zeitig einzufinden, ich will Ihnen einen guten Platz aufbewahren. Dann stelle ich in acht Tagen die Krönung Carls X. auf, diese lockt ebenfalls und ich habe sogar schon das Versprechen des

ganzen Hofes, daß er mich allergnädigst mit seinem Besuche beehren will. Es kommt Alles auf die Wahl der Bilder an, wenn sich ein Diorama in der Gunst des Publicums erhalten soll.

Adelheid war sehr trübsinnig, sie redete nicht und gönnte mir kaum einen Blick. Nach dem Taschentuch fragte sie nicht, und ich verließ, obwohl darüber vergnügt, die unglücklichen Menschen, doch mit tiefem Schmerzgefühl.

Als am nächsten Tage das Diorama geöffnet ward, schwoll die andrängende Menschenmasse so gewaltig an, daß die Polizei einschreiten mußte, um die Anstürmenden zurückzuhalten. Da es nur Eine Eingangsthüre gab, fürchtete man, der Hof nebst dem fremden Gesandten möchte mit der Gemeinheit in zu nahe Berührung kommen und dies schien mindestens unpolitisch. Die Polizei bildete daher eine Gasse, durch welche die hohen Personen zur Thüre gelangen konnten. Jedem Andern war bei strenger Strafe verboten, diesen Abzugskanal zu betreten.

Mir waren auch diese Verfügungen gleichgiltig. Ein Ungeborener hat den großen Vortheil vor

Andern, ſich immer und überall durchzufinden. Die Ungeborenheit kennt keine Grenzen und kann mithin auch nicht aufgehalten werden. Sie iſt das Privilegium, ſich überall herumzutreiben — ein Laufpaß durch das ganze Leben.

An der Caſſe ging es ein wenig unordentlich her, nicht der Menge wegen, ſondern des Polizeidieners halber, den die Obrigkeit dorthin poſtirt hatte, um Adelheid gegen den Ungeſtüm der Andrängenden zu ſichern. Es hätte deſſen nicht bedurft. Adelheids Blick und freundliches Lächeln vermochten mehr als ein Polizeidiener. Sie beſiegte den Sturm durch Liebe. Niemand drängte ſie, obgleich jeder zuerſt ein Billet zu bekommen wünſchte.

Da mir der Director einen guten Platz aufzuheben verſprochen hatte, nahm ich mir Zeit. Es vergnügte mich in Adelheids Mienen den Eindruck zu leſen, den die verſchiedenen Individuen auf ſie machten. Sie bemerkte mich, winkte mir zu und legte die Hand auf ihre linke Bruſt. Die Menge drängte mich langſam nach der Treppe hin. Eben wollte ich die Stufen erſteigen, als ein halblauter Schrei Adelheids mich nochmals

zurückblicken ließ. Unter den Andrängenden entstand ein dumpfes Gemurmel, der Graf von Elmenhorst trat, den Botschafter am Arm, zur Casse. Adelheids ganzer Körper bebte, ihre Augen brannten unter der tiefgesenkten Wimper. Sie schenkte den beiden hohen Personen keinen Blick, sondern reichte ihnen zitternd die Billets, und griff dann hastig mit der Hand in den Busen, indem sie aufstand und den auf der Treppe Verschwindenden nachsah.

Mich befremdete dies. Ich wartete noch einen Augenblick, Adelheid sah es, lächelte und deutete abermals auf ihre Brust; dann fuhr sie ruhig fort, den Eintretenden die Karten zu reichen.

Wieder herrschte in dem düstern Salon die tiefste Ruhe. Hinter dem Vorhange vernahm man abermals das geheimnißvolle Rauschen, bis die Glocke läutete, die Verhüllung zurückflog und das Bild in Dämmerungsstille sich darstellte. Ich erblickte einen großen Saal, in dem hier und da einzelne Menschengruppen vertheilt standen. Stark vergitterte Fenster schlossen den Hintergrund und die Abendsonne fiel glühendroth, aber blutig düster auf die Gruppen der Narren, die sich wenig um einander zu bekümmern schienen. Im

Vordergrunde ſaß ein Mann vor einem Tiſche, auf dem ein Himmelsglobus ſtand. Der Mann hielt einen Zirkel in der Hand, womit er die Sternbilder abmaß. Dabei ſchielte er auf ein zur Seite liegendes Blatt Papier, das wahrſcheinlich die Berechnung enthielt. Ein Anderer, nicht fern von dieſem hatte ſich am Boden zuſammengekauert, und warf Erbſen nach einem etwa zwei bis drei Schritte vor ihm befeſtigten engen Ringe. Weiter nach hinten hatte ſich ein Mann mitten im Saale auf einen Großſtuhl placirt. Vor ihm und auf beiden Seiten lagen eine Menge ganzer wie zerriſſener Bücher und Scripturen, die er mittels einer großen Elle ausmaß. Seine ungläubigen Mienen contraſtirten dabei ſeltſam mit dem pfiffigen Zug um den Mund, der wol andeuten mochte, daß er endlich gefunden habe, was er lange geſucht. Nicht weit davon focht ein junger Mann mit feurigem Auge und wild emporſträubenden Haaren, als wolle er eine Predigt halten, in der Luft herum, dem gegenüber ein paar höchſt einfältig ausſehende Menſchen am Boden ſitzend ihre Mahlzeit verzehrten. Ganz am äußerſten Fenſter bemerkte ich ein ſchönes bleiches Mädchen, auf deſſen

Stirn wie eine verblaßte Roſe der matte Sonnenſchimmer lag. Dieſe auffallende Geſtalt preßte mit dem Ausdruck ſchwärmeriſcher Liebe ein papierenes Herz an ihre Lippen.

Die Mehrzahl der Anweſenden ſchien etwas ganz anderes unter einem Narrenhauſe erwartet zu haben. Sie ſchüttelten die Köpfe und machten zum Theil Anſtalt ſich zu entfernen. Da trat der Director ein, die Unzufriedenen kamen zurück, tiefe Stille herrſchte und Tiefenbach erhob, an die Gallerie tretend, ſeine Stimme.

„Ein Narrenhaus, hochverehrteſte Verſammlung," ſprach er, „iſt für ein Diorama ein ſchwer auszuführender Gegenſtand. Der Reiz dieſer Bilder wird durch naturgetreue Nachahmung von Licht und Schatten hervorgerufen. Wo aber ſoll ſich in einem Narrenhauſe viel davon anbringen laſſen? Ich weiß mir hier nicht zu helfen. Dennoch intereſſirt ein Narrenhaus als Dioramabild, denn wenn man nur Licht und Schatten blos auf die Geſichter der Narren fallen läßt, ſo bekommt man ein leidliches Gemälde."

Ich blickte von dem Redner auf das Bild und bemerkte in der That erſt jetzt die höchſtweiſe

und vortheilhafte Vertheilung von Licht und Schatten auf die einzelnen Gesichter der Narren. Ein unwillkührlicher Schauder überlief mich, ich glaubte das vollendetste Portrait alles Wahnsinns auf Erden in dem Bilde zu erblicken. Der Anblick übte einen furchtbaren Zauber. In jedem einzelnen Gesichte lag der überraschendste Ausdruck von Vernunftlosigkeit, ohne ihm doch die geringste Aehnlichkeit mit einer Fratze zu verleihen. Durch die kluge Vertheilung des Lichts und dessen leisen Wechsel mit dem Schatten schienen sich die Gesichter dieser vollendeten Narren sammt und sonders zu bewegen. Man glaubte ihre verrückten Gedanken zu hören, man dachte selbst mit verrückt. Tiefenbach fuhr fort:

„Narren, verehrte Anwesende, hat es jederzeit gegeben, nur findet ein Unterschied Statt zwischen Narren und Narren. Früher existirten blos ordinäre Narren, simple Narren, jene dort auf dem Bilde dagegen sind extraordinäre, zusammengesetzte Narren. Ja, ja, meine Herrschaften mögen Sie immerhin lachen, es ist doch nicht anders. Ein simpler Narr ist ein geborener Narr, d. h. einer, der die Anlage zum Narrenthum gleich mit auf

die Welt gebracht hat. Ein ſolcher Menſch iſt verehrungswürdig. Seine Vollendung auf Erden iſt die Narrheit; Narrenthum iſt ſeine Religion, ſein Chriſtenthum. Es kann es ihm Niemand vor Uebel haben, daß er mit aller Gewalt nach dem Narrenthume ſtrebt. Dergleichen glückſelige, ſimple Narren gibt es auch noch heutzutage, nur nehmen ſie leider immer mehr ab. Das ſimple, vollendete Narrenthum kommt aus der Mode, wie das ſimple Chriſtenthum und die liebe heilige Simplicität. Es iſt ein Jammer, daß man ſo ſündlich mit dem guten Narrenthume wirthſchaftet. Nur in den Cretinen und Kakerlaks feiert es noch ſein Fortbeſtehen; ſie ſind vor der Hand noch die einzig geborenen Narren, wie die Herrnhuter die einzigen ſimplen Chriſten.

Dagegen, meine Herrſchaften, ſehen Sie hier auf dieſem Bilde lauter zuſammengeſetzte Narren, die Manche auch concrete nennen. Es läuft ziemlich auf eins hinaus. Zuſammengeſetzte oder concrete Narren ſind künſtlich erzeugte, d. h. durch lange Gewohnheit hervorgebrachte. Es ſind die Narren der Angewöhnung. Da haben wir nun wieder das alte Elend, das uns nie mehr verlaſſen

will. Alle jene Perſonen ſind närriſch geworden aus purer Angewöhnung, die Narrethei gefällt ihnen, und das Schlimmſte dabei iſt, daß ſie gar nicht daran glauben; Sie denken gar nicht an's Abgewöhnen, an's Freiwerden, darum werden ſie billig eingeſperrt. Die Angewöhnung, wenn ſie in vollkommene Narrheit übergeht, muß unter Schloß und Riegel gelegt werden."

Tiefenbach machte eine kleine Pauſe, um, wie es ſchien, die Stimmung der Verſammelten zu belauſchen. Die Zuſchauer waren größtentheils heiter, flüſterten einander Bemerkungen zu und warteten begierig auf die fernere Erklärung des Bildes. Auch Graf von Elmenhorſt lächelte und ſprach leiſe mit dem **Comte de St. Hilaire.**

„Sie bemerken," fuhr Tiefenbach fort, „im Vordergrunde des Bildes einen Mann, der mittels eines Zirkels die Entfernung der Sternbilder von einander auf dem Himmelsglobus abmißt. Vor ihm liegen Papiere und hinter dem Globus eine zerſchnittene weiße Rübe. Dieſer Mann iſt ein Profeſſor der Mathemathik, ein kluger Mann voll tiefer und gründlicher Kenntniſſe in ſeiner Wiſſenſchaft. Der gute Mann aber gewöhnte ſich ſo

ſehr an das Rechnen, daß er gar nicht mehr davon ablaſſen konnte. Er rechnete zuerſt alles Irdiſche aus, dann ſein eignes Leben, hierauf das Leben der Seele und des Geiſtes insbeſondere. Darüber verlor er das Gleichgewicht, denn er rechnete ſein eigenes Leben mit hinein und bekam lauter Decimalbrüche. Das verdroß den Herrn Profeſſor. Er wollte das Zuſammengerechnete wieder auseinander rechnen und verfiel dabei auf die Differentialrechnung. Früher war es ihm um Einigung und Gleichheit zu thun, jetzt hätte er gern ſeine Seele für eine anſtändige Differenz hingegeben. Allein nach und nach verloren ſich alle Differenzen, ſein Leben und ſein Rechnen wurden ein gewaltiges Convolut, aus dem keine Seele mehr klug werden konnte. Da behauptete der gute Profeſſor, er ſei die endliche Einheit, in der die unendliche als Complement aufgehe. Das iſt nun zwar ein Unſinn, meine Verehrteſten, doch dem Profeſſor kümmerte dies wenig. Er verlangte, es ſolle ſich fernerhin alle Welt bei ihm Raths erholen, und ſie würde in Kurzem ganz einig werden. Hierauf machte er einen Anſchlag und lud zu Vorleſungen ein, worin er die Kunſt, eine

abſolute Einheit hervorzubringen, erfinden lehren wolle. Dies nannte er die abſolute Erfindungslehre.

„Nach dieſem Anſchlage ward er in's Irrenhaus gebracht. Obwohl er eine ſolche mit ſeinen Anſichten differirende Behandlung des Menſchen nicht begreifen konnte, fügte er ſich doch; nur verlangte er ſeine Globen, Bücher, Papiere und zuletzt weiße Rüben. Nun rechnete er zuerſt die Entfernungen der Länder von einander aus, indem er behauptete, daraus ließen ſich die Differenzen der Geiſter und Freiheit erklären. Hiermit zu Stande gekommen, begann er die Entfernungen der Geſtirne zu meſſen, um den differirenden Menſchen zu beweiſen, wie all' ihr Sträuben gegen die Einheit nichts helfe, indem ſie nach dem Tode doch ſämmtlich als abſolute Einheit behandelt würden. Es hat nämlich dieſer Profeſſor ausgefunden, daß alle Geſtirne ein ewig Einiges ſeien, ein ins Unendliche gehender Decimalbruch des Lichtes, oder der abſoluten Vernunft; ſobald der Bruch vollkommen werde, verwandelten ſich alle Geſtirne wieder in ein Einziges, und da es nun gewiß ſei, daß die Menſchen nach dem Tode auf einen ſolchen Licht-

decimalbruch verſetzt würden, ja die Erde ſelbſt nur ein Lichtdecimalbruch ſei, ſo könne alles Uneinigkeitsſtreben nichts helfen, denn die Einheit müſſe zuletzt ſiegen. Zum Beweis der Richtigkeit ſeiner Berechnung gebraucht er die weiße Rübe. Er zerſchneidet ſie nämlich in lauter kleine Kegel, jeden einzelnen derſelben in die vier bekannten Kegelſchnitte, reißt dann von jedem einzelnen Stück wieder kleinere Stückchen ab, und ſetzt ſie zuletzt mit großer Mühe zuſammen. Oft braucht er dazu ganze Wochen Zeit. Das ſtört ihn aber nicht; denn er behauptet, die Rübe ſei ganz geweſen, daher müſſe ſie auch in Milliardenſtückchen zerriſſen, ſich immer wieder einigen laſſen. Uebrigens ſei die weiße Rübe das vollkommenſte Symbol der abſoluten Einheit, theils, weil ſie weiß, alſo licht ſei, theils aber auch, weil ſie koniſch zulaufe, und dies ein Hinaufwachſen zur Vollendung andeute, was bei der Rübe freilich unterwärts vor ſich gehe, indem das ſie vollendende Element die Erde ſei. Wie groß nun, und wie dieſe Vollendung eine unendliche, alſo auch die Einheit endlos ſein könne, zeige ſich ſehr anſchaulich in der bis in's Unendliche fortwachſenden Wurzel der Rübe.

„Sie können hieraus leicht abnehmen, daß dieſer Profeſſor ein durchaus zuſammengeſetzter Narr iſt, ein Narr aus Angewöhnung. Könnte er ſich das Rechnen erſt abgewöhnen, ſo würde er auch der Rübe bald überdrüßig werden. Dazu iſt er jedoch nicht zu bringen, und deshalb ſchreibt er immer und ewig auf die vor ihm liegenden Papiere Briefe an die geſammte differirende Menſchheit, worin er ſie die große unendliche Differenzialordnung nennt, und ihr weiße Rüben zur Koſt, Lichtung und Einigung empfiehlt. Gegen Narren von ſolchem Kaliber gibt es kein Specificum. Sie ſind incurabel wie manche Regierungen, denen es trotz weißer Rüben dennoch an Licht und Einigung gebricht."

„Nicht fern von dieſem Rübenprofeſſor erblicken ſie einen Mann am Boden ſitzend. Vor ihm iſt ein Stock mit einem Ringe befeſtigt, nach welchem er fortwährend Erbſen wirft. Können Sie ſich nun wol dieſer Beſchäftigung erklären? Ich erlaube mir daran zu zweifeln und will ihr Dollmetſcher ſein."

„Jener Menſch hält ſich für einen Philoſophen. Der oberſte Grundſatz ſeiner Philoſophie war und

iſt: Alles, was vollkommen iſt, iſt auch geſchloſſen, gerundet, rund. Mit dieſem Satze war auch der Wahnſinn gegeben und ſeine eigne Narrheit definirt. Er ſchied ſich von allen bekannten philoſophiſchen Syſtemen. Von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, mochte er nichts wiſſen. Sie ſind Narren, ſagte er, denn ſie ſind nicht geſchloſſen, nicht rund; nur das Runde iſt vernünftig und vollkommen."

„Dieſen Grundſatz wußte er ſehr ſcharfſinnig zu vertheidigen. Um doch etwas zu haben, woran er ſich halten könne, wählte er die Erbſe, und behauptete, der Menſch müſſe werden wie eine Erbſe, ſonſt könne nun und nimmermehr etwas Vernünftiges aus ihm zum Vorſchein kommen. Die abſolute Vollkommenheit verglich er mit einem Ringe, der eine erbſengroße Oeffnung habe. Dieſe Oeffnung, ſagte er, iſt die Liebe, welches alles Vollkommene umfängt, und zwar in ſeiner ganzen Gerundetheit (denn rund muß bei dem Manne nun einmal alles ſein). Wie die Erbſe, lehrt er ferner, ein rundes Saamenkorn iſt, ſo ſoll auch der Menſch ein rundes Saamenkorn werden; er wird aber nur rund, wenn er gleich der Erbſe einen Keim bekommt, und ſich mit dieſem der

Liebe, dem abſoluten Gerundetſein in die Arme wirft, ſo wie ich dieſe Erbſe nach jenem engen Ringe.“

„So raiſonirend warf er die Erbſe nach dem Ringe, der auf einem Stabe im Katheder vor ihm aufgepflanzt ſtand. Unglücklicherweiſe flog die Erbſe entweder neben dem Ringe vorbei, oder durch den Ring hindurch. Der Philoſoph ward ſtutzig, docirte gar nicht mehr, ſondern warf nur ohne Aufhören Tag und Nacht Erbſen nach dem Ringe. Da nun keine einzige in dem Ringe haften wollte, ſo ſchloß er daraus, die Menſchheit ſei durchaus nicht auf dem rechten Wege zur Vollkommenheit, ſie ſei nicht gerundet, es mangle ihr die Anlage zu und nach dem abſoluten Gerundetſein. Er vertiefte ſich jetzt ſo ſehr in ſein erbſenrundes Syſtem, daß er aus Angewöhnung verrückt und hierher gebracht wurde. Wie ſie nun ſehen, iſt er noch immer damit beſchäftigt, die paſſende Erbſe für den Ring zu ſuchen. Eine hat er bereits gefunden; dieſe hält er für ſeine eigne ſymboliſche Perſon, und iſt nur um ſo emſiger in ſeiner Beſchäftigung mit der Erbſenphiloſophie geworden, weil er jetzt davon überzeugt iſt, es

könne Jeder so vollkommen keimen und rund werden wie er selber. In diesem Suchen nach Gerundetheit soll der arme Mann schon einen halben Malter Erbsen verworfen haben, ohne doch zu seinem Ziele gekommen zu sein."

„Wir kommen jetzt, meine Verehrtesten, zu einem sehr kurzweiligen Narren. Bemerken Sie den Mann im Großstuhle mitten im Narrenzimmer. Der wunderliche Mensch ist fortwährend über die Maßen beschäftigt, läßt keine Minute verloren gehen und will Alles vermitteln."

„Dieser merkwürdige Mann hat sich mit seinem Herrgott überworfen, und ist mit dessen Weltregierung nicht mehr zufrieden. „„Wäre der liebe Gott so vernünftig wie ich,"" sagt er, „„so gäbe es keine solche Masse Elend auf Erden. Es fehlt überall an der richtigen Mitte."" Der Mann hat nämlich ausgefunden, daß alles Weltleben gleich null sei, wenn es nicht zwischen Gut und Böse, zwischen Groß und Klein, zwischen Heiß und Kalt, zwischen Erhaben und Niedrig mitten inne stehe. Er hat deshalb den lieben Gott schon bei der Obrigkeit verklagt und ist von dieser dafür in's Narrenhaus geschickt worden.

Das verleidet ihn aber nicht seine Behauptung, er will sich rechtfertigen und ist jetzt damit beschäftigt, der Welt und Gott zu beweisen, daß er ganz allein Recht habe."

„Sie bemerken sein pfiffiges Lächeln, seinen tiefsinnigen prüfenden Blick. Der gute Mann hat sich von dem Narrenwächter eine Wiener Purzelelle geben lassen. Mit dieser hat er von beiden Seiten des Saals zuerst die genaue richtige Mitte desselben auf die Linie abgemessen. Auf dem Puncte nun, wo diese fiel, sitzt er jetzt, und damit er ja nicht gegen die richtige Mitte verstoße, läßt er viermal des Tages seinen Stuhl wenden, immer der Sonnenseite zu. Früh sieht er nach Ost, Mittags nach Süd, Abends nach West und Mitternachts rückt er ihn nach Norden und schläft d'rin; denn anders fürchtet er die richtige Mitte zu verlieren. Jetzt ist er bald fertig mit seiner Berechnung, nur häuft sich immer neuer Stoff an, da ja außer ihm die ganze Welt mit sammt dem lieben Gott nicht in der richtigen Mitte steht. Eben ist er damit beschäftigt, dem lieben Gott seine Extravaganzen in der Weltgeschichte nachzuweisen. Er hat sie links und rechts an seinen

Stuhl aufgehäuft, und mißt ſie der Kürze halber mit ſeiner Wiener Purzelelle von Anfang bis zu Ende gerade vor ſich in die richtige Mitte hinein. Wenn er damit zu Ende ſein wird, ſoll das Facit die richtige Weltregierungsmitte ergeben. Noch läßt ſich nichts Beſtimmtes entſcheiden, der Narrenwächter aber behauptet, das Ergebniß würde nur in einer ungeheuren Maſſe Maculatur beſtehen. Auf dieſe Art wäre dann freilich die richtige Mitte einer Null ziemlich gleich, und der gute Vermittler aller Extreme hätte nichts mit all' ſeinen Mühen erlangt, als Welt und Gott zu Maculatur verarbeitet und vermittelt. Trauriges Loos des **Juste milieu**! Wer hätte denken ſollen, daß Du dereinſt in einem Narrenhauſe zu Maculatur verarbeitet werden würdeſt! Fragen wir nun aber nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Erſcheinung, ſo finden wir dieſen abermals in der vermaledeiten Angewöhnung, und ich zweifle nicht, daß Angewöhnung und rechte Mitte ſich in ihren verderblichen Wirkungen vollkommen gleichen. Die rechte Mitte macht aus Gott, und Welt und Menſchheit ein Maculaturcompot, die Angewöhnung gebiert Mittelsmänner, Narren, Autori-

tätsſeelen und andere Abnormitäten. Beide ergänzen ſich, beide vernichten den Menſchen, darum hüten Sie ſich, meine Verehrteſten, vor Angewöhnung und rechter Mitte."

„Auf gleicher Höhe mit dieſem zuſammengeſetzten Narren ſteht der folgende. Hinter ihm nämlich erblicken Sie einen jungen Mann in heftiger Aufregung perorirend. Dieſer Unglückliche hatte ſich vorgenommen, das Drama in Deutſchland zu regeneriren. Schon hatte er ſich verſchiedentlich in der claſſiſchen, romantiſchen, modernen und unſinnigen Manier verſucht, in keiner aber Beifall unter den Zeitgenoſſen gefunden. Indeſſen gewöhnt an dramatiſche Productionen, und nur für Dramatiſches Intereſſe fühlend, nahm er ſich vor, ein Drama für ſich zu begründen. Er dichtete nun in allen vier Manieren lauter Trauerſpiele, und führte ſie ganz mutterallein in ſeinem Zimmer auf. Der große Lärm, welchen er dabei verurſachte, ſtörte die Nachbarn. Man unterſagte ihm ſein Privatvergnügen. Der Enthuſiaſt kehrte ſich nicht daran und ſpielte fort. Da ſchritt die Polizei ein und wollte ihm die Thorheit verbieten. „Die Deutſchen mögen kein Drama

haben, mein Herr," ſagte die Polizei, „Sie werden daher die Gefälligkeit haben, ſich ferner ruhig zu verhalten. Die Deutſchen wollen in ihren induſtriellen Beſtrebungen durch ſolche Trauerſpielerei nicht geſtört ſein. Es gibt ohnehin außer der Mechanik keine Kunſt mehr, denn was man dafür hält, ſind bloße Faſeleien, brod- und nutzloſe Kindereien. Sie verbitten ſich alſo fernerhin dieſes Schreien und Saalbadern."

„So ſprach die wohllöbliche Polizei. Der junge Trauerſpieldichtrr hörte ſie aber nicht erſt an. Er ſpielte ſein Trauerſpiel unbekümmert fort. Da bemächtigte man ſich des Irrigen und brachte ihn ins Narrenhaus. Hier indeß ſoll er noch immer nicht aufhören, ſein Trauerſpiel zu ſpielen. Der arme Mann kann ſich die Trauerſpielwuth nicht abgewöhnen und das iſt, meine Hochgeehrteſten, beiläufig geſagt, ein ziemliches Unglück."

„Nicht fern von dieſem ſeltſamen Menſchen ſitzen zwei höchſt fidele Seelen, wie man jene beiden dort nennen könnte. Dieſe Menſchen waren arme Leute. Sie arbeiteten Tag und Nacht für die Reichen, bekamen aber dafür nicht ſo viel, daß ſie ſich ſatt eſſen konnten. Da wurden ſie

traurig, ſie krümmten ſich zuſammen, damit das Herz nicht ſchlage und der Magen nicht belle. „Das iſt eine ſchlechte Muſik," ſagten ſie und wollten nichts mehr davon hören. Endlich wurden ſie ſtill, konnten aber nicht mehr arbeiten. Man fragte ſie, weshalb ſie ſo faul ſeien? und ſie antworteten: ſie äßen innerlich. Sie wären jetzt ganz ſatt, ſie zehrten von der Vergangenheit, vom Druck. Mit dieſer Antwort krümmten ſie ſich noch mehr zuſammen, lachten und wiederholten, daß es ſich vom Druck ganz allerliebſt leben laſſe. Da hielt ſie die Polizei für zur Verrücktheit inclinirende Satyriker und ſchaffte ſie ins Narrenhaus. Hier gibt man ihnen nun täglich ein Pfund Brod, auch Suppe, und die beiden fidelen Menſchen erzählen Jedermann, der das Narrenhaus beſucht, es ſei doch im Narrenhauſe das herrlichſte Leben. Wieder ein Beiſpiel, wohin die unglückſelige Angewöhnung führt."

Einige der Anweſenden zeigten Unruhe, Tiefenbach ließ ſich jedoch nicht ſtören, ſondern fuhr ruhig fort in ſeinem Sinne das Dioramabild zu erläutern.

„Sie werden jetzt die Gefälligkeit haben,

Ihre Blicke nach dem äußerſten Ende des Narrenhausſaales zu wenden. Dort bemerken ſie ein blaſſes, ſchönes Mädchen am Fenſter. Sie iſt ſchwarz gekleidet und küßt ein papierenes Herz, das an ihrem Helſe hängt. Kann es papierene Herzen geben? Vielleicht. Es iſt darüber noch nichts Beſtimmtes ermittelt worden. Papierene Zeitalter, behaupten Einige, ſeien zuverläſſig vorhanden, und Satyriker ſind ſogar ſo gütig, unſer Zeitalter ein papierenes zu nennen. Wäre dies wahr, ſo könnte ſich wol auch das Vorhandenſein papierener Herzen darthun laſſen. Wir wollen dieſe Fragen jedoch als ungehörig ignoriren und uns nur an das Gemälde halten."

„Jenes Mädchen war früher eine glückliche Braut. Sie liebte einen jungen, feurigen Mann, der ſein Leben der Abgewöhnung, gemeinhin der Freiheit — was, mit Polonius zu reden, „ein ſchlechter Ausdruck" iſt — gewidmet hatte. Ein Menſch voll gemeiner Angewöhnung lernte jenes Mädchen ebenfalls kennen, und Liebe zu ihr, behauptete er, erfülle ſein Herz. Aber es war nicht die Liebe der Abgewöhnung, ſondern jene angewöhnte veraltete, jene Liebe, die nicht auf

Erwiederung ſieht, ſondern nur im augenblicklichen Genuß wilder Gelüſte ihr Höchſtes zu finden meint. Das Mädchen verabſcheute jenen drängenden, liebloſen Liebhaber und gab ſich mit Leidenſchaft ihrem wahrhaften Geliebten hin. Da brach ein Feſt der Abgewöhnung an, und der Bräutigam jenes Mädchens predigte laut die Geſetze derſelben. Sein Nebenbuhler ſah ihn, predigte gegen ihn, und Gewaltmittel vermochten den glücklichen Bräutigam für dieſe Erde zu ſtürzen. Er ging unter in dem Feſte, das man der Abgewöhnung gab, er fiel als ein Opfer der Angewöhnung. Sein Untergang war gewaltſam. Die Braut, jenes Mädchen dort, rief ſeinen Predigten von fern lauten Beifall zu und er jauchzte ihr ebenfalls entgegen. Als aber unmittelbar darauf ſein verbrannter Leichnam nur ein verſtümmeltes Glied als verkörperten Todeskuß ihr zuſchleuderte, da verwandelte ſich ihre Seele. Sie ward bleich wie ihr Geſicht; ſie weinte das Leben aus in den bitterſten Thränen, und ſchwieg fortan gleich einer Stummen. Die Leute nannten das Wahnſinn. Man fürchtete einen Wuthausbruch und ſchaffte ſie ins Narrenhaus. Die verbrannte Hand ward

ihr genommen, um sie dadurch zu heilen. Da schnitt sie sich ein Herz aus Papier, hing es sich um den Nacken und küßte es vom Morgen bis Abend, indem sie dem Narrenwächter auf alle Fragen kaum vernehmlich zuflüstert: „Das sei unser jetziges abgewöhntes Zeitalter, ein schwaches, kränkliches Kind der verstorbenen Angewöhnung. Dies allein habe ihr die neue Zeit gegeben als das ähnlichste Conterfei ihres eigenen Herzens, und so halte sie es denn für ihre Pflicht für dies großartige Geschenk sich immerwährend bei ihr zu bedanken."

Jetzt wandte sich der Director Tiefenbach mit einem Lächeln, das, bezeichnend zu malen, keine Sprache Worte besitzt, und fuhr fort: „Hochgeehrteste Herrschaften, jenes Mädchen ist meine eigene Tochter! Sie ist ein Opfer der Angewöhnung geworden, und bedankt sich jetzt dafür bei dem lichtscheuen Kinde, der sich die Abgewöhnung angewöhnen wollenden Zeit, meine Tochter ist eine Narrenhauswächterin, Lockerin, oder was Sie sonst wollen. —"

Eine furchtbare Stille, wie vor dem Ausbruch eines Sturmes lag drückend über der Versammlung. Mir zitterte das Herz, denn ich war

an ſolche wohl- und hochgeborene Scenen noch nicht gewöhnt. Jedes Wort des Directors hatte mich getroffen wie ein Pfeil. Ich bangte für des armen Mannes Sicherheit und wollte ihn immer unterbrechen, aber es war mir unmöglich, in ſeine Nähe zu kommen, die Zuſchauer ſtanden zu dicht gedrängt.

Mir gegenüber ſtand der Graf von Elmenhorſt Arm in Arm mit dem neuen Botſchafter. Ich konnte mich nicht genug über das fortwährende mitleidige Lächeln des Grafen verwundern. Während Jedermann ſchwer athmete und kein Wort des Director verhören wollte, lächelte der Mann, als kenne er die Gedanken eines Menſchen eben ſo gut leiten, als die Zügel des Staates. Der *ſche Botſchafter dagegen zeigte eine lebhafte Unruhe, wechſelte öfters die Farbe und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn.

Noch dauerte die Stille und Alles ſtarrte wie bezaubert auf das Bild; da unterbrach ein gellender Schrei die ſchauerliche Ruhe. Es entſtand ein Drängen und Stoßen, und mit Entſetzen bemerkte ich die ſchlanke, ſchwarzgekleidete Geſtalt Adelheids mit aufgelöſtem Haar durch die Menge

dringen. Sie bahnte ſich mit raſender Eile einen Weg zu dem Botſchafter. Eine entſetzliche Angſt durchbebte mich, ich wollte zu ihr, ward aber gefeſſelt durch die umſtehende Menge. Ein abermaliger gellender Schrei ſchwirrte pfeifend durch das Diorama — ich ſah etwas im Düſtern funkeln — der gewundene vom Pulverfeuer gekrümmte Dolch des wüthenden Mädchens durchſtieß mit Rieſenkraft die Bruſt des Geſandten.

Der Getroffene ſank lautlos zu Boden. Elmenhorſt wollte Adelheid aufhalten. Sie lächelte ſanft, riß den Dolch aus der Bruſt St. Hilaires und ſah das rinnende Blut mit wahnſinniger Freude davon zur Erde tröpfeln. Das einzige Wort „Herz" entſchlüpfte dabei vernehmlich ihrem Munde.

Auf das Gedränge, Rufen und Toben der Verſammelten waren die Polizeidiener herbeigeeilt. Alles wollte dem wüthenden Mädchen die Waffe entwinden. Adelheid widerſetzte ſich, ohne ſich eigentlich zu wehren, nur den Dolch wollte ſie nicht aus den Händen geben. Die Anweſenden aber ſowohl als die Polizei kehrten ſich nicht an die Sträubende. Alles drängte der Unglücklichen

zu; sie hatte keinen Raum mehr sich zu widersetzen; gedrängt und gestoßen von allen Seiten verlor sie das Gleichgewicht, und im Falle bohrte sich der Dolch in ihre eigene Brust. Nicht sie selbst, der Zufall hatte sie ermordet. —

Kein Laut begleitete ihren Fall. Ich kam eben bei ihr an, als sie die Augen mit einem bittern, unaussprechlich bittern Lächeln schloß. Tiefenbach beugte sich jammernd über sein Kind, der Gesandte war bereits verschieden. Er war gefallen von der rächenden Hand der Liebe; St. Hilaire hatte Adelheid ihren Geliebten zu Lyon in die Luft gesprengt. —

Graf Elmenhorst kehrte seinen ministeriellen Charakter heraus und gab Befehl, das Diorama zu räumen, den Director aber zu bewachen. St. Hilaires Leiche ward fortgetragen. Ich schnitt eine von Adelheids Blut geröthete Locke von ihrem Haupte und verbarg sie an meiner Brust. Dann schlich ich mich still und gedemüthigt in mein Hotel. Ich weinte ein Paar recht bittere Thränen nicht über Tiefenbachs Narrheit, sondern über die Menschheit. Sie war mir nie

unglücklicher erſchienen als eben jetzt; ich hatte ſie nie inniger geliebt als in dieſem Augenblicke.

Sogleich ließ ich von meinem Bedienten Alles zur Abreiſe bereit halten. Was ſollte ich auch nach dieſem Vorfalle noch in der Reſidenz? Ich war froh, daß mich, dem Ungeborenen, Niemand aus Pflicht zurückhalten konnte. Jetzt erſt erhielt meine Ungeborenheit für mich einen unſchätzbaren Werth.

Das tragiſche Ende der Narrenhauserklärung bewog die Regierung, das Diorama fortan ſchließen zu laſſen. Tiefenbach ward in die Irrenanſtalt gebracht und nunmehr als wirklich wahnſinnig behandelt. Der gute Director ließ ſich Alles gefallen, nur erbat er ſich die Gnade, der Beerdigung ſeines armen Kindes beiwohnen zu dürfen. — Sie ward ihm geſtattet.

Noch an demſelben Tage gingen Couriere an den *ſchen Hof ab. Man fürchtete einen Bruch mit dem dortigen Cabinet und wollte dieſem vorbeugen. Die Vorſtellung der Krönung Carls X. mußte unterbleiben.

Am nächſten Morgen weckte mich ein lauter Wortwechſel vor meiner Thür. Ich ſtand ſchnell

auf und fand meinen Bedienten im Streit mit dem Lohnlakai.

„Was gibt's?“ fragte ich. „Haben Sie etwas zu melden?“

„„Allerdings““, verſetzte der Lohnbediente. „„Das wahnſinnig geſtorbene Fräulein wird eben beerdigt, und wenn Sie ſich ſchnell ankleiden, erbiete ich mich, Ihnen den beſten Platz am Grabe zu verſchaffen.““ Ich wies dem Zudringlichen die Thür. „„Zu dienen,““ ſagte er kaltblütig, „„werden mir aber gefälligſt den Gang vergüten.““ Ich gab ihm, was er verlangte, um den Unverſchämten nur los zu werden. Gleich darauf hörte ich lautes Geräuſch auf der Straße. Ich trat an's Fenſter — es war der Leichenzug Adelheids, dem eine unabſehliche Menſchenmenge folgte. Zerknirrſcht verhüllte ich mein Geſicht und weinte unbeobachtet meinen Schmerz aus.

Einige Stunden darauf verließ ich die Reſidenz und ſah weder dieſe noch den armen Dioramadirector wieder. Der Comte de St. Hilaire ward mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen beerdigt. Der ganze Hof wohnte dem feierlichen Begräbniß bei. Dennoch, behaupteten Einige, ſei es nicht

ſo tief ergreifend geweſen, als das der unglücklichen Adelheid. Tiefenbach hatte geäußert, er werde ſich das neue einſame Leben wohl angewöhnen, und aus dieſer furchtbaren Hoffnung war ihm ein ſtarker Troſt erwachſen. Wir Menſchen ſind grauenhaft-wunderliche Geſchöpfe, Weſen, in denen die Nachtſeite des geiſtigen Lebens den lichten Sternenhimmel göttlicher Momente noch erhellen muß, wenn die urſprüngliche Flamme unſeres Daſeins bereits erloſchen iſt. —

II.

Herz und Zeit.

Ein Lebensbild.

1.

Die Kinder des geheimen Rathes Anaſtaſius hatten ſich in dem Familienzimmer verſammelt. Ein neblichter Herbſtabend lag düſter über der Stadt und harmonirte mit der trüben Stimmung, die in der Familie des Raths zu herrſchen ſchien. An der Thüre waren Reiſekoffer, Mantelſäcke und andere auf Reiſen unentbehrliche Dinge über einander geſchichtet. Eine junge, muntere Frau mit geiſtreichen Zügen ſaß am Fenſter, ein paar liebreizende Kinder drückten weinend die kleinen Händchen gegen das Geſicht. Die Mutter ſuchte ſie mit ſanften Worten zu beruhigen und ließ ihre hellblonden Haarringel ſpielend durch die Finger gleiten. Aus einem Seitenzimmer traten zwei kräftige Männer.

„Wo bleibt denn der Vater?“ wandte ſich fragend die Frau an einen derſelben.

„Er macht noch einen Gang durch den Garten," verſetzte dieſer, „der Abſchied von ſeinem Lieblingsaufenthaltsorte wird ihm ſchwer genug ankommen."

„Warum geht denn der Großvater von uns?" ſprach Emil und ſah mit den großen, thränenfeuchten Augen die Mutter an. „Wir haben ihn doch Alle ſo lieb, ich küſſe ihm alle Morgen die Hand, wenn er zum Kaffee kommt, und er iſt mir und Schweſter Minna doch auch nicht gram. Könnte er denn nicht bei uns bleiben und mich ſpielen laſſen mit ſeinen ſchönen, weißen Locken, die ihm ſo hübſch um die Stirn fliegen?"

„Freilich könnte der Großvater bei uns bleiben, lieber Emil," erwiederte die Mutter, „es gefällt ihm aber nicht mehr und deshalb will er in die Welt hinaus, um zu ſehen, ob es anderswo beſſer iſt."

„Beſucht er auch unſere Onkel und Tanten?" fragte Minna. „Dann mag er ſie nur von mir grüßen, denn ich liebe ſie Alle der ſchönen Geſchenke wegen, die ſie mir geſchickt haben zu meinem Geburtstage."

„Da ſieht man's, wie viel die Liebe werth iſt

im Menſchen," ſagte Minna's Vater, der Secretär Mildenſtein. „Das liebe Kind iſt kaum fünf Jahre alt und hat doch ſchon den Egoismus in ſich groß gezogen, ohne daß man einen Grund angeben kann für dieſe Erſcheinung. Es wäre kein Wunder, man käme auf den Gedanken, alle dieſe Auswüchſe ſeien eine natürliche Folge früherer Verſchuldungen, mit denen ſich die Geſellſchaft belaſtet hat im Lauf der Zeit. Mir wird bange, wenn ich die Unſchuld ſelbſt da ſchon ſo herunter-gekommen ſehe, wo man ſie in blendender Reinheit bewundern ſollte. Und das Alles begreift der gute, arme Vater nicht!"

„Darum ſoll man ihn gehen laſſen, wohin er will," fiel der jüngere Anaſtaſius ein. „Es iſt mit dieſem ewigen Halten, Zureden, Begreiflich-machenwollen nichts gethan, und nur ſchade um Zeit und Athem. Ohnedies fordert die Gegen-wart ganz andere Dinge, als das Belehren alter Leute, die freilich gut und ehrlich ſind, aber darin auch alle Männlichkeit der Tugend erſchöpft haben. Seit dieſen fünf, ſechs Jahren, die vergangen ſind ſeit dem Ausbruch der Julirevolution, haben ſich freilich die Verhältniſſe auf eine Weiſe geändert,

die der Bedächtigkeit des Alters nicht in den Sinn will. Begreift der Greis nicht, was das jugendliche Herz der Welt erstrebt mit seinem ungeduldigen Klopfen, so sollte er schweigen und sich einspinnen in den Schatten des wohlverwahrten Hauses. Dieses Ankämpfen aber ist lächerlich, macht ungeduldig und könnte mich schlimme Dinge begehen lassen."

„Du bist eben so wunderlich, als der Vater," sagte die junge Frau, die Schwester des Redenden, „und wenn uns der Vater verläßt, so fällt der größte Theil der Schuld gewiß auf Dich zurück."

„Sei deshalb unbekümmert, Emilie; ich habe eine breite Brust, feste Knochen und meine Nerven zittern nicht in convulsivischen Bewegungen, wenn ein Mensch den Hals bricht. Wie kann einer Sanftmuth vertragen, wo allein der radicale Gedanke zur Locomotive dient, um die Welt der Vollendung entgegen zu führen? Wenn die Zeit befiehlt mit dem demokratischen Gewicht ihrer Stimme, muß der einzelne Herzenslaut verstummen. Herz und Zeit sind Antipoden, wilde Oppositionsmänner. Sie schwören sich beide täglich immer von Neuem ewigen Haß und ewigen Tod!"

„Mildere Dein Urtheil, lieber Florentin," verſetzte Mildenſtein, „zähme das Wort und ſei nicht ungerecht gegen das Alter. Hätte es auch kein Verdienſt, als die Zahl der Jahre, ſo muß doch eine gewiſſe Ehrfurcht ſelbſt der ſtürmiſchen Jugend in den Zügel fallen und ſie zu ſtillerem Gange bewegen."

„O über euch Mittelmäßigkeitsſeelen!" rief Florentin aus. „Da limitirt, mildert und ſänftigt ihr an dem Wollen der Zeitbeſtrebungen herum, bis ſie matt geworden ſind und den echt deutſchen Schneckengang glücklich wieder für den Schritt ihrer ſoliden Nationalität anerkannt haben. „„Grade durch!"" iſt mein Wahlſpruch, und ich will ihn halten, ſollte ich auch die Straße meines Lebens mit blutenden Herzen belegt finden. Der Held darf nicht ſcheu ſein, will er den Sieg gewinnen!"

Die Schweſter konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, Mildenſtein nahm Minna im Arm und zerdrückte eine Thräne im Kuß auf den Mund des ſchönen Kindes. „Du bleibſt aber doch bei uns, Vater?" fragte gutmüthig die Kleine und ſtreichelte dem Vater das Kinn.

„Nun wenigſtens gehe ich nicht fort ohne Dich, Emil und die Mutter.“

„Da kommt der Großvater aus dem Garten und mit ihm Tante Emmeline,“ rief Emil und ſprang der Thür zu, um den Genannten entgegen zu gehen. Bald darauf trat ein hoher, ehrfurcht gebietender Greis ein, in deſſen tiefen Stirnfalten die Sorgen eines ſiebenzigjährigen Lebens begraben lagen. Ein dicker Reiſerock umhüllte die edlen Glieder, das ſilberweiße Haar floß in dünnen Locken um die tief eingedrückten Schläfe. Ihm folgte Emmeline, ſeine jüngſte Tochter, ein lebhaftes Mädchen, um deſſen Aug' und Mund die keuſche Anmuth weiblicher Schönheit ihre verführeriſchſten Reize wob.

„Nun, liebe Kinder, es iſt Zeit, daß wir ſcheiden,“ begann der Greis, mit feſtem Willen die Rührung unterdrückend, die ſein liebeheißes Herz überwältigte. „Denkt, es ſoll ſo ſein, ſo wird's uns Allen erträglicher werden. Ich mache Euch keine Vorwürfe, ſelbſt Dir nicht, Florentin, mit der Haſt Deines Handelns und der ungeſtümen Kraft des Geiſtes, die Dich treibt von einem Aeußerſten zum andern. Es wäre mir freilich vor

ſechs Jahren noch nicht in den Sinn gekommen, daß die damaligen Bewegungen mein Haus zum Schauplatz der grauſamſten Revolutionen machen würden. Wir waren glücklich, liebe Kinder, die Politik lag nur in meinem Pult, wohl geheftet und ſauber geordnet, die Köpfe waren frei davon, das Herz hatte keine Gemeinſchaft mit ihr. Seitdem hat ſich Alles geändert, ich mich ſelbſt im Gram über den Sturz alt hergebrachter Rechte, nicht zu verachtender Einrichtungen, Ihr, in der Luſt, dem Neuen eine Seite abzugewinnen, die fröhlichere Tage verheiße, als das Alte. Das vieldeutige Wort „Freiheit" legte ſich ſchmeichleriſch ſüß an den Mund des Herzens; möchte ihr Kuß kein Judaskuß ſein! Meine Stimme findet kein antwortendes Echo in der Geſinnung, die gegenwärtig von Euch für die richtige anerkannt wird. Wir ſind uns fremd geworden, weil die Baſis verrückt iſt, auf der die Gedanken ihre Lebenskreiſe ziehen. Wir leben wie Feinde in Einem Hauſe und geben nur noch der parole d'honneur Gehör. — Das iſt ein mühſeliges, drückendes Daſein für mich, liebe Kinder. Es iſt eine Aenderung unerläßlich; ich habe mich entſchloſſen, ſie zu treffen. Florentin

ſagt: „das Alter muß ſich couchen, wenn die Jugend pocht.“ Die Gegenwart beſtätigt die Wahrheit dieſes anarchiſchen Wortes, das man für republikaniſche Treuherzigkeit gern dem Blödſinn verkaufen möchte. Ihr ſeid vielfach gebunden an Haus, Stadt und Land; bleibt, wo Ihr ſeid! Mich hat der Tod meiner Gattin, Eurer Mutter frei gemacht. Ich bin allein, ich will ſehen, wie es ausſieht in der Welt, Deutſchland iſt groß, noch wird es Menſchen genug geben, die eine Stelle haben für ein müdes Herz, das gern nur in Ruhe ausſchlagen möchte ſeine letzten Pulſe. Ich will mich umſehen. Man lobt das Reiſen, weil es Sitte iſt. Nun gut. Damit Ihr nicht ſagen könnt, ich widerſetze mich allem Neuen, geb' ich mich willig dem Drange moderner Lebensflüchtigkeit hin. Ich will flüchtig werden und ſehen, ob die Flucht vor dem Sturm des Lebens den Tod ereilt, den man fürchtet. Zuerſt beſuche ich meine Kinder in der Ferne. Alle werden ſie doch nicht der Zeit ganz anheim gefallen ſein und ihres Vaters völlig vergeſſen haben. Das Wiederſehen ſchon iſt ſüß für mich, und werde ich nur zum Theil befriedigt, ſo kehre ich froh zurück,

erzähle Euch, daß auch das Alter recht behält gegenüber dem Trotz einer jugendlichen Epoche, und sehe still und lächelnd dem Treiben zu, in das Euch Verhältnisse, Irrthümer, Neigungen und tausend andere Zufälligkeiten verflechten."

„Eins nur bitte ich: Haltet mir den Garten gut, laßt den Pavillon nicht verfallen, wo Eure selige Mutter so glücklich war, und pflegt die Rosenstöcke auf ihrem Grabe und die Vergißmeinnicht auf den Eurer verstorbenen Geschwister."

Eine unfreiwillige Wehmuth stürzte mit gebrochenem Auge an die Brust des Greises. Die beiden Enkel hingen sich fest an ihn, bedeckten seine Hände mit Küssen und baten mit rührendem Schmelz der Kindlichkeit, er möge bei ihnen bleiben und ihnen erzählen von dem großen Kaiser Napoleon. Die Mutter der Kinder schluchzte an dem Halse des Vaters, Mildenstein maß das Zimmer mit großen Schritten, Florentin zählte die Koffer und befahl barsch dem Bedienten, die Sachen zur Post zu schaffen.

Ein Dritter trat ein und störte die Familienscene. Es war der Arzt und Hausfreund, Doctor Polterer. Verwundert blieb er auf der Thür-

ſchwelle ſtehen und betrachtete einige Augenblicke den hohen Greis, umgeben von der Gruppe ſeiner Kinder und Kindeskinder, von denen hinweg ihn nur ein von Liebe überſättigtes Herz in die unerfreuliche Welt hinaustrieb.

„Sollt's 'ne Menſchenſeele denken?" rief der Doctor. „Alter, Alter, bleib' im Hauſe und mach' keine dummen Streiche! Haſt D' den Briten nicht geleſen, ich meine den Shakſpeare? Ich bitte Dich, Anaſtaſius, ſieh Dir einmal den Himmel an! Iſt das wol ein Wetter und eine Luft für Haare, wie Du ſie haſt? Sei doch kein Narr, Alter, und geh nicht auf Deine alten Tage in die Welt! Es ſind lange Jahre vergangen, ſeit Deine Kinder fort ſind. Du kannſt nicht wiſſen, wie Glück und Umgang, die Zeit und ihre Narretheien ſie verändert haben, und kommſt gelegentlich wol ſehr ſchlecht bei ihnen an. Nimm's, wie's geſcheidt iſt, das bischen Leben. Denke, der ganze Spectakel iſt eine Narrheit, wo Hansnarr wird, wer nicht mit ſpielt oder mit lacht! Altes Herz, lauf' mir nicht davon; weiß Gott, ich werde ſonſt am Ende ſelber noch gerührt und

muß eine ganze Mixtur von Gefühlen in einem Athemzuge verſchlucken!"

Anaſtaſius hatte ſich losgeriſſen aus den Armen ſeiner Töchter, er küßte Emmeline nochmals auf die Stirn. „Bleibe ſo unbefangen wie bisher, unſchuldiges Kind," ſprach der Scheidende. „Das Nichtwiſſen iſt oft beſſer und der Seligkeit zuträglicher, als das Wiſſen. Bleib' ein Mädchen und kümmere Dich weder um die Zeit, noch ihre Sorgen. Komme ich zurück, hoffe ich Troſt und Frieden zu finden an Deinem Buſen. Du biſt's allein noch hier, die mich verſteht von meinen Kindern, und die Angſt meines Herzens begreift, wenn Andere ſie beſpötteln. Ach, das Herz, das Herz! —"

Er drückte Mildenſtein und Florentin die Hände. „Bleibt nur wenigſtens ehrlich," rief er mit zitternder Stimme, „vielleicht, vielleicht — lebt wohl — es wird Alles noch gut werden."

Anaſtaſius ging der Thür zu. Draußen rief das Poſthorn ſchmetternd den Zaudernden. Der Doctor vertrat dem Rathe die Thür.

„Nicht ſo eilig, Alter! Der Kerl mag immer noch einmal blaſen, ſein Horn iſt ohnedies heiſer.

Aber ſage mir, alter Junge, iſt's Dein purer, nackter Ernſt? Willſt Du wirklich auf Reiſen gehen? Und ſo mutterallein, nicht einmal einen Narren zur Seite, wie mich, der Dir die Grillen fortſcheuchen könnte mit ſeinen Schnacken."

„Laß mich, Polterer, und mache mir den Abſchied nicht noch ſchwerer, als er mir ſo ſchon geworden. Wir beide haben die Zeit nicht beſtellt; ſie aber hat wenigſtens mich abgeſetzt. Ich bin penſionirt mit meinem Herzen und lebe nunmehr von den Renten, die ich ausgezahlt erhalte von meinen lebhaften Empfindungen. Rathe meinen Kindern, Polterer, und gleiche aus, was bei allem Nivellement doch ſo uneben geworden."

Der Doctor ſchloß den alten Jugendfreund in ſeine Arme, ſchüttelte ihm herzlich die Hand und ſprach: „Jeder muß ſeinen Willen haben. Geh denn in die Welt, Anaſtaſius. Aber ich bitte Dich, nimm Dir den Shakſpeare mit und denke zuweilen an Dein milchweißes Haar. Es wird nicht immer Sonnenſchein bleiben auf der Reiſe."

„Der Brite liegt im Koffer," verſetzte der

Geheimerath. „Ich durfte Dir's schon nicht zu leide thun, ihn zurückzulassen."

„Recht so, Alter, recht so! Das hat ein Blasen, als ob's das Einreißen der Mauern Jericho's gälte. Komm, Alter, komm. Ich will Dich wohlbehalten in den Wagen packen. Das versteh' ich aus dem Grunde. Und schreibe mir bald, wie Dir's gefällt in der Welt, Anastasius; denn ich kann mir's nicht recht denken, wie Du, alte, treue Seele, Dich fügen willst in die Geschmeidigkeit des modernen Convenienztones und demokratisch-aristokratisch zwitterhaften Lebensumganges."

Der Postillon stieß zum dritten Male in's Horn. Der Doctor begleitete den Greis an den Wagen. Die Enkel des Rathes und dessen Töchter standen halb versteckt hinter den Gardinen und sahen mit gemischten Empfindungen der Abreise ihres geliebten Vaters und Großvaters zu. Mildenstein lag sinnend im Sopha, Florentin zankte im Stillen und schimpfte auf die vermaledeiete Sentimentalität, die unausrottbar sei in Deutschland. „Geht die Welt einmal zu Grunde," sagte er, „so will ich drauf leben und sterben,

daß Deutschland an der Wassersucht, dieser Thränenfistel des Weltenschöpfers, sanft und selig entschläft." —

Der Wagen rollte fort und bog um die Straßenecke. — „Gottlob, daß er fort ist!" sprach Florentin halblaut." Jetzt kann man doch einmal offen mit der Sprache heraus, ohne befürchten zu müssen, für einen frivolen Kerl gehalten zu werden. Weiß Gott, das war ein Leben in den letzten Wochen, um alle Stunden das schönste Gallenfieber zu kriegen." —

2.

Dunkle Nebelwolken lagen über dem Thüringer Walde und sanken hinab in die Thäler. Ein Postwagen rollte von Eisenach herab auf der Straße nach Fulda hin. Die Fenster waren verschlossen, um den scharfen Nordwestwind abzuhalten. An dem alten Gemäuer der Wartburg, die von ihrer grünen Höhe herabsah in die Thalschluchten, lag der Abendschein der untergehenden Sonne. Sie glühte dunkel, wie von Scham geröthet über die Fragen der Zeit, die jeder neue Morgen mit un-

gestümerer Lust und keckerem Blick an sie that, den Wächter altdeutscher Sittsamkeit und ernsten Handelns.

An dem Fenster des Postwagens ward ein weißes Haupt sichtbar, ein alter Mann öffnete es, und sah lange unverwandten Blickes in die pittoreske Gegend und hinauf nach der alten Feste, bis sie verschwand hinter den Bergen.

„Es wird einem doch allemal wohl und kräftig, wenn man diesen Aufenthalt Luthers wieder sieht. Die Wartburg ist der Bürge unserer Freiheit."

Diese Worte richtete der Greis an seinen Nachbar, einen jungen Mann von anziehendem Aeußern, dessen feine Kleidung den Weltmann verrieth.

„Das mag sein," erwiederte dieser, „ob ich auch offen gestehen muß, daß mir Luther und Wartburg beide sehr gleichgiltig sind. Die Bibelübersetzung hat keinen Einfluß auf das Fallen und Steigen der Course. Ich habe noch nie gehört, daß ein Haus fallirte, weil die letzte Auflage des feinen Buches weniger bereitwillige Abnehmer gefunden."

„Sie sind Kaufmann?“ fragte der Greis.

„Zu dienen, mein Herr. Wissen Sie, wie die Actien stehen bei der Leipzig-Chemnitzer Eisenbahn?“

„Ich bedaure, mein Herr, aber ich muß meine Unwissenheit bekennen in diesem Puncte.“

„Theilen Sie nicht das Interesse an diesen großartigen, völkerverknüpfenden Unternehmungen mit der Gesammtheit so vieler Nationen? Haben Sie selbst keine Actien gekauft?“

„Nein,“ sagte kalt und mißmuthig der Greis.

„Dann sind Sie um dreißig Jahre zu spät gestorben, mein Verehrter,“ versetzte eben so trocken der jüngere Nachbar. „Ich begreife, daß es für Sie sehr unbequem sein muß, zu leben.“

Die übrige Reisegesellschaft, aufgemuntert von den Worten „Actien“ und „Eisenbahn,“ nahm Theil an dem Gespräch, das um so lebhafter ward, je verschiedenere Meinungen laut wurden über das Für und Wider der neu projectirten Bahnen. Die Meisten freilich erfaßten nur den materiellen Gewinn mit der Kurzsichtigkeit ihres Geistes, berechneten die klingenden Procente und

vergaßen darüber das Ideelle, das in der vorbereiteten Aufhebung von Raum und Zeit die Zukunft frei machen hilft.

Der Greis hatte sich zurückgelehnt in die Ecke des Wagens, der schnell fortgerissen ward in das fruchtbare Fuldathal. Die Wolken zerflatterten über der rauhen Rhön, der Nachthimmel faltete sich aus über der schönen Gegend wie ein herabfallender, silbergestickter Sammetmantel. Glänzend hob sich der Mond im Arm weicher Wolken empor und stellte die Gegenstände unter die Zauberlampe seiner dämmernden Helle. Der schweigende Greis unterbrach das lebhafte Gespräch seiner Reisegefährten nur mit dumpfen Seufzern. Es vergingen Stunden, ohne daß er eine Sylbe auf die verschiedenartigen Auslassungen erwiederte, die er anzuhören gezwungen war. Erst als die Mitternacht herankam, die Geister trüber wurden, die Körper ermatteten und die Unterhaltung allmälig in ein sanftes Schnarchen überging, erhob er wieder das sorgenbleiche Haupt und ließ fragend sein Auge auf den mondbeleuchteten Gesichtern der Schlafenden ruhen.

„Hätten meine Kinder doch recht gehabt?“

ſprach er ſchüchtern zu ſich ſelbſt und rieb ſich mit der weißen, zitternden Hand die Grabesfurchen auf der Stirn, in denen alle Freuden der Jugend längſt verweſt waren. „Hätte ich mich wirklich getäuſcht im vollen Schmerz über den Untergang ſo vieler mit Angſtſchweiß und Mühe aufgeführter Gebäude? Da bin ich nun ſeit zwei Tagen in der Welt, unter Menſchen, die alle leben gleich mir, aber die fröhlich ſind, nicht wie ich! Hält der Wagen auf einer Station, ſo bricht ſich das junge Leben Bahn zum neuen Fuhrwerke. Man rennt, als ſei das Ende der Welt vor der Thür; man trinkt, ſcherzt, lacht, ſpricht von Kunſt und Literatur, von Maſchinenbau und Eiſenbahnnetzen, von Dampf und Rauch, von Schmuz und Kohlen, aber keine Chriſtenſeele lüftet den Hut, wenn wir uns um die Wirthstafel ſetzen. Ich ſehe Alle Zeitungen leſen mit neugieriger Haſt, aber keinen Einzigen auf das Geläut achten, das melancholiſch ernſt, wie ein Wehruf des verſchmähten Gottes, geſtern verhallte im Dome zu Erfurt. Und iſt das wirklich Freiheit? Iſt das ein Begreifen der Zeit, ein Schwur der Seele auf das Heiligthum des Herzens?

Sind das Blüthen und Früchte der höchsten Civiliſation, nach der wir jagen mit dem keuchenden Schlot der Dampfmaſchinen, den künſtlichen Ungeheuern der Ströme und Flüſſe? Kann das Leben ſich ſelbſt begreifen, wenn es nur noch zuſammengehalten wird von den ſcharfen Zähnen eherner Räder, die bewegende Schwungkraft des Geiſtes aber ſich einhüllt in den öligen Dunſt der Lampen und Dampfröhren? Armer, alter Kopf, halte zuſammen! Weißes Haar, du Krone, die ich gewonnen habe durch ein ehrlich verbrauchtes Leben, leuchte mir dienſtfertig in die finſtere Nacht meiner Seele, damit ich Licht empfange und begreife, was Jedermann ſieht, ehrt, erſtrebt! Es iſt mir unbegreiflich, wie die Materie herrſchen ſoll, ohne das Geiſtige nieder zu halten."

Wie ein Verbrecher vor den Augen ſeiner Richter ſank der Schlafloſe in ſich ſelbſt zuſammen. Um ihn her ruhten wie Embryonen der Sorge ſeine Gefährten. Die Ermattung wiegte ihn in ungewiſſe Träume. In bunten Bildern zogen Scenen aus der Periode ſeines Glückes an ihm vorüber. Die Jugend feierte eine Auferſtehung unter dem Sargdeckel, der in bleierner

Schwere ſich über ſein Herz gelegt hatte, und wie zukünftige Funken neuer Freuden fielen durch die halboffenen Lider die Sterne des Himmels in den Spiegel ſeiner Pupille. — Erſt gegen Morgen ermunterte ſich die Geſellſchaft wieder. An den Ufern des Mains flog der Wagen nach Frankfurt hin, deſſen dunkle Thürme und Häuſermaſſen aus dem Frühnebel aufſtiegen. In blauen Dunſt gehüllt lag im Hintergrunde der Taunus. In aller Pracht des herbſtlichen Colorits brannten die Hügel. Von allen Seiten, auf allen Wegen und Stegen zogen die fröhlichen Menſchen nach der Stadt, Winzer eilten mit Bändern geſchmückt dem Rheine entgegen, um die Freuden der Weinleſe beginnen zu laſſen. Auf dem gelben Main kroch eine ſchwarze, ringelnde Schlange herauf, die Waſſer rauſchten; der finſtern Flagge, die gleich bei allen Völkern des Oſt und Weſt, folgte das Kriegsſchiff der Civiliſation — ein ſchwer beladenes, aber zierlich gebautes Dampfboot. Luſtig erhob es die Purpurfloſſe aus dem grünen Gefieder, das ſeinen ſchuppigen Leib bedeckte, und ſingend, wie einſt Arion von dem Delphin, ſchwang ſich die heitere Geſellſchaft von dem

dampfschnaubenden Ungeheuer an das Land. Zu gleicher Zeit rollte der Postwagen in die engen Straßen Frankfurts. Der Greis sah neugierig auf das Drängen und Stoßen des bewegten Lebens und fand sich mit seinen Sorgen in der großen Stadt verlassener als zuvor. „Anastasius," sagte er zu sich selbst, „wenn der rettende Engel nicht bald erscheint, so hat der liebe Gott einen schlechten Witz gemacht in deinem Namen."—

3.

Wer sich in einem Frankfurter Hotel gefallen will, muß lebenslustig, jugendfroh, weltgesinnt sein. Der Mißmuth kann sich nicht wohl befinden in den weiten, glänzenden Räumen, die, von Gasflammen erleuchtet, in der Pracht morgenländischer Bazars funkeln. Es ist Alles modern, was dem Auge entgegen kömmt, das Alte selbst und das Solide, Dauerhafte hat sich geschmückt mit der Schminke des Neuen. Wo das Leben nicht fußen konnte, rankte es sich wenigstens fest mit irgend einer kletternden Faser.

Alles predigt junges Leben, frischen Muth, kecke That. Verhaßt ist das Saumselige, die Vorsicht des Alters, die Bedenklichkeit des Kleinlichen. Wer in Frankfurt leben will als Fremder, darf der Pedanterie nicht mehr den Steigbügel halten. Die Freude schwingt sich lose und leichtfüßig in den Sattel, und spornt das Roß des Lebens zum wildesten Galopp. Der Kühnste ist immer der Nächste am Ziele.

Der geheime Rath Anastasius, gewöhnt an umsichtigeres Fühlen und stilleres Bedenken, befand sich fremd und unwohl in der sorglosen Lebensbewegung, die ihm der Zufall entgegenschob. Er mußte Alles vergessen, was ihm bisher lieb und angenehm gewesen. Selbst die größere Bequemlichkeit, die der Glanz des Hauses, die Fülle des Reichthums bot, ward ihm unbequem. Das mittelstädtische Gefühl der Befangenheit raufte an dem greisen Haar des alten Mannes, der ausgezogen war, in der Welt Ruhe zu suchen und eine Gesinnung der seinigen entsprechend, weil er sie seit Jahren vermißte in seinem Haus, im Kreise seiner Kinder. — Um allein zu sein, verlangte er auf dem Zimmer zu speisen. Man

beſchied ihn höflich-lächelnd, das ſei nicht Sitte. Als er darauf beſtand, fand er das Doppelte des Preiſes auf der Rechnung. Er ſchrie über Unbilligkeit, beklagte ſich über Prellerei. Der Kellner zuckte die Achſeln und meinte, „dies iſt nun wieder Sitte.“ Dadurch fand er ſich bewogen, an der Wirthstafel zu diniren, doch das Ungewöhnliche, ihm völlig Fremde der Umgebung, die Menge der Speiſenden, das lebhafte Geſpräch und noch mehr der Inhalt deſſelben, der mit Allem, was er ehrte und ihn bewegte, ſchreiend contraſtirte, ſtürzten eine unerträgliche Angſt auf ihn herab. Er war froh, als man die Tafel aufhob und wollte nun einen Neffen, dem er früher viel Gutes erwieſen hatte, aufſuchen. Das Adreßbuch ließ ihn Straße und Wohnung bald finden. Er begab ſich ſeufzend, ohne Hoffnung in der ſchmerzgeſättigten Bruſt auf den Weg.

Die heitere Thätigkeit der handeltreibenden Bevölkerung konnte den geheimen Rath nicht erfreuen. Er vermißte in dieſen Geſichtern die Theilnahme für kleinere Sorgen, die den Einzelnen mehr drücken, als größere. Sein Blick fühlte an der Kälte dieſer Züge, daß nur eine ferne

Revolution in Spanien, ein Börsenstreit in London, das Ausbleiben eines Couriers aus St. Petersburg, den langweiligen Sonnenschein im Schatten herzloser Sorgen begraben könne. Anastasius ahnte in diesem Kosmopolitismus etwas Unmenschliches, einen Leichenconduct alles freudigen Betrachtens, entsprungen aus herzlichem Anklammern an individuelle Begegnisse. Dieses Ausweiten der Lebensumsicht war ihm daheim schon unheimlich und störend gewesen, doch hatte er es nie in solcher Ausdehnung, so allgemein auf eine ganze Bevölkerung erstreckt gesehen, wie hier. Er verließ die größeren Straßen und verlor sich in Gassen, wo der Ueberbau an den alten Häusern weniger Bewegung und Drang gestattete. Die Hand der Weltgeschichte konnte kaum mit dem kleinen Finger anklopfen in diesen engen Räumen, das Blutgeräusch des Lebens verklang in der Ferne, und der Perpendikelschlag des eigenen Herzens ward wieder vernehmbar in der gemüthlichen Stille.

Der geheime Rath stand auf einem festen Stück deutscher Erde. Rings umher fraß und kaute die hungrige Zeit an der sichern Scholle.

Dumpf dröhnte das Geräusch ihres Gebisses, aber der Pendul übertäubte mit harmlosem Mährchentact den unfreundlichen, friedenstörenden Ton.

„Was ze handlen?“ fragte mit singender Unterwürfigkeit die näselnde Stimme eines Hebräers. Anastasius schrack auf aus der Ruhe des glücklichen deutschen Lebenstraumes. Vor ihm stand in dem Schmutz einer zweitausendjährigen Verbannung gewickelt die Gestalt eines Juden. Obwol Alter und Sorgen den Körper zusammengedrückt, die Schönheit der Formen verwischt hatten; so lag doch noch immer ein Schein orientalischer Bildung auf dem bleichen Gesicht, um das silberweißes Haar in ungeordneten Lockenwellen fluthete. Nur das Auge war licht, wie der Stern einer im Harren edler gewordenen Hoffnung. Es leuchtete in der Mittagsgluth der Sonne und malte dunkle Schatten auf die orientalischen Formen des Gesichtes. „Was ze handlen, hoher Herr?“ wiederholte der Jude, und hob klappernd mit der Rechten seinen unreinlichen Sack, während die Linke an die Tasche schlug und er pfiffig lächelnd hinzusetzte: „Hab' Geld g'nug; kann doch kaufen 'nen ganzen Christenanzug!“

Anaſtaſius verneinte, der Jude bückte ſich tief und ſchlich an der geſchwärzten Häuſerreihe hin, wie die alt gewordene Rache, die ſich fürchtet in das helle Sonnenlicht zu treten, weil ſie glaubt, ſich entſetzen zu müſſen vor ſich ſelbſt. Jetzt erſt ſah ſich der geheime Rath um. Rings ſtiegen himmelhohe Häuſer auf beiden Seiten auf, von Stock zu Stock die Gaſſe im Ueberbau mehr verengend. Die Dächer berührten einander faſt und der Himmel zeigte ſich nur in ungewiſſer Helle wie ein blaues durch die Luft fliegendes Seidenband. Eklen Dunſt trieb die Luft aus der langen Gaſſe dem Fremdling entgegen, ein unheimliches Summen und Ziſcheln aus einer noch unheimlicheren zahlloſen Menſchenmenge ſtürmte auf ihn ein. Die weit geöffneten Thüren ließen Hausfluren ſehen, die finſter waren, wie Höllenſchlünde. Kinder mit kohlſchwarzen Haaren, ärmlich gekleidet, flickten alte Kleider, ſäumten halb zerriſſene Schuhe. Es war eine unüberſehbare Trödelbude. Aus den Fenſtern aber der verſchiedenen Etagen ſahen ovale morgenländiſche Geſichter, weiße lange Bärte wehten im Winde, ein unergründlicher Haß, eine zum Nationalgefühl

erhobene Rachſucht ſchien unerlöſchlich zu glimmen in dem Feuer der dunklen Augen. Hinter weißen Vorhängen lagen geduckt, wie ſchüchterne Tauben, die ſchönen Töchter des vertriebenen Volkes aus Paläſtina. Anaſtaſius ſtand in der Judengaſſe zu Frankfurt.

„Und dies Geſchlecht ſoll emancipirt werden?“ fragte er ſich ſelbſt, der Zeit gedenkend, wo er vor Jahresfriſt geeifert hatte mit allen Waffen der Gelehrſamkeit gegen die Emancipation der Juden. „Wenn man dieſe ſchleichenden Schakals herausließe aus dem Käfig enger Geſetze, würden ſie nicht die Zähne wetzen an den Knochen der Chriſten und ein neues Geſetz erfinden, das ihnen geböte, Chriſtenfleiſch zu eſſen? Haben ſie Aſiens Sitte, eine halbaſiatiſche Bauart mit nach Europa gebracht, ſo werden ſie auch nicht vergeſſen haben, den Haß ihres Stammes, die Leidenſchaften, geboren unter dem Brand einer orientaliſchen Sonne, bei ſich zu führen. Ihren Gott haben ſie behalten, ihre Götter leben alle auch! Und das nennt nun der Leichtſinn der Welt, die Luſt an Revolutionen und Reformen, Civiliſationsfragen! Als ob der Gang wahrer Cultur von der

Freimachung eines ſchmutzigen, handeltreibenden Geſindels abhinge, das lange Gewohnheit eben ſo liſtig als gemein gemacht hat! Es iſt noch kein getaufter Jude ein Chriſt geweſen. Die Generation muß erſt ausſterben, ehe der heilige Geiſt des Chriſtenthums unter den Lauberhütten eine freie Stätte findet für ſein ſtilles, begeiſterndes Schaffen!"

Unter dieſen Gedanken hatte Anaſtaſius die Judengaſſe durchwandert. Als er ſich wieder in der lauteren Heiterkeit chriſtlicher Bevölkerung ſah, ward ihm erſt leichter. Er glaubte unbemerkt einer Mördergrube entronnen zu ſein und ſprach dankend in tiefſter Stille ein Gebet. „Ach," ſeufzte er, „ob wol mein Neffe, der ſtille Menſch, nach funfzehn Jahren der Trennung von mir auch noch beten wird, wie damals? Ich bin doch neugierig, wie er mich empfangen wird."

Der Neffe des geheimen Rathes war Kaufmann, hatte ſich aus urſprünglich dürftigen Umſtänden durch glückliche Speculationen ein ſehr bedeutendes Vermögen erworben und in jüngſter Zeit größere Reiſen nach Frankreich, England und ſelbſt nach Nordamerika unternommen. Das

freundschaftliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Oheim bestand, war immer das nämliche geblieben, nur wurde der Briefwechsel zwischen beiden seltener, da der Neffe überhäuft von Geschäften wenig Zeit hatte, Briefe zu wechseln, die mehr freundschaftlichen Inhalts sein mußten, als kaufmännische Speculationen und Fragen des Welthandels besprechen konnten.

Anastasius ward auf der Hausflur von einem gallonirten Diener empfangen und in das Besuchszimmer geführt, wo sich reicher Glanz mit feinem Geschmack vereinigte. Er mußte einige Zeit warten und hörte während dieses Intermezzo's in einem nahe gelegenen Gemach lautes Gespräch. Die Neugier des Alters und das Mißtrauen, womit die neuern Ereignisse immer mehr sein Gemüth erfüllten, veranlaßten ihn zu horchen.

„Das kümmert mich wenig," hörte er die Stimme seines Neffen auf den Einwurf eines Andern erwiedern, „es handelt sich hier nicht um die Procente, die ich gewinne als Person, sondern um den Erfolg, den ein solches Unternehmen hat für den deutschen Handel mit Frank-

reich. Was wollen Sie denn, daß Sie Gewalt schreien, weil es Sie etwa zweihundert Morgen Wald kostet?"

„Und das Schloß, den Park, den ich vor kaum Jahresfrist beendigt habe, rechnen Sie gar nicht?" fiel der vorige Redner ein.

„Allerdings bringe ich auch dies nicht in Anschlag. Genug, es hat sich erwiesen, daß eine Bahn durch Ihre Güter und Besitzthümer auf dem möglichst geraden Wege uns in directe Verbindung setzt mit Lyon, dem Hauptbazar der Seidenwaaren-Fabrication. Es werden ferner Maßregeln ergriffen, die von Lyon aus die Entfernung aufheben zwischen dieser Stadt und dem mittelländischen Meere. Dies bringt uns der Levante näher, das Morgenland reicht herein in das Abendland, die Dimensionen verlieren sich, wir gewinnen Unberechenbares, Sie erhalten eine ungefähre Entschädigung und können übrigens dem allgemeinen Besten schon eine Kleinigkeit opfern. Das sind wir der Civilisation schuldig, die in ihren Bestrebungen jede noch so gute Kleinbürgertugend überragt."

Anastasius hörte nur noch das Bitten des

Fremden, dem die befehlende Stimme seines Neffen härter antwortete. Ihm schwindelte, er mußte sich an die Stuhllehne halten. Noch ehe er sich wieder erholt hatte, kam der Neffe ihm freundlich entgegen, drückte herzlich seine Hand und erkundigte sich mit sanguinischer Lebhaftigkeit und der Ungeduld eines unternehmenden Geistes nach seinen lieben Verwandten.

Der geheime Rath gab die gewünschte Auskunft, vermochte aber nicht, die Sorgen ganz zu verbergen, die ihn bedrückten. Des Neffen offenherziges Wesen ließ ihn jedoch Vertrauen fassen, und er stellte nach einiger Zeit die seltsame Frage an ihn: was er denn wol von dem Treiben des jetzigen Tages halte?

„O das ist ganz vortrefflich, mein braver Oheim," versetzte der Kaufmann, „und selbst Sie müssen das fühlen, wenn Ihnen auch vermöge ihres hohen Alters nicht Alles mehr so offen vor dem Blicke liegt, wie uns Jüngeren, die wir mitten im Strome kämpfen, ringen, ordnen und gebieten." „Nicht wahr, liebster Oheim," fuhr er fort, „das hätten Sie nicht gedacht vor funfzehn Jahren, als ich in Ihrer kleinen Resi-

denz den Seidenhandel erlernte, daß der arme, schüchterne, linkische Bernhard in anderthalb Jahrzehnten der Chef eines großen Hauses sein würde, das Commanditen besitzt in Lyon, Marseille, London, Neu-York und Mexiko? Die Zeit geht mit Riesenschritten vorwärts und der Einzelne muß folgen mit der Kraft seines Gedankens, oder noch besser, ihr vorarbeiten mit dem gewaltigen Zauber der Speculation! Glauben Sie mir, bester Oheim, es kommt Alles auf den Willen, ein festes Fußen und Beharren an, wenn in der Gegenwart ein Resultat sich ergeben soll aus wichtigen Unternehmungen. Es verliert Keiner, der mit Geschick wagt. Nur feig und furchtsam darf man nicht sein, nicht zu deutsch-behutsam, nicht zaudern. Es ist der Heldenmuth, der im modernen Leben sich auf Industrie und Handel wirft. Zu erobern gibt es nichts mehr auf Erden, die Geschichte hat sich gesättigt am Blut und der Zeitgeist die Tigerzähne abgestumpft an jahrtausendlangem Kampfe. Napoleon mit seinem Weltsturm war der letzte Eroberer, der letzte Krieger in Europa. Das Feldherrntalent muß sich auf die Mechanik werfen. Maschinen werden unsere

Heere werden, mit denen wir nicht den Boden, ſondern die Freundſchaft der fernſten Nationen erobern. Das Ding mit den Dampfmaſchinen iſt ein bloßes Vorpoſtengefecht des ſpeculirenden Gedankens, ein Feldmeſſen des Geiſtes auf den Höhen und Flächen, über welche die Civiliſation ihre weltverbindenden Brücken ſpannen wird. Es vergehen keine zehn Jahre, ſo wird dem Dampfe die Luft zu Hilfe kommen müſſen, und wer kann berechnen, wie tief ſich das Sinnen der geſpannten Menſchheit eingraben wird in die Geheimniſſe der Natur? Das Finden iſt noch lange nicht erſchöpft. Wir dürfen nur zu ſuchen uns vornehmen, ſo haben wir ſchon das, was der Wunſch in uns flüſtert. Ein geheimes Begehren iſt das Flügelſchlagen der That, die laut klopft an die Schale, die ſie umfängt. Nur greife Keiner dazwiſchen mit Verboten und anderm Unſinn! Wir haben nicht Zeit zu warten, denn die Zeit ſelbſt hat keine Zeit. Der Geiſt iſt flügge geworden und will nun ſehen, wie ſich's leben läßt im weiten Raume. Da wohnt die Freiheit und folgt den Erfindungen der Menſchen. Ungerufen, ungeſehen wird ſie herabſteigen auf die lebendig ge-

wordenen Kunſtwerke, die der Geiſt Gottes ſchuf in der Bruſt der Menſchen, und dann wird man erſtaunen, von wo herab der Wundervogel gekommen, den man ſo lange Jahrhunderte geſucht hat mit Blut und Schmerzensgeſchrei, und nun ſo leicht gefunden, da man die Natur gewähren ließ, die freie Geliebte des menſchlichen Geiſtes zu werden."

„Um Gottes Willen, halt ein!" rief Anaſtaſius aus und hielt den feurigen Kaufmann von ſich fern. „Was iſt denn das für ein neues Heidenthum, das da herausſchielt aus den ſchwarzen Falten Eurer Dampfwolken, und zwiſchen den ſchreienden Rädern Eurer Maſchinen alle Religioſität zerdrückt, die mühſam erſt in achtzehnhundert Jahren am beſten Mark aller Völker geſogen und nun in einer feſten Geſtalt ſich endlich emporgerichtet hat! Haſt Du denn Alles vergeſſen, was Dein alter Oheim Dich lehrte? Da ſpricht der Mund ſchöne Worte, halbe Welten fallen von der geöffneten Lippe, ein neues Leben, das mich zermalmt, ſpringt übermüthig in die ſtille Clauſe meines alten Lebensglückes und ſchüttelt die jungendbraunen Locken, löſt den Gürtel

und bietet der Welt den schönsten Leib zu beliebigem Gebrauche! War's nicht so Bernhard? Und siehst Du nicht, daß hier der Zorn des Gottes sich versteckt in Reiz und schwüler Blüthenpracht? Ihr Menschen der modernen Zeit habt keine Religion und keinen Glauben, und ich sehe wol, daß, wer ein schneeweißes Haupt mühsam noch aufrecht trägt auf seinen Schultern, abscheiden muß in kürzester Frist. Schneebedeckt schlummert meine Seele, der Frühling blüht und duftet nur im Auge der Jugend, und was mit Schmetterlingsfittigen den lichten Tag berührt in Eurer Brust, das stößt als treibende Eisscholle gegen den morschen Bau meines Lebens. O, ich weiß, daß elend ist, wem das Herz erdrückt wird im Sturmschritt der Zeit! Daß ich nur selbst mich hineinwühlen könnte mit dem flehenden Bitten meines armen Geistes in diese zuckende Muskel! Sich sterben sehen, ohne doch den Tod heranzuziehen an das matt flatternde Leben, ist mehr als Tod. Das ist die Folterbank für das still gewordene Herz, wenn Jugendübermuth seine Freuden und Hoffnungen ausschickt und sie schwärmen läßt um die einsinkende Brust des Greises. Des Alters

Troſt iſt der Schmerz, der mitleidig iſt, weil er duldet. Die Freude kennt keine Theilnahme, die Hoffnung iſt der Tyrann, den Republiken groß ziehen mit der Milch völkerhiſtoriſcher Erinnerungen. O, meine Kinder, meine Kinder! Hebt Steine auf und werft ſie herab auf dies Haupt, daß es ſich träumend lege an die verſchwiegene Erde, die niemals ſeufzt, wenn ſie auch gegeißelt wird mit centnerſchweren Ketten!" —

Erſchrocken ſtand Bernhard auf. „Was iſt Ihnen denn, lieber Oheim?" fragte er zaudernd. „Dieſe Heftigkeit, die ich früher nie an Ihnen bemerkt habe, macht mich beſorgt um ihre Geſundheit. Halten Sie es denn für ein Unglück, daß ſich die Kräfte der Natur mit den Fähigkeiten, dem Erfindungs- und Denkvermögen des ſtrebenden Menſchen vereinigen? Lange genug, ſollte ich meinen, habe ſich dieſe Kraft des Gottes verborgen im Leben der Völker. Daß ſie jetzt freier, ungebundener, kecker heraustritt an den Tag, iſt mir ein Beweis für das ſtille Fortſchreiten, das im Gange der Geſchichte auch wider unſern Willen ſich vorbereitet. Und wie ich vorhin ſagte, dieſes Aufbrauſen, Schaffen und

Binden der Materie allein nehme ich für das Lächeln der Freiheit, für die erste leise Aufmunterung der werdenden Menschheit, muthig zu wagen und die Spröde zu Kuß und Umarmung zu zwingen. Wozu, liebster Oheim, ihre Verzweiflung, als nahe sich der Weltuntergang?"

Anastasius war aufgestanden. „Genug, Bernhard, genug! Ueber Gefühle läßt sich nicht disputiren. Die Hoffnung des jüngeren Geschlechts kann ich nicht theilen, weil die Erfahrung mich frühzeitig gelehrt hat, das Wenigste von dem zu erwarten, was auch die glücklichsten Verhältnisse zu gewähren versprechen. Möchtet Ihr Euch aber doch erfreuen an dem Gaukelspiel der Zeitbewegung, wenn Ihr nur über den Gewinn, der in der Zukunft liegt, nicht das Gewisse einer erprobten Gegenwart vergäßet! Soll sich denn das gebeugte Alter freuen, wenn es Ehrfurcht, Sitte, Theilnahme, alle Hausgötter eines still beglückten Lebens sich abwenden sieht von dem glänzenden Palast der neuen Zeit? Ihr bohnt die Zimmer, glättet die Schwellen, Riesenspiegel schmücken die weiten Wände und werfen glänzender das Bild der neuen Hoffnungen zurück auf Eure leuchtenden

Mienen; wo aber bleibt denn unter dem Rauſchen der Seide jenes menſchliche Fühlen, das auch den Aermſten glücklich macht und ihm Ueberfluß und Pracht erſetzt? Ihr habt nur Glanz und Schimmer, keinen Frieden im Herzen! Und dies, Bernhard, dies drückt mich zu Boden. Dieſer blendende Schmuck iſt in meinen Augen nur der Todtengräber des Reinmenſchlichen. Mit goldenen Schellen behangen läutet er über den Gräbern den Abendſegen, die Welt ſtürzt heran, Verzückung im Auge, Weltluſt in allen Sinnen tobend, und fällt lachend in die offenen Gruben. Hütet Euch, daß Ihr nicht Euer Beſtes zu Grabe tragt, ein Herz, das offen iſt jeglichem Leid!"

„Dieſe Weltanſicht iſt mir neu," verſetzte der Kaufmann, „und ich muß geſtehen, mein braver Oheim, daß ich mit dergleichen hypochondriſchen Skrupeln die Freudigkeit eines thätigen Lebens mir noch nicht getrübt habe. Mag auch Manches nicht zu billigen ſein in den Entwürfen einer neuen Bildungsepoche, der Kern unſeres Wollens iſt gut. Wir leben im Kriege, ehrwürdiger Greis, und zwar im Kriege der Ideen. Da bricht manches Unglück herein über die ſchuldloſe

Hütte, aber nicht mit Vorbedacht wird dem Bedrängten ein unerträgliches Kreuz aufgelegt. Laſſen Sie doch dieſe Mächte ſchalten und walten nach Belieben, wenige Jahre werden hinreichen, die ungeheuerſte Zwietracht zu ſchlichten. Iſt dem Verſtande erſt das Recht eines freien Gebrauches erobert worden, ſo wird auch das Herz wieder froh und laut ſchlagen können. Dem Herzen wird nur Zwang angethan, weil die Bosheit mit dieſem gutmüthig verzogenen Kinde kokettirte und ihre diaboliſchen Entwürfe hinter Liebkoſungen verbarg, an denen wahre Zärtlichkeit keinen Theil hatte."

„Verſtand, Verſtand! Ja da hinaus läuft jetzt all Euer gottloſes Treiben!" rief Anaſtaſius. „Mein Sohn Florentin nennt es auch verſtändig, wenn er ſagt, dem Alter gehöre ein Zulp in den Mund, damit es ſchweige bei den Begebenheiten der Neuzeit."

„Das iſt unkindlich geſprochen," verſetzte Bernhard, „gewiß aber wird Sie eine ſolche Bemerkung nicht ungerecht machen gegen das Handeln einer halben Welt. Die Tugendhaftigkeit einer Epoche liegt im Thun und Vollbringen.

Sie schreibt ihre eigene Geschichte, indem sie handelt. Straucheln kann Jeder, und eine Societät eben so leicht, als das Individuum. Wer aber will denn behaupten, daß der Sturz eines Einzelnen das Zeichen sei von der Beschreitung einer falschen Bahn!"

„Du vertheidigst, was Dich trägt und glücklich macht," sprach Anastasius. „Ich thue dasselbe. Seit man angefangen hat, in kosmopolitischen Sentenzen die Moral des Einzelmenschen zu zerdrücken, wärmt kein Sonnenstrahl mehr dies bleiche Haupt. Sobald die Kinder nicht den Kummer eines alten Vaters begreifen, ist ein Riß entstanden in der Welt, den keine That verkittet. Mir schwindelt vor dem nächsten Morgen, sehe ich die Hast, womit Jeder einen Splitter des materiellen Lebens zu ergreifen sucht. Daß Ihr Begierden und Leidenschaften im Dienst genommen habt, verurtheilt Euch. Sie werden Euch der Vernichtung entgegenführen. Mäßigung, Vorsicht, stilles Prüfen, Bedächtigkeit, getragen von vertrauungsvollem Gebet, waren sicherere Begleiter, obwol Ihr und Eure Knappen sie die Philister der alten Zeit nennt."

Bernhard konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. „Mit diesen Begriffen von unsern Bestrebungen, theurer Oheim, müssen Sie unglücklich werden," sprach er. „Doch kann Ihnen vielleicht die Wahrnehmung einen vorurtheilsfreieren Blick verschaffen, daß nicht nur Einige, sondern die Gesammtheit von dem Rettung hofft und sie zum Theil schon gefunden hat, was Sie für ein antichristliches Heidenleben anzusehen geneigt sind."

Der Geheimrath war überwältigt von dem Andrängen ihm völlig unbegreiflicher Zeitrichtungen. Er kämpfte vergeblich mit sich selbst, um zu einer Entscheidung zu kommen. Die Liebe zu seinen Kindern zog ihn an das neugeborene Kind der Welt, die Vergangenheit mit dem fabelhaften Reiz alter Erinnerungen fesselte ihn gewaltsam an die Trümmer einer einstürzenden Welt. Unentschieden irrte er umher zwischen den zerbrochenen Säulenschäften des Tempels, wo er gebetet, geliebt, gelebt hatte in vollem Genusse des Glückes. Jetzt sah er sich allein auf dem Grabe dieser Zeit, ein lebendiger Denkstein des Vergangenen, umrankt von den Frühlingshoffnungen eines jungen, strebelustigen Geschlechtes.

Bernhard ward von verſchiedenen Seiten gerufen; er ertheilte ſchnell und beſtimmt die gewünſchten Antworten. Ein Diener brachte Actienſcheine, die Börſennachrichten, Handelsbriefe aus Süd- und Nordamerika. Bernhard durchflog ſie ſchnell, ohne das Geſpräch mit ſeinem Oheim abzubrechen, der ſich wunderte über die Regſamkeit des Neffen.

„Du biſt ein Glücklicher, ich ſeh' es," ſagte Anaſtaſius. „Es gibt nur Wenige, die ohne Zittern Briefe öffnen aus weiter Ferne."

„Es iſt nur Gewohnheit," erwiederte der Kaufmann. „Uebrigens meldet mir hier ein Brief aus Cincinati, daß die Nordamerikaner damit umgehen, dieſe Stadt durch eine Eiſenbahn, die über die Cumberlandgebirge ſteigen wird, mit Charlestown in Süd-Carolina zu verbinden. Der Plan iſt eines Rieſengeſchlechtes würdig, der Nutzen für den Welthandel unberechenbar. Ich bin nicht übel Willens auf einige Actien zu unterzeichnen."

„Für Amerika?" fragte verwundert der Geheime Rath.

„Das iſt gleichgiltig. Es kommt ja doch den Völkern zu Gute! Auch die Rhein-Weſer-Eiſenbahn

wird ſich realiſiren laſſen. Hier ſind die Riſſe, und mit Wien hoffen wir auch noch mittels eiſerner Schienen eine ſchnellere Correſpondenz zu gewinnen. Laſſen Sie dann noch die Hinderniſſe beſeitigt werden, die uns der Alpenzug entgegenſtellt, und die Eiſenkette ausdehnen bis an die blauen Wellen des adriatiſchen Meeres, ſo liegt die Oſtſee nur noch wenige Stunden von dem Golf des Südens entfernt. Oheim, Sie müſſen einſehen, daß dies Unternehmungen ſind, die es ſchon der Mühe verlohnen, eine Zeitlang die Regungen des Herzens zu vergeſſen. Ich möchte nur noch 60 Jahre leben!"

„Legte Dir doch ein gütiger Gott an Jahren zu, was ich den meinigen entzogen wünſchte," erwiederte Anaſtaſius. „Bernhard," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich glaube, Du verſtehſt mich, wenn Du auch meinen Kummer nicht theilſt. Ich blieb gern bei Dir, aber Dich ſchleppt die Zeit mit ſich fort, und ich verliere das Gleichgewicht, ſehe ich in dieſen raſenden Taumel der Welt. Ich will weiter reiſen. Viele meiner Kinder habe ich ſeit langen Jahren nicht mehr geſehen. Eins wird doch noch treu geblieben ſein dem Wort und Kuß

des Vaters. Dieſes Eine wird mir dann ein Ruhekiſſen geben und ein ſtilles Plätzchen, wo ich den letzten Wunſch für meine Kinder aushauchen kann."

Der junge Kaufmann ſuchte den Oheim zu halten, er bot ihm jede Bequemlichkeit an und verſprach, mit ihm der neuen Ereigniſſe nicht zu gedenken. Anaſtaſius lehnte jedoch Alles ab, indem er meinte, eine Maske ſei ihm noch unheimlicher, als offener Widerſpruch und lauter Hohn einer ganzen abgefallenen Welt. — Unruhiger als je verließ der geheime Rath den ſchimmernden Saal und beſtellte Extrapoſt, um nur recht bald aus einem Orte fortzukommen, der ihn wie die Lehranſtalt einer frivolen, unchriſtlichen Lebensſitte anſtierte. —

4.

Warmer Sonnenſchein lag auf den Rebenhügeln des Rheingau's. Von den Bergen herab, aus den Städten, Flecken und Weilern zogen fröhliche Menſchengruppen, die leichten Strohhüte mit farbigen Bändern geſchmückt. Geſang ſchallte

wieder in den Thälern, an allen öffentlichen Orten scherzten tausend Freuden um die lustigen Zecher. Aus grünen Römern lachte das goldfunkelnde, begeisternde Auge des Weins und ließ die glücklichsten Träume, die verheißungvollsten Bilder im duftigen Kusse entstehen. Ueber den stillen, goldgrünen Strom schwammen Gondeln mit Musikchören, die alle den Gott der Freude, den Bacchus, leben ließen in glücklichem Vergessen des Augenblicks.

Am Markebrun unweit Erbach saßen lustige Zecher. Der schäumende Most hatte die Zungen gelöst und jubelnd brachten sie der Sonne, die hinter dem Niederwald hinabsank, eine Libation. Da erhob sich ein Greis aus der Mitte der Trinkenden und ging kopfschüttelnd an's Ufer des Stromes.

„Sie können's nicht begreifen," sprach er mit gebrochener Stimme, „daß Genuß nur in der Mäßigung liegt. Da habe ich mich nun doch gezwungen Tage lang, um zu erfahren, was denn diese Jugend will und bezweckt, und nichts anders ist mir klar geworden, als daß die Freude der Gott der Welt, der Genuß des Lebens, die Zügellosigkeit Leiterin der Gesellschaft sein soll. Gott

erleuchte mein Auge oder laſſe mich ſterben, denn ich bin müde dieſes Treibens, das keine Ruhe kennt und keinen Frieden!"

Es war der geheime Rath Anaſtaſius, der ſeine Gefühle in dieſen Worten zu beſchwichtigen ſuchte. Die Geſellſchaft vermißte ihn, er hörte ſich rufen. Die Uebermüthigſten warfen die Gläſer zu Boden, die bekränzten Hüte dem Greiſe nach. Bald folgte der ganze Troß. Anaſtaſius ſprang in die Gondel und befahl dem Schiffer, ihn raſch an's jenſeitige Ufer überzuſetzen. Lachend ſahen die Zecher dem Greiſe nach, füllten von neuem die Gläſer und leerten ſie auf eine ewige Jugend.

„Ewige Jugend!" ſprach Anaſtaſius. „Was ſich nur der Uebermuth dabei denkt? Wiſſen möchte ich, ob auch dieſen jetzt ſo Glücklichen einmal eine Zeit kommen wird, die ſie gerade ſo bedrückt, wie mich die gegenwärtige. Ich bin nicht ſchadenfroh, aber es liegt Beruhigung in der Annahme. Gibt es ein Ziel *im* Leben und *für* das Leben, ſo kann es doch immer nur die Ruhe ſein. Bewegung ermüdet, Ruhe erquickt. Die Welt iſt weintrunken, daß ſie dieſe einfache Wahrheit nicht begreift."

Bei Heidenfahrt begegneten dem Greiſe eine

Schaar junger Mädchen, die, ihre leeren Marktkörbe auf den Köpfen, ſingend am Ufer hinzogen. Natürliche Fröhlichkeit erheitert auch den Misvergnügtigſten. Anaſtaſius grüßte die Vorüberziehenden, ein lauter Dank ward ihm dafür zu Theil. „Ihr kommt wohl aus Mainz?“ fragte der Greis. Die Frage ward bejaht und einige Scherzworte noch dazu gefügt.

„Habt Ihr Aeltern, liebe hübſche Kinder?“ Einige nickten mit dem Kopfe, Andere verneinten, ohne ſich die heitern Geſichter durch eine traurige Erinnerung trüben zu laſſen.

„Warum geht Ihr denn ſo allein? Ihr ſolltet Euch von Euren Geliebten begleiten laſſen.“

„Wir haben keine,“ verſetzten zwei der hübſcheſten, Andere meinten, die Ihrigen ſeien in den Weinbergen.

„Das Leben gefällt Euch wohl?“ fuhr Anaſtaſius fort zu fragen, um im Geſpräch das Drückende ſeiner einſamen Lage zu vergeſſen. „Ich kann mir denken, daß ſich's hier recht zufrieden leben läßt unter dem immerwährenden Wechſel, den die Fremden mit ſich bringen.“

„Je nun, lieber Vater,“ verſetzte eins der

Mädchen, „es kommt Alles darauf an. Nicht alle Fremde ſind geſellig; Manche ſehen verdrießlich in den lieben Tag hinein und ärgern ſich, daß die Sonne warm, der Rhein grün iſt. Namentlich ſind die Engländer ein finſteres Volk, das mein Tage nicht lacht, und dann kommen genug Alte und Kranke, die auch lieber wollten, wir junges friſches Blut ſähen ſchon aus wie einbalſamirte Leichen. O ja, mein lieber Herr, wir haben auch unſere Plage hier zu Lande."

„Mein liebes Kind," verſetzte Anaſtaſius, „dem Alter muß Du die Grämlichkeit verzeihen; oder meinſt Du, es ſolle jubeln und fröhlich ſein, wenn es ſieht, wie die Unerfahrenheit der Jugend ſich ſelbſt täuſcht?"

„Nun da haben wir's," fiel das Mädchen ein. „Kaum findet ſich ein Mann ein mit grauem Haar, ſo geht auch das Predigen los, und immer haben es die Alten mit der friſchen Luſt zu thun, die ſie gar zu gern als leibhaftige Teufeleien uns abmalen möchten. Aber wir ſind keine Narren. Leben und luſtig ſein! heißt unſer Wahlſpruch am Rhein."

„Da biſt Du wohl recht froh, ſchönes Kind, daß Deine Aeltern geſtorben ſind?"

„Was denkt denn der Herr von mir?" erwiederte das Mädchen. „Nein, unſere Aeltern lieben wir, aber wenn ſie groß Aufſehen machen wollten von einem Tanz und einem Kuß, oder weil ein ſchmucker Winzer uns beſucht in der Dämmerung, ſo würden wir uns eben nicht viel daran kehren. Jugend hat nicht Tugend, aber ein Bischen Luſtigkeit iſt nicht bös gemeint. Nun, Gottlob, unſere alten Leute hier ſind ſo geſcheidt, es nicht zu verderben mit der Jugend. Darum leben wir ganz vergnügt und ein ſiebzigjähriger Greis trinkt ſeine drei Schoppen ſo gut wie ein junger Burſch, und hat nichts dagegen, wenn ein Schwank abgeſpielt wird und er einem Mädchen einen Kuß rauben kann. Wir Rheinländer ſind luſtige Leut', machen uns keine Sorgen und laſſen drauf gehen, was uns der Himmel gibt. Kopfhänger werden nicht geduldet. Gott befohlen, lieber Herr, und ſtreicht Euch die Falten aus Eurem Geſicht, ſonſt kriegt Ihr im Leben keinen Kuß von einer hübſchen Kellnerin."

Die Begleiterinnen des Mädchens lachten von Herzen, warfen dem alten Herrn Kußhändchen

zu und eilten einigen jungen Burſchen entgegen, die ſie mit offenen Armen empfingen und unter Scherzen und Geſang weiter den Strom abwärts zogen.

Anaſtaſius verſank in finſtre Gedanken. Erſt als er in Mainz ankam, erholte er ſich wieder von dem Grübeln und Sinnen, in das ſein ganzes Daſein ſich verſtricken zu wollen ſchien. Er hatte den ſchönen Strom bereiſt bis hinab an Hollands Grenzen. Auf Momente war mit dem Aufblick der Natur auch ein Schimmer früheren Glückes in ihm lebendig geworden. Die rebenumgürteten Ufer, das luſtige Treiben auf dem Strome, die Wanderzüge der modernen Nomaden Europa's rüttelten an dem Reſt alter Gewohnheiten, und ließen zuweilen die Ahnung eines friſchen Genuſſes in ihm aufſteigen, der frei und heiter ſein könne, ohne den tieferen Menſchen zu verletzen. Aber dieſe Hoffnungsfunken erloſchen mit dem Tage, der ſie um ihn ſtreute. Anaſtaſius fühlte eine immer größere Leere um ſich entſtehen, die ihn ſelbſt verſchlang. Sogar im Alter fand er keine wahrhafte Sympathie für ſein Denken und Empfinden. Die naive Heiterkeit des Rheinländers

ſprach ihn nicht an; er hielt die Fröhlichkeit des Alters für einen Abfall von Recht und Sitte. Abermals getäuſcht verließ er den ſchönſten Fleck deutſcher Erde und wandte ſich nach Baiern. „Dort hält der König noch feſt am Alten und und Gewohnten," ſprach er. „Die Kunſt zwar iſt ſeine Göttin, aber es iſt die Kunſt des Alterthums, nicht die Charlatanerie der neueſten Zeit mit ihrem liebäugelnden Weheruf, ihrem luſtigen Sünderblicke, ihrem herztödtenden, geiſtreichen Sturm von Wort und Bild. Dort, in München, lebt mein frommer Emanuel. Bei ihm will ich ausruhen und den Winter zubringen mit ernſten Studien. Emanuel hat vor fünf Jahren den Chriſtus gemalt, betend am Oelberg. Die Religion iſt ihm heilig, ſo wird er auch die alte fromme Gutmüthigkeit, das Herz der ewigen Kindlichkeit, nicht in ſich ausgerottet haben. Ja, ich will nach München zu meinem Emanuel." —

Der lebensmatte, zeitkranke Mann packte ein und ſeit lange zum erſten Male goß eine länger dauernde Freudigkeit ein mildes Licht über ſein gefurchtes Antlitz. Ohne Schmerz ſah er den Strom hinter ſich verſchwinden, die Rebengelände ſich

verlieren, die weinglänzenden Augen der Mädchen verlöschen, das schäumende Jauchzen sich herabstimmen zum schwerfälligen Pflegma der Biertrinker. Anastasius kam in das Land, wo Alles fest, solid und nüchtern ist, ausgenommen das Faß und der Bierkrug. Es ward still. Das Volk schlich schweigend oder patzig umher. Eine schwere Atmosphäre schien über dem Königreiche zu liegen. Bierdünste hingen an den Hügeln, statt der saftigen Weinblätter stiegen dunkle Hopfenpyramiden in die Luft. Je stiller und einsilbiger aber die Gegend ward, desto mehr lebte der geheime Rath auf. Er fühlte sich wohl, er fühlte sich wieder deutschthümlich-still. Das Herz schwoll ihm über, als er nach langem Harren endlich in die breiten todten Straßen Münchens einfuhr. Die kalte Pracht der Gebäude erfreute ihn; denn in diesem Glanz konnte nicht die Bewegung der Gegenwart wohnen, sondern nur die Ruhe der Vergangenheit. Anastasius entschloß sich, wo möglich das Ende seines Lebens hier zu erwarten.

5.

In dem lichten Raume seines Atelier's vor der Staffelei saß Emanuel. Ein altdeutsches, schwarzsammtenes Barett bedeckte die vollen dunkelbraunen Locken, die in zahlreichen Ringeln bis auf die Schultern herabflossen. Ein weiter Malermantel war faltig um den Oberleib geschlagen. Vor ihm stand der Farbenkasten, auf der Palette glänzten in frischer Mischung die Tinten. Noch waren die hohen Bogenfenster durch lange Vorhänge verhüllt, ein zauberhaftes Zwielicht lag auf den Gegenständen und ließ in unsichern Umrissen die halbvollendete Gestalt zweier Jungfrauenbilder auf der ausgespannten Leinwand erblicken. Der Maler ordnete die Pinsel, betrachtete mit innigem Selbstvergnügen die Basis seiner begonnenen Schöpfung und ließ dann sinnend die hohe Stirn in seine schön geformte Hand sinken.

So saß Emanuel eine geraume Zeit, bis ihn plötzlich der scharfe Silberton eines Glöckchens aufmerksam machte, das hinter einem grünen Vorhang, ihm zur Linken, ertönte. Freudige Begeisterung glänzte in seinem brauneu Auge, er

zog an einer grünen Schnur, die Vorhänge flogen aus einander und in voller, sonniger Schöne stürzte der helle Tag herein in das Atelier. Ein Zug an einer zweiten Schnur machte den grünen Vorhang aus einander rauschen und dem schönheittrunkenen Auge zeigten sich in unverhüllter Herrlichkeit drei nackte Mädchengestalten, die stumm und regungslos die Gruppe der Grazien darstellten.

Emanuel musterte eine Zeit lang die vollen Glieder und ließ abwechselnd den Blick bald auf dem lebendigen Modell, bald auf seinem Gemälde ruhen. Dann stand er auf, um dem Fuße des einen der Mädchen eine etwas andere Stellung zu geben und begann hierauf, gesättigt von dem Anschauen der jugendlich lebendigen Formen, ruhig an seinem Gemälde zu arbeiten.

Die Außenwelt schien gestorben zu sein in der Nähe dieser Behausung. Kaum der Ton eines Singvogels klang sanft verhallend an die Fenster. Man hörte nur das unmerkliche Zittern der Leinwand, wenn der schaffende Pinsel sie berührte. Wie aus Rosenschaum und frischem Schnee stiegen die schönen Leiber empor aus, dem dunklen

Chaos der Leinwand. Zitternden Guirlanden gleich bogen sich die vollen Arme um die fleischigen, stolzen Nacken, Leben bebte in jeder Muskel, eine sinnlich-schöne Gluth flammte unter dem durchsichtigen Schleier der Haut. Die Poesie des Fleisches betete an vor dem Altar des Gottes und erschuf aus wollüstigen Dithyramben-Atomen die Vollendung der schönsten Körper. Die drei Mädchen bewegten sich nicht, kaum daß ein leises Leben zuweilen ihre Busen heftiger erzittern ließ. Fest umschlungen gaben sie sich willig hin an die eigene Schönheit. Sie fühlten, daß auch eine hohe Keuschheit liege in dem Bewußtsein, Theil zu haben an der Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes.

Emanuel malte immer eifriger. Sein Auge leuchtete, je mehr die Form in stiller Pracht anschwoll unter der Berührung des Pinsels. Jeder Zug schien ein Kuß zu sein, der Leben rief aus dem kalten Glanz der Leinwand; aus Küssen der Begeisterung schwoll die Gestalt empor, getaucht in Lebensgluth, zitternd im Glanz einer schönen Unsterblichkeit. Er überhörte das Geräusch, das auf dem Gange entstand. Gewohnt, nur gestört

zu werden von ſeinen Schülern oder dem Farbenreiber, unterließ er nicht ſelten, die Thür zu verſchließen, auch dann, wenn ihn die Kunſt zu Studien nöthigte, die der beſchränkte Verſtand für Frivolität und ein ſündhaftes Herausfordern des Laſters hält. Auch war Emanuel, vertieft in ſeine Schöpfung, ſo harmlos und ein Kind der Natur geworden, daß er kaum begriff, wie ein Ungeweihter mißbilligen könne, was doch nothwendig ſei zu einer vollen Kenntniß des Menſchen. Daß das Gift einer raffinirten Civiliſation Schuld habe an unſerer ſittenloſen Prüderie, vergaß er bei ſeiner freien, nur der Schönheit geweihten Beſchäftigung.

Plötzlich öffnete ſich die Thür und ein ehrwürdiger Greis trat in das Atelier. Emanuel bemerkte nicht ſogleich die Störung, erſt ein halblauter Aufſchrei der hüllenloſen Mädchen ließ ihn aufſehen. Vergeblich ſuchten die erſchrockenen Nymphen die grüne Decke über ſich herabfallen zu laſſen, der Maler hatte ſie feſt geſchlungen und es vergingen einige Secunden, bevor Emanuel ſeiner Modelle gedachte, und ſie verbarg hinter dem ſchützenden Vorhange.

Der Greis war sprachlos an der Thür stehen geblieben. Eine durchsichtige Röthe zog, wie das Abendroth im späten Herbst, über sein alterbleiches Gesicht. Mißbilligend ruhte sein Auge auf dem hin und wieder bebenden Vorhange, der die lebenden Grazien flüsternd bedeckte. „Mein Vater! Mein geliebter Vater!“ rief Emanuel, warf Pinsel und Palette von sich und stürzte beglückt an die Brust des Greises.

Anastasius wehrte ihn ab mit sanfter Gewalt. Ernst, fast strafend, aber von bitterer Wehmuth umdüstert, ruhte sein Auge auf dem entzückten Sohne. „Mäßigung ist nöthig in allen Dingen,“ sprach der geheime Rath; „auch Dir ist sie zu empfehlen. Ich treffe Dich nicht, wie ich wünschte und hoffte.“

Die Kälte dieses Empfangs verkühlte das heiße Gefühl in Emanuels Brust. Mit herzlicher Liebe hing der Maler an seinem Vater; die Entfernung, der lang entbehrte Umgang hatten diese Liebe noch gesteigert, und als in den letzten Jahren des Vaters Briefe an ihn das Zeichen einer überhandnehmenden Schwermuth an sich trugen, war Emanuels ganzes Herz aufgegangen in Liebe und

Ehrfurcht vor dem greiſen Manne. Nur war ihm nie klar geworden, woher dieſe Schwermuth ſtamme, wodurch ſie genährt werde. Er ſuchte den fernen Greis zu erfreuen durch Gemälde, wie er ſie liebte, und überſendete ihm von Zeit zu Zeit kleine werthvolle Sachen, die meiſt Gegenſtände aus der heiligen Geſchichte behandelten.

„Ich glaubte einen Chriſten und einen chriſtlichen Maler in Dir zu finden, mein Sohn,“ fuhr Anaſtaſius fort, als er das Verlöſchen der leidenſchaftlichen Aufregung in Emanuel bemerkte.

„Zweifeln Sie daran, mein Vater?“

„Was bewegt ſich dort hinter dem Vorhang? Welche Bocchantenluſt trieb Dich an, das ſittenloſe Auge zu baden in der Welle des Fleiſches?“

Um Emanuels Mund ſpielte ein mitleidigſatyriſches Lächeln. „Lieber Vater,“ verſetzte er, „es enthält meine Bibliothek, das Buch des Lebens.“

„Biſt Du von Sinnen?“ rief der Greis und hielt ſich an einen Gemälderahmen, der unter der Laſt ſeines Körpers zerbrach. „Welcher Dämon treibt Dich zu Gotteslästerungen, die ich noch

von keinem Menſchen gehört habe? Nennſt Du eine Gruppe feiler Hetären, die vor begehrerischer Luſt zittern, in deren Augen die Wuth nach ſüßer Befriedigung wollüſtige Thränen weint, nennſt Du eine ſo frivole Beluſtigung das Buch des Lebens, ohne zu bedenken, daß Du mit ſolchem Ausdruck jenes ewige Werk läſterſt und höhnſt, das allein dieſen Namen führen darf!"

Emanuel hatte maleriſch ſeinen Mantel um ſich geſchlagen und lehnte mit gekreuzten Armen an ſeiner Staffelei. „Beſter Vater," verſetzte er kopfſchüttelnd, „Sie ſind da auf einen Irrpfad gerathen, der Ihnen bittere Stunden bereiten und alle Freuden entwenden kann aus dem Leben. Wüßte ich nicht, daß Sie irrten aus frommen Sinn, ich könnte Ihnen zürnen. Sie nannten jene Mädchen Hetären und beleidigen damit tief ihre Keuſchheit. Oder glauben Sie, es ſei ſündhaft, den Körper zu zeigen in dem Feſtgewande, das die Natur als ſorgſame Mutter ihm gegeben? Jene ſittſamen Geſchöpfe ſind ſtiefmütterlicher begabt worden vom Glück, als von der Natur, und ich begreife nicht, wie es ſittenlos und frevelhaft ſein ſoll, in verſchwiegener Stille dem Tage zu

enthüllen und dem Auge des Künſtlers, was doch wahrhaftig nicht geſchaffen ſein kann, damit es der unſchöne Geſchmack unſeres Zeitalters verdecke, das eben ſo prüde iſt, als unſere krankhafte Moral. Wenn mein beſeelter Pinſel unter heiligem Begeiſterungsſchauer der Natur ihre Wunder ablauſcht, fühle ich nur Regungen hoher Luſt, wie jede Beſchäftigung ſie gebiert, die der Schönheit nicht fremd iſt. Ich bete, wenn ich den nackten Leib einer Jungfrau male; denn ich fühle eine göttliche Andacht durch Mark und Nerven zittern. Mein Blick ſchwelgt nicht in unreinen Bildern, ſondern ſättigt ſich am Wunderbau vollendeter Formen. Sie irren daher, mein Vater, und freveln ſelbſt, wenn Sie mich tadeln, daß ich unverhüllte Menſchengeſtalten das Buch des Lebens nenne. Es iſt das offene, laut ſprechende Buch der Natur, und die Natur iſt der ewige Puls der Schöpfung, die Braut Gottes, die er unabläſſig küßt und umarmt im heißen Drange, das Geſchaffene zu noch höherer Schönheit zu ſteigern. Was Gott ſich erlaubt mit der Natur, ſoll das ſich der Menſch verſagen, der doch ſein Ebenbild heißt, mit dem einzelnen Geſchöpf? Ich fühle

mich ein Theil von Gott, wenn mein schwärmerisch bewegtes Auge die Schönheit trinkt, die in warmen Pulsen klopft und mich sättigt an der Körperfülle des schleierlosen Weibes." —

Emanuel hatte sich hoch aufgerichtet und bei den letzten Worten die Hand des Vaters erfaßt, indem er ihn nöthigte, mit ihm das Atelier zu verlassen. Der Greis ließ müde sein Haupt sinken. Schweigend folgte er dem Sohne in die bewohnten Zimmer, wo ihm Emanuels Gattin mit Herzlichkeit begrüßte. Die Zimmer waren geschmackvoll, aber nicht reich meublirt, nur an den Wänden reihte sich ein kostbares Gemälde an das andere. Ein braunlockiger Knabe kniete am Fenster und war bemüht, eine liegende Danae zu zeichnen.

„Eugen," rief Emanuel, „ich bringe Dir den Großvater, dem Du so gut bist. Komm, küsse ihm die Hand."

Jauchzend warf der lebhafte Knabe Bleifeder und Reißbret von sich und hing sich liebkosend an den finstern Greis. Der himmelblaue Sammetrock kleidete das Kind allerliebst und gab ihm ein idealisches Ansehen.

„Biſt Du wirklich mein Großvater?“ ſagte Eugen. „Das iſt närriſch. Ich dachte Du ſeiſt ein froher, alter Mann, und nun haſt Du dicke Runzeln auf der Stirn und Dein Auge ſieht gar nicht aus, als ob es ſich über die Welt freuen könne. Nicht wahr, Vater, da bin ich luſtiger und ganz wie Du's gern haſt.“ — „Sieh', hab' ich das recht gemacht?“ fuhr er fort und zeigte dem Vater die halb vollendete Zeichnung.

„Etwas zu hart, lieber Eugen,“ verſetzte Emanuel. „Die Hüfte iſt zu voll und der Fuß ſteht auch in keinem rechten Verhältniſſe zu dem Beine. Du mußt Dich gewöhnen, die Formen biegſamer zu zeichnen. Deine Linien haben keine Elaſticität in den Schwingungen.“

„Hörſt Du, Großvater,“ lachte Eugen und küßte dem Vater die Hand, „mein lieber Vater tadelt mich ganz nach Noten. Nun ſollſt Du aber auch ſehen, wie ich mich zuſammennehmen will, um mir einen Pfefferkuchen zu verdienen. Und das magſt Du glauben, Großvater, ich werde noch ein Maler, daß ich Dir den Vater ſelbſt tadeln kann. Wenn ich nur erſt mit Far-

ben malen darf und den Körper ſtudiren werde, wie der Vater."

Emanuel drückte ſeinen Sohn liebevoll an ſich und trat mit ſeiner Gattin und Anaſtaſius in das Nebenzimmer. Der Greis erwiederte ſchweigend die Begrüßungen ſeiner Schwiegertochter, ermattet ſank er in einen geſchmackvoll geſtickten Lehnſtuhl.

„Gebt mir Zeit, Muth, Glaube zur Erholung," ſprach er ſtammelnd. „Ich bin müde, todmüde." Er verdeckte mit beiden Händen ſein Geſicht und blieb lange in dumpfem Schweigen in dieſer Stellung. Emanuel ging kopfſchüttelnd durch's Zimmer und bedeutete ſeine Gattin, dem Greiſe Ruhe zu gönnen. Ida konnte nicht begreifen, was dieſe offenbare Verſtimmung hervorgerufen habe.

„Meine Tochter Ida," ſprach endlich der geheime Rath, das thränenfeuchte, glanzloſe Auge auf die jugendliche Frau richtend.

„Iſt Ihnen ein Unfall begegnet, verehrter Vater."

„Nichts, nichts, liebe Ida, als das fatale Leben." — Er ſeufzte tief auf und fuhr dann

fort: „Beantworte mir eine einzige Frage ganz offen; willst Du?"

„Von Herzen gern, und wären es hundert."

„Nun gut, so sage mir, ob Du eine Christin bist und Deinen Sohn zu einem Christen erziehen willst?"

„Was sollte ich denn sonst sein, lieber Vater? Haben Sie denn irgend etwas in mir entdeckt, das auf ein unchristliches Leben und Denken hindeuten könnte?"

„Liebst Du meinen Sohn?" fragte mit zitternder Lippe der Greis.

„Wie das Geschöpf seinen Schöpfer!" rief Ida aus und umschlang mit zärtlicher Rührung den Nacken ihres Gatten, der schweigend zur Seite stand. „Hat mich doch erst Emanuel selbst kennen gelehrt und mir gezeigt, was das Weib dem Manne sein und werden soll."

Der Greis lehnte sich zurück in den Stuhl und machte eine abwehrende Handbewegung. „Was ist Ihnen, Vater?" fragte nochmals die besorgte Schwiegertochter.

„Ich bedaure," sagte Anastasius, „daß Christus gepredigt hat: „„segnet Eure Feinde"" und: „„bittet

für die, ſo Euch beleidigen.“ “ Ich beklage es, daß es verboten iſt, zu fluchen.“

„Das iſt entſetzlich!“ rief Emanuel und drückte ſein zitterndes Weib feſt an ſeine Bruſt. „Vater, bedenken Sie, was Sie thun! Solche Aeußerungen können Milch in Blut verwandeln.“

„Es iſt entſetzlich,“ fuhr der Greis fort „daß unſere Zeit ſolche Fortſchritte in der Sittenloſigkeit gemacht hat. Denn bis heute habe ich nicht gewußt, daß ein Weib einen Mann lieben kann, der ſein Auge ſchwelgen läßt in den verborgendſten Reizen dreier Jungfrauen auf einmal, wie er ſie nennt, und keinen Anſtand nimmt, ein achtjähriges Kind Formen abzeichnen zu laſſen, die frühzeitig die Sinnlichkeit wecken und den Geiſt dem Himmel und dem chriſtlichen Wandel entfremden.“

„O Blödſinn der Natur,“ rief Emanuel aus, „wohin wirſt Du das entartete Geſchlecht noch führen! Wo um der ewigen Barmherzigkeit Willen iſt ein Glaube gewachſen, der es ſündhaft findet, wenn man die Natur betrachtet, ohne mit verſchämtem Erröthen ſich die Hände vor das Geſicht zu halten!“

„Verehrter Vater," sprach Ida, „mein Gatte ist ein Maler, und Gottlob, noch ist meine Liebe zu ihm nicht so krankhaft geworden, daß sie in Dingen Anstoß nehme, die ihm unentbehrlich sind zur Kunstvollendung."

„Kunst, Kunst und immer Kunst!" erwiederte der Greis. „Das ist eins von den Schiboleths, womit die Zeit ihre Sittenlosigkeit zu beschönigen sucht. Warum fällst Du denn jetzt auf einmal auf die Schöpfung sinnenverführender Gebilde? Hast Du früher nicht auch der Kunst Dich hingegeben, als Dein Pinsel noch keusch war und es verschmähte, das Nackte zu malen? Sind Deine Gemälde aus der biblischen Geschichte etwa keine Kunstwerke? Erheben sie nicht das Gemüth, stimmen sie nicht die Seele heilig? Lassen sie uns nicht das liebgewinnen, woran wir arbeiten, was wir erstreben sollen von Jugend auf? Warum muß jetzt der Teufel des Sinnenreizes über Dich kommen und heidnisches Gelüst Dein Herz berühren? Was uns lockt, ist sündhaft, es habe einen Namen, welchen es wolle!"

„Ich weiß nicht, wie Sie die Kunst beurtheilen," versetzte ruhig der Maler, „doch scheint

es mir, als sei Ihnen die Erkenntniß einer künstlerischen Weltauffassung völlig unklar geblieben. Leider hat man in der jüngst vergangenen Zeit Unfruchtbares genug zu Stande gebracht. Es gab und gibt noch eine Secte unter den Malern, die man die Pietisten und Kopfhänger unter den Künstlern nennen könnte. Das Bestreben dieser geschmacklosen Menschen, denen kein Gott die finstere Stirn berührt mit lichtem Munde, geht dahin, alle Kunst zu vergraben im Sargschmuck des Gewandes. Kein Fleisch soll sichtbar werden unter der Hülle, die Kunst soll wie ein verkappter Mönch umherschleichen auf Erden und die Klöster ersetzen mit ihrer bigotten Finsterniß. Ein solches Umspringen mit der Kunst ist ein Frevel an Gott und Natur. Die Natur ist ohne Hülle; sie schläft, wacht, schafft und lebt in heiliger Nacktheit. Aber sie ist nicht schamlos aufgedeckt. Nur das Aufgedeckte ist das ewig Häßliche, die reine Nacktheit ist die Blüthe des Schönen, auf der die Farbenpracht der Unschuld ruht, wie bestäubte Blüthenfäden, zitternd bewegt von mildem Sonnenkuß. — Wir Neuern haben dies erkannt, und es ist Ziel und Wunsch unseres künstlerischen Wirkens, diese

Frische der Schönheit, die dem Griechenthum ein so unvergängliches Leben sicherte, wieder einzuführen in das Moderne. Durchduftet von dem heiligen Geist, der im Menschen geboren ward durch Christum, trete die schleierlose Natur in vollem Reiz der Schöpfung wieder vor das Auge des Künstlers und sättige sein Begehren. Ein misverstandenes Leben hat auch der Kunst den wahrhaftigen Tempel verschlossen. Der Glaube, schwach und matt geworden durch feige Rede und entmuthigende Strafverheißungen, schied Geist und Fleisch, als seien beide sich todtfeind. Aber sie hangen fest an einander in unauflöslicher Umarmung. Getrennt gebären sie den Tod zur Welt, vereinigt die ewige Jugend. Unsere Zeit hat dies erkannt, darum begehrt sie nach der Poesie des Fleisches in Kunst, Literatur und Leben, und einigt, freilich oft gewaltsam, was man ihr lange genug wie ein Gift entzogen hat. Daß Leben Gift sei, glaubt heut zu Tage nur noch der Blödsinn und das Alter. Es ist trostlos, daß es ein Alter gibt. Das Alter ist der Sarg der Jugendlust, das Grab eines üppig aufblühenden Lebens. Könnten wir das Alter stürzen, so hätten wir den Tod besiegt."

„Nun, so tödte mich, Emanuel!“ rief Anastasius und sank vom Lehnstuhl herab auf den Boden des Zimmers. „Ich bin das Alter, Du bist die Jugend, Deinen Worten nach stehe ich Dir im Wege. Fort mit dem Alter, fort, fort, damit die Jugend lustiger, sündiger und schamloser buhlen kann mit der Frechheit ihrer Worte und Gedanken!“ —

Ida hob mit zitterndem Herzen den knieenden Greis auf, der vor Emanuels Füßen lag, wie das hinsterbende Jahrhundert. „Vater, kommen Sie zu sich,“ bat das liebevolle Weib, „wie können Sie glauben, daß Emanuel in Bezug auf Sie gesprochen habe?“

Der Maler verhüllte sein Gesicht, die Thür flog auf und der kleine Eugen kam froh lächelnd mit dem Reißbret herein. „Wie ist's nun, Vater?“ fragte er Emanuel, die verbesserte Zeichnung ihm vorhaltend.

„Gut, gut,“ versetzte dieser, ohne aufzusehen und winkte dem Knaben fort. Eugen betrachtete neugierig den knieenden Greis, die Mutter, wie sie ihm die weißen Locken aus dem Gesicht strich und mit sanfter Lippe seine Stirn berührte. Einige

Augenblicke faßte der Knabe das Bild fest in's Auge, dann machte er dem frohen Drange seines künstlerischen Gemüthes durch ein überglückliches Gelächter Luft, klatschte in die Hände und sprach: „Nun hab' ich's gefunden, was ich so lange suchte! Jetzt sollst Du's sehen, Vater, daß ich den alten König zeichnen kann, von dem Du mir so oft erzählt hast."

„Wen?" fragte Emanuel und enthüllte sein Auge.

„Ja den Namen hab' ich vergessen," versetzte Eugen, „aber ich weiß, daß er zuletzt toll wird und bittend vor seiner Tochter kniet. Und das ist prächtig, Vater, denn accurat so muß ich das Bild entwerfen, wie ich hier den Großvater liegen sehe. Steh' auf, Großvater! Du sollst sehen, ich treffe Dich auf ein Haar!"

Das glückliche Kind verließ das Zimmer, um voll von dem Gedanken augenblicklich seine Schöpfung zu beginnen. —

„Lear!" sprach halblaut Emanuel, „Lear! Ja, aber wahrhaftig in einem andern Sinne!"

Der Greis hatte sich erholt, er stand auf. „Vater," nahm Emanuel das Wort, „bleiben

Sie ruhig, denn bei Gott im Himmel, Ihr Schmerz ist unnütz und schwerlich wird ihn auch nur Ein Mensch begreifen. Jetzt kann ich mir Ihre mismuthigen Briefe erklären, Ihre Reise deuten. Ich bitte Sie als Sohn, lassen Sie ab von dem Bestreben, die Zeit zurückstellen zu wollen. Können Sie ihr nicht folgen, so ignoriren Sie, was sie beginnt und sucht. Sie können es, Sie haben gelebt. Gedenken Sie aber den Bewegungen Einhalt zu thun, so werden Sie zermalmt, denn der Gott der Zeit ist ein eifriger Gott, und dennoch christlich. Ich sage Ihnen das unumwunden, bester Vater, weil Sie es doch hören müssen. Beschränken Sie das Herz oder suchen Sie es da, wo es immer gewesen sein sollte, in der weiten, stürmischen Brust der Welt. Nur in sofern der Einzelne sich anschmiegt an den Herzschlag einer bewegten und bewegenden Epoche, wird sein eigener Puls gefühlt werden. Dies Gefühl verschafft ihm Achtung. Will er aber egoistisch oder aus Verkennung des Lebenstriebes sich der Gesammtheit überordnen, so ruft die Stimme der Zeit mit dem Donner Danton's: „Unter die Guillotine mit ihm!“ Vater, Vater, bedenken Sie, daß wir

unter der Schreckensherrſchaft der Ideen leben. Sind die Fragen entſchieden, die Zuſtände geordnet, die Qualen des Werdens und Geſtaltens glücklich durchgekämpft; ſo wird auch die Freude des Friedens wieder eintreten. Wir Alle ſind Richter, Henker, Mitglieder des Convents der Nationen. Wir ſtürzen die von der geſunden Vernunft für Trümmer erklärten Heiligthümer alter Gewohnheiten. Unſer Schwert iſt der Gedanke, unſer Sieg die That. Und obgleich ich blos ein Maler bin, ſo zeichne ich doch mit an dem neuen Grundriß der Zeit, deſſen höchſtes Modell die Schönheit iſt in ſchleierloſer Pracht. Ich vergöttliche das Fleiſch, damit es der Unverſtand nicht vergöttern möge!" —

„Ja, ja, immerzu," ſagte Anaſtaſius. „Die Kinder in der Wiege ſind geſcheidter als die Männer mit den Schneekronen. Gott im Himmel, was mir doch ſeltſam wird! Iſt mir's doch, als hätte ich auch einmal von ſolchen Dingen geleſen, wie Du da ſprichſt. Es kann aber auch Einbildung ſein, denn mein Kopf wird ſchwach. Der Huf des durchgegangenen Roſſes der Zeit hat meine Schläfe getroffen. Das war der Ruf meiner

Kinder, der mir befahl, zu Bett zu gehen. — Gut, ich will ſchlafen; führt mich zu Bett."

„Er phantaſirt," ſagte Ida leiſe zu Emanuel und legte den erſchöpften Mann ſanft zurück in den Stuhl.

„Das ſind keine Phantaſien," verſetzte der Maler. „Auch die Gutmüthigkeit wird bitter, wenn ſie nicht mehr geachtet wird.

„Ihr macht alſo Revolution?" fragte Anaſtaſius ſeinen Sohn, ohne die Augen zu öffnen. „Wie lange dauert's noch, ehe Ihr den König verurtheilt und richtet, ich meine Gott im Himmel?"

„Die Antwort darauf iſt ſo überflüſſig als die Frage, Vater," verſetzte Emanuel. „Könnte man ſich aber einen Gott denken, der eben ſo gut und eben ſo ſchwach wäre als Ludwig XVI., ſo zweifle ich nicht daran, daß man ſchon längſt über ihn zu Gericht geſeſſen hätte."

„Es iſt eine ſchöne Zeit," ſagte der geheime Rath.

„Gewiß."

„Man hat es früher nicht erlebt, daß Purpurroſen und Dornenkronen zugleich wuchſen und verſchenkt wurden. Wie heißt denn Euer Gott?"

„Er hat keinen Namen.“

„Das finde ich billig.“

„Ausgenommen, man wollte ihn „Unbegrenzt,“ „Unbeſchränkt“ nennen,“ ſetzte Emanuel noch dazu.

„Sehr hübſch. Ein indianiſcher Waldmenſch.“

„Die Indianer ſind alle dem Apollo gleich.“

„Gute Götter für Maler,“ ſagte der Greis. „Wie lange ſteht wohl Europa noch?“ ſetzte er hinzu, „und kannſt Du mir nicht ſagen, Emanuel, ob in München noch kein Pantheon erbaut worden iſt, in dem Herzen aufbewahrt werden, die dem Alten treu geblieben ſind? Es iſt blos der Rarität wegen. Wenn ich wieder nach Hauſe komme, möcht' ich gern' was recht Piquantes zu erzählen haben. Einer meiner Enkel liebt die Naturwiſſenſchaften. — Mein Herz iſt ſehr merkwürdig — ſonderbare Götter — Mädchen, die ohne Hülle ſich Männern zeigen. Dieſe Pracht! — Alle meine Haare ſind weiß und doch bin ich ein Narr. Curios. — „Lear war ein guter Mann,“ ſagt mein Sohn Fridolin, „daß er ſich aber nicht die Seele abbiß, war dumm von ihm, ſehr dumm.“—

Anaſtaſius ſchloß die Augen, alle Symptome

eines Nervenfiebers zeigten sich an dem gebrechlichen Körper. Emanuel schickte nach dem Arzte, Ida ließ den Kranken in ein ruhig gelegenes Zimmer schaffen und wich nicht von seinem Lager. Der Maler suchte Erheiterung und Muth für so niederdrückende Erfahrungen in seinem Atalier. Sein Blick tauchte sich wieder unter in die lebenswarme Woge der Schönheit. Die Arbeit wuchs unter seinen Händen und gedieh desto schöner und reiner, je heftigeres Bangen in dumpfem Schmerz seine Seele gefangen hielt. Er hatte noch nie in solcher Vollendung menschliche Körper auf die Leinewand gezaubert. —

6.

Das Weihnachtsfest mit seinen schimmernden Freuden war längst vorüber. Der Winter hatte mit der ganzen Strenge seiner Herrschaft die Gegend in eisige Fesseln geschlagen und den Frohsinn der Menschen großentheils in die Wohnungen zurückgedrängt. Doch bot München seit einigen Wochen das Bild einer lebhaften Bewegung dar.

Eine große Anzahl bildender Künstler war in den Gemächern des Königsbaues beschäftigt und überall hin verbreitete sich die Nachricht, daß die Kunstliebe des Monarchen zum diesmaligen Carneval eine noch nie gesehene Pracht entfalten werde. Da man sonst, das Bier ausgenommen, wenig Theil nahm an den Ereignissen der Zeit, so war dieses Intermezzo einer schläfrigen Friedenslust der Bevölkerung sehr erwünscht. Es ließ sich ohne Gefahr und mit größter Bequemlichkeit in den Bierkellern darüber schwatzen.

Auch Emanuel ward beauftragt, durch seine Kunstfertigkeit zur Verherrlichung des Carnevals beizutragen. Er arbeitete Tagelang in dem königlichen Schlosse und kehrte oft spät am Abend erst zurück in seine abgelegene, stille Wohnung. In dieser war der Winter trüb, eintönig und schwermüthig eingezogen. Eine drückende Schwüle lag über dem Hause; auf die Schwelle hatte sich die Sorge hingestreckt und blickte jeden Eintretenden mit hohlem Auge an, aus dem eine bange Todesahnung hervor sah. Emanuels Vater lag schwer krank darnieder. Die Aerzte waren besorgt für sein Leben, das von der Fiebergluth der Krankheit

und dem Gram fixer Ideen verzehrt zu werden schien. Erst nach langen Leiden erholte sich der Greis, und mit dem Nahen des Carnevals durfte man mit Gewißheit auf seine Wiederherstellung hoffen.

Der bedrängte Maler nahm diese Nachricht mit großer Freude hin, da er sich, wiewol absichtslos, einen Theil der Schuld beimaß. Er hatte nicht gewußt, wie tief das Gemüth des greisen Vaters verletzt war von dem Umsichgreifen der neuen Ideen, und da er ihn immer als einen freisinnigen Mann gekannt hatte, der wol zu unterscheiden verstehe zwischen Wahr und Falsch, so hoffte er eher Billignng als Misbilligung dessen, was sich in der Welt vorbereitete, von ihm zu hören.

Der Fastnachtabend war herangekommen. Alle Straßen belebten sich von Kutschen, Sänften und umherstreifenden Menschen. Der alte Baier schüttelte sein Pflegma ab und gab sich auf einige Stunden der allgemeinen Aufregung hin, so weit seine Natur dies zuließ. Eine sternenhelle Nacht breitete sich aus über München und leuchtete mit stiller Pracht in die lichtglänzenden Säle des

königlichen Schloſſes, in denen bereits die Maskenzüge ihre ſtolze Herrlichkeit entfalteten.

Emanuel, als einer der Anordner des Feſtes, nahm thätigen Antheil an dieſen ergötzlichen Freuden des Augenblicks. Deſto ſtiller blieb es in ſeinem Hauſe. Anaſtaſius, noch ſchwach von der lebensgefährlichen Krankheit, ſaß im Sopha und hatte Briefe und ein aufgeſchlagenes Buch vor ſich liegen. Neben ihm auf einem runden Schemel kniete der kleine Eugen und zeichnete, Ida bereitete dem Geneſenden einen erfriſchenden Trank.

„Mir iſt Alles wie ein banger, dunkler Traum," ſagte der Greis zu ſeiner Schwiegertochter. „Kaum weiß ich mich klar zu erinnern, daß ich hier bei Euch angekommen bin. Ich muß recht krank geweſen ſein."

„Ja gewiß, Großvater," fiel Eugen ein, „und was Du für närriſches Zeug geſchwatzt haſt, das hätteſt Du hören ſollen! Man konnte knapp klug daraus werden."

„Das macht die Fieberhitze, liebes Kind," ſagte lächelnd der Greis und ſtrich dem Knaben die braunen Locken aus der Stirn. „Was Du

für klare Augen haſt, Kind," ſetzte er hinzu. „Bewahre Dir der Himmel einen eben ſo hellen Blick des Geiſtes, damit Du nie irre werden magſt an Dir ſelbſt und dem Leben."

„Das kann uns nicht paſſiren," ſprach Eugen und zeichnete weiter.

„Wie kannſt Du ſo albern reden," verſetzte die Mutter. „Es iſt kein Menſch ſicher vor Thorheiten."

„Doch, Mutter! Hat mir doch der Vater ſchon ſeit Jahr und Tag immer vorgepredigt, daß die Jugend nicht mehr ſolche dumme Streiche machen könne, als das Alter, weil ſie in einer jungen Zeit lebt."

„Und Du biſt ein allerliebſter Papagei und plauderſt nach, was Du nicht verſtehſt."

„Das mag ſein, liebe Mutter. Ich will mich aber gewiß recht in Acht nehmen, und alt mag ich ſchon gar nicht werden, weil mir das unbequem iſt. Man ſieht's an dem Großvater." —

Der Greis ſtützte die Stirn in die dürre, weiße Hand und ſchien nicht ferner auf das Geſchwätz des Knaben zu hören. Eugen ſchwieg

auf einen misbilligenden Blick der Mutter und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Zeichnung. Nach einer längeren Pause wandte sich der Greis an Ida.

„Sage mir doch, liebe Tochter, in wie weit Du Dich einverstanden zeigst mit den Richtungen des neuen Lebens. Mir liegt Alles so kraus und bunt durch einander, daß kein klarer Gedanke sich herausarbeiten kann aus diesem Trümmergrabe. Ich muß mich gängeln lassen, wie ein Kind oder ein Blinder. Mein Fuß strauchelt, da er nirgends mehr einen gebahnten Weg findet. Komm mir zu Hilfe, Tochter, und geleite mich hinweg über den Schutt einer einstürzenden Zeit, wenn Du es vermagst."

„Sie müssen sich erst erholen," versetzte Ida, „dann wird es keines Führers bedürfen, um Sie auf den richtigen Pfad zu geleiten. Die überstandene Krankheit wird Sie mit allen Widersprüchen versöhnen, an denen früher Ihr Herz Schiffbruch zu leiden wähnte. Sie waren krank, von jetzt an werden Sie gesund sein."

Anastasius schüttelte ungläubig sein weißlockiges Haupt, doch brach er das Gespräch ab und

las eifrig in dem vor ihm liegenden Buche. Nach einer Weile ſprang Eugen auf und legte ſeine kleine Hand auf den Arm des Großvaters, indem er ſprach: „Haſt Du denn auch mein erſtes Oelbild geſehen, Großvater, das ich vor ſechs Tagen aufgehängt habe in des Vaters Werkſtatt?“

„Nein, mein Kind. Was haſt Du denn gemalt?“

„Ach, das iſt mir prächtig gelungen!“ rief jubelnd der lebhafte Knabe, „und der Vater hat mich zum erſten Male recht herzhaft gelobt. Gleich ſollſt Du's ſehen, Großvater, und dann wirſt Du gewiß auch ſagen, daß ich ein Maler werden muß.“

Eugen verließ das Zimmer, um das Gemälde herbeizuſchaffen. „Was hat denn der kleine Künſtler geliefert?“ fragte Anaſtaſius die Mutter.

„Weiß ich's doch ſelbſt nicht,“ verſetzte Ida, da ich in den letzten Wochen nicht mehr in das Atelier gekommen bin. Es wird wol irgend eine Copie ſein, die einige Aehnlichkeit mit dem Originale hat.“

Bald kam Eugen zurück, nur mit Mühe ein

ziemlich großes Gemälde hereintragend, das er in einiger Entfernung vom Sopha auf einen Stuhl ſtellte. Die Dunkelheit ließ nichts Beſtimmtes erkennen. Der Knabe zündete eilig ein paar Lichter an und als er das Gemälde in eine vortheilhafte Beleuchtung gebracht hatte, rief er dem leſenden Greiſe zu: „Nun ſieh her, Großvater, und ſage ſelbſt, ob ich nicht leidlich treffe?“

Es bedurfte nur weniger Augenblicke, um den Greis auf dieſe ſchuldloſe Frage eine Antwort geben zu laſſen. Ein ſchwerer Seufzer klang röchelnd aus ſeiner Bruſt, Anaſtaſius ſank zurück und Todesbläſſe goß ſich aus über ſein Geſicht. „Ich bin's,“ liſpelte er, „bin Lear, der Lear der neuen Zeit, der verſtoßen wird von der Unbarmherzigkeit ſeiner weltlich geſinnten Kinder.“

Eugen ſtand verworren vor ſeinem Gemälde, Ida warf entſchloſſen ein Tuch über das Bild und gebot dem Knaben, es ſchnell fortzutragen. Eugen hatte Wort gehalten und mit ſicherer Hand die Scene auf die Leinwand gezaubert, die der Erkrankung des Rathes unmittelbar vorhergegangen war.

Anaſtaſius ſammelte ſich zwar bald wieder,

aber er blieb einsilbig und gab nur kurze Antworten auf die Fragen Ida's, die ihn gern erheitert hätte. Eugen, der den Zusammenhang mehr ahnte als klar begriff, mied den unglücklichen Greis und hielt sich meist zum Vater, der nach Beendigung des Carnevals eifrig an der Vollendung seines Gemäldes arbeitete.

Mit Eintritt des Frühlings fühlte der geheime Rath die alte Kraft wiederkehren, zugleich aber meldete sich auch die vorige Unruhe. Es ward ihm unheimlich in München. Sein Sohn blieb ihm fremd; er konnte es ihm nicht vergeben, daß er den Willen der Zeit eine Offenbarung Gottes nannte und darauf beharrte. Seine Beschäftigung mit profanen Gegenständen, die Darstellung und Verherrlichung schöner Sinnlichkeit in seinen Gemälden, hielt er für einen Abfall von einer früheren, wahrhaftigeren Gesinnung, und nannte nicht selten sein ganzes Künstlerstreben eine Profanation des Genius. Daß sich im Fleische, blüht es auf zu hinreißender Schönheit, die reinste Keuschheit eines sittlichen Gemüthes berge, war ihm völlig unbegreiflich.

„Ich muß fort, ich muß anderwärts Ruhe

ſuchen für den Sturm und Kummer meines Herzens," ſagte er faſt täglich. „Ihr Alle ſeid Götzendiener der Zeit, die dem Herzen Blutegel anſetzt und alles individuelle Leben vernichtet. Ich kann nicht fühlen wie Ihr, denn die Wurzeln meines Daſeins grünen in einem andern Boden, der nicht befeuchtet wird von dem Thau der Gegenwart. Was Ihr Manna nennt, iſt mir Gift und Galle. Ich bin müde der Unruhe, die man heut zu Tage für das einzig wahre Lebenselement hält, und ich möchte gern ſterben in Frieden."

Emanuel ſah ſich gezwungen, dem greiſen Vater zu willfahren. Er traf Vorbereitungen für ſeine Weiterreiſe, und als der Tag des Abſchieds herankam, führte er ihn nochmals faſt mit Gewalt in ſeine Werkſtatt.

Unter einem Schleier verhüllt lag das fertige Gemälde. Emanuel entfernte die Decke, in dem Auge des mißbilligenden Vaters zitterte eine helle Freudenthräne.

„Finden ſie dies Gemälde unſittlich?" fragte Emanuel. „Ich habe nur begeiſterte Stunden verlebt, indem ich es ſchuf, und iſt es wahr,

daß der Dichter ſich der Gottheit näher fühlt, wenn er für den kühnen Gedanken die ſchönſte Form, den ſüßeſten Ausdruck wählt, ſo muß auch der Maler daſſelbe empfinden, ſpricht ſein Pinſel aus, was die Feder des Poeten verkündigt. Es iſt nur die Schönheit, die ich dem Gott vindicire, da ſich die Zeit in ihren finſtern dogmatiſchen Beſtrebungen Mühe genug gegeben hat, das Urbild des göttlich Schönen zur häßlichen Fratze herabzuziehen. Es war ein ſehr undankbares Unternehmen unſerer Vorfahren, den Gott des Chriſtenthums mit Ruß zu ſchwärzen, damit die Freude der Welt ſich fürchte, wenn er ſich ſehen laſſe in unmittelbarer Nähe! Iſt es ſo wunderbar, daß die ſchöne, freie, blühende Welt auch einen Schöpfer haben will, der ſeinem eigenen Werke entſpreche? Geht das Beſtreben der Induſtrie auf ein Freimachen der phyſiſchen und mechaniſchen Kräfte und Vermögen in der Menſchheit und der Welt, und ſucht es zu vereinigen, was Furcht, Unentſchloſſenheit und der Wahnſinn trüber Zeitgeſinnung in ſündhafter Trennung zu halten gewußt haben Jahrhunderte lang; ſo will die Kunſt auch das ſpirituelle Daſein auf Erden

fortan der Schönheit an das warm klopfende Herz legen. Wir wollen einen ſchönen Gott und eine Religion der Schönheit, nicht aber einen fleiſchlichen Gott und eine Anbetung des Fleiſches. Die Gottheit herauszufühlen aus der ſchönheitſtrotzenden Form, dies allein verlangt der Künſtler und die Kunſt! Ich habe dieß verſucht in dieſem Gemälde. Es ſind die Grazien des Griechenthums, aber belebt von dem ſchönen Gedanken eines chriſtlich-tiefen Geiſtes. Ich finde darin nur die Sittlichkeit im Glanz der eigenen Weihe, ſchleierlos, nackt, wie die Unſchuld. Es iſt der dreieinige Gott meines Chriſtenthums."

Emanuel ließ die Hülle zurückfallen über das Gemälde. Der Greis ſchwankte und ſchwieg. Eugen trat an ihn heran und küßte ſeine Hand. „Sei mir nicht bös, Großvater," ſagte der Knabe, „weil ich Dich gemalt habe. Ich will gewiß keinen knienden Greis mehr zeichnen."

„Es iſt gut, Kinder," ſprach Anaſtaſius, „und ich will denken, Ihr ſeid das, was Ihr zu ſein vorgebt, aber faſſen kann ich es nicht. Mit dem Briten ſage ich: „die Welt iſt aus den

Fugen." Ich halte mich nicht für befugt, bei ihrer Einrichtung Hand anzulegen, fürchte aber, Ihr Alle, die Ihr glaubt, die Wundärzte der zerbrochenen Natur zu sein, werdet selbst mit verrenkten Gliedern von dieser Operation zurückkommen. Es ist eine tolle Zeit, armen Kinder, und Ihr seid am Ende unglücklicher als ich, weil Ihr glaubt, diese Tollheit sei Weisheit. Gott erleuchte Euch, ich will reisen. Man kann nichts Besseres thun, wenn der Weltgeist wie ein keuchendes Unthier herumläuft auf Erden. Noch hoffe ich anderwärts Gleichgesinnte zu finden, weil ich ohne Hoffnung nicht leben möchte."—

Der Greis schied und verließ auch diesen Sohn, schmerzlich bewegt, wie seine übrigen Kinder. Es ist zermalmend für ein Vaterherz, wenn es kein Mitgefühl entdecken kann in der Brust derer, die ihm das Dasein verdanken. Die Zeit trägt klaffende Wunden an ihrem Körper, die sich erst schließen werden, wenn der letzte Widerspruch gehoben und alle Spaltungen ausgeglichen sind. Die Narben der Zeit sind die Grabhügel, unter denen die Leichen der erschlagenen Herzen schlafen, die einer neuen Epoche,

einem neuen Sittengeſetze, einer neuen Weltreligion zum Opfer fallen mußten. —

7.

In einer Stimmung, die zwiſchen Wehmuth und Zorn unſicher hin und wieder ſchwankte, hatte Anaſtaſius ſeinen Sohn verlaſſen. Immer wieder von neuem in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, panzerte ſich ſein Herz gegen alle Eindrücke der Außenwelt. Was die Menſchen bewegte, in deren zufälliger Umgebung er leben mußte, ging unbeachtet an ihm vorüber. Durch Gleichgültigkeit gegen die Macht und Wirkung alles neu Entſproſſenden ſuchte er den Frevel zu rächen, den die Natur in ſeinen eigenen Kindern an ihn beging. Individuell beſchränktes Unglück macht uns hart gegen Welt- und Völkerweh. Wer Ohnmachten bekommt beim Anblick eines zerquetſchten Fingers, bleibt kalt und gefühllos, krümmt ſich ein durch Willkür zertretenes Volk zu ſeinen Füßen. Wer dem ſterbenden Kinde mit zuſammenbrechendem Lebensmuthe das todesfeuchte Auge küßt, begreift nicht die Verzweiflung

der jugendlichen Generation am Sterbette röchelnder Nationen.

Anaſtaſius, durch Zufall und den ſchnellen Wechſel der Lebensmaximen, die mit dem Sieg des Volkes in der Juliwoche an die Stelle verwiſchter Geſetze getreten waren, irre gemacht an ſich ſelbſt und dem geſchichtlichen Weltgange, war zu dieſer aufreibenden Anſicht gekommen. Die Geſchichte hatte einen **salto mortale** gemacht und über die Köpfe der ruhig wandelnden Menſchen hinwegvoltigirt. Die Jugend begriff dieſen Uebermuth, rief ihr Bravo! kehrte um und rannte dem galloppirenden Geiſt der Geſchichte mit unbegrenztem Hoffen nach, das Alter aber ſah ſich verſchüchtert um, hielt das Unerhörte für ein Gaukelſpiel, eine **fata morgana** in der Geſchichte, wie ſie auf der thatenloſen Tenne einer faulen Gegenwart wol entſtehen mag, und ſuchte auf dem einmal betretenen Wege den entflohenen Gott. Ein unbegrenztes, leeres Nichts, ein Nebel ohne Licht und Wärme ſchlug über die ruhelos Irrenden ſein Sterbetuch zuſammen. In Einem Augenblick ward das Alter begraben von dem

Narren der Zeit. Die Ironie der Weltgeschichte hielt ihm eine rührende Parentation.

In der schönen Kaiserstadt Oestreichs lebte die älteste Tochter des geheimen Rathes. Sie war an einen hochgestellten Beamten des Kaiserhauses verheirathet und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit dem Vater, worin sich ein kindlich anhängliches Herz und eine fröhliche Hingebung an die erlaubten Freuden des Lebens aussprach. Dorthin richtete Anastasius sein Augenwerk. „Wien," sprach er zu sich selbst, in die Wagenecke gelehnt, „Wien ist verrufen bei den Menschen der neuen Zeit. Die Regierung Oestreichs liebt die Jugend nicht in der Vollblütigkeit ihres Lebensdranges. Sie ist ihr zu nüchtern-verständig, zu harmlos-besonnen. Die Jugend und was sich ihr anschließt, erblickt in den Maximen östreichischer Staatskunst die Quelle aller conservativen Maßregeln, die als sanfte Ketten mit wohlthätiger Gewalt das tobende Roß der Zeit zügeln. Es gibt noch ein gut Theil gesunder Vernunft in diesem glücklichen Oestreich. Der Bürger ist ruhig und vergnügt, weil er nicht mit unzeitigen Scrupeln über politisches und ge-

ſellſchaftliches Leben den Reiz des Augenblicks tödtet. Er lebt harmlos, weil er nicht ſkeptiſch den Geiſt des Mißmuths aus der offenen Miene der Freude lauern ſieht. Herzlichkeit betrachtet er nicht für ein Pulsfühlen der geheimen Polizei, das Leben iſt ihm nichts als eben nur Leben. In Wien kann der raffinirte Unmuth über das Alte keinen feſten Fuß faſſen, die Nationalität jagt ihn mit lautem Lachen über die Grenze. Ja, ich will nach Wien. Dort muß es noch Freuden geben und Glück in Haus und Familie. Meine Tochter muß treu hangen am zitternden Vaterherzen, denn ihr Gatte iſt ein kaiſerlich königlicher Hofbeamteter. Die Monarchiſten allein verſtehen noch mit dem Alter zu fühlen, zu lieben, zu ſchwärmen und zu ſterben. Ich freue mich auf das ſchöne Wien."

Die Reiſegeſellſchaft hatte den Weg über Salzburg gewählt. Das bairiſche Hochgebirge lag noch mit dichtem Schnee bedeckt, aber ein warmer Lufthauch trieb ſchimmernde Schmetterlinge an die Fenſter des Wagens. Sie hingen ſich feſt an den blinkenden Scheiben, aus denen die Sonne ſtrahlte mit gebrochenem Auge. Wie

Küsse des Südens flogen sie herüber über die Firnen der Alpen, im Thal zitterte der Frühling und sah in tausend träumerischen Blumenaugen aus der dampfenden Erde. An den Knospen blinkten Thauthränen. Die Kinder des Lenzes schluchzten den ersten Gruß hinein in die erwachende Natur.

Unter den Reisenden befand sich ein junger Mann, der lebhafter als die Uebrigen die ganze Gesellschaft unterhielt. Grade diejenigen, welche am stillsten blieben, redete er am öftersten an, und so traf es sich denn, daß Anastasius ununterbrochen von dem jungen Reisegefährten unterhalten ward. Als man sich der Grenze Oestreichs näherte, stieß der lebhafte Mann einen komischen Seufzer aus.

„Was seufzen Sie?" fragte der Rath.

„Hätten Sie nicht gefragt, mein vortrefflicher, theilnehmender Freund," erwiederte der junge Mann, so hätten Sie mir ein großes Leid erspart."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ach, du Gott aller Unterdrückten, sehen Sie

denn nicht, daß wir in einer Viertelstunde auf östreichischem Grund und Boden sind?"

„Ist das ein so großes Unglück für Reisende?" fragte Anastasius.

„Wenn Sie guten Appetit und einen wohl conditionirten Unterleib haben, gewiß nicht, mein verehrter Herr, sind Sie aber so unglücklich geformt, gebildet und geschaffen, daß der Geist eben so hungrig ist als der Magen, und die Zunge nicht nur als Bissenleckerin betrachtet wird, sondern auch als Trompete des Gedankens und Verkündigerin des Wortes; so ist Oestreich ein verdammtes Stück Land, ein Netz mit neunmalhunderttausend Maschen. Es gibt, sagt man, sehr viele Zungen in Oestreich, die als Raritäten aufbewahrt werden und Blut von sich geben sollen, wenn sie gestochen werden, wie die des heiligen Nepomuk in der Metropolitan-Kirche zu Prag."

„Es sollte mich nicht wundern," versetzte der Rath, „wenn man auch die Ihrige gelegentlich den bereits vorhandenen noch hinzufügte."

„Sehr verbunden, ehrwürdiger Herr, ich muß jedoch gestehen, daß es mir weit vortheilhafter

ſcheint, von meinem Gliedmaß einen Gebrauch zu machen, der mich mit einigen Ergötzen über die Erbärmlichkeiten flacher Geſinnung hinweghebt."

„Da mögen Sie Recht haben," erwiederte Anaſtaſius. „Denn es gibt Anſichten, Meinungen, Beſtrebungen in der Gegenwart, die, aller Heuchelei ungeachtet, womit ſie ihre Vertreter zu vertheidigen ſuchen, doch ſehr gehaltlos ſind. Man ſpeculirt jetzt auf Speculationen und überbietet den Geiſt in raffinirt verſchmitzten Erfindungen, die ſammt und ſonders einer bodenloſen Geſinnungsloſigkeit angehören."

„Sie ſind auf falſcher Fährte, theurer Mann," verſetzte der jugendlich Lebhafte, „und ich rathe Ihnen, blaſen Sie zum Rückzuge. Der Ideenzug der neuen Zeit wird Sie ſchleifen, bis der letzte Tropfen Ihres Gehirnes verſpritzt iſt."

„Zu meiner Zeit war die Jugend beſcheiden," erwiederte Anaſtaſius, „heut zu Tage aber ſcheint es, als wolle man durch Arroganz und gewandte Grobheit den Frevel bedecken, den ein Abfall von Wahrheit, Sitte und Zucht nothwendig zur Folge haben muß."

„Richtig," ſagte der Lebhafte und bog ſich

weit aus dem Kutſchenſchlage, „da ſind wir in Oeſtreich. Ich merkt' es gleich an der Langweiligkeit des Tons, womit die Räder den Hufſchlag accompagnirten. So ein Rollen kommt mir gerade vor, wie das weiſe Moraliſiren eines bejahrten Mannes beim luſtigen Gedankengalopp der Jugend."

Anaſtaſius fühlte ſich tief verletzt. Mit ſolcher Frechheit hatte ihm noch kein junger Mann widerſprochen. Er ſchloß die Augen, um den verhaßten Geſellſchafter nicht anſehen zu dürfen. Allein der junge Reiſende war viel zu unruhig, um dem Gegenüberſitzenden lange Zeit ungeſtört zu laſſen. Er machte die Uebrigen aufmerkſam auf die Schönheiten der Natur, ſeufzte dazwiſchen von dem Unglück der Unterdrückung, dem Elend tyranniſcher Regierungsformen, und warf allen hübſchen Mädchen Kußhändchen zu, während ſeine Blicke die luſtigſten Liebesbriefchen den ländlichen Schönen an's Herz legten.

„Hinſichtlich der Mädchen iſt Oeſtreich ein ſuperbes Land," rief er aus. „Die Donaunymphen beſchämen alle andern Mädchen in ganz Deutſchland. Alpenfriſche weht um die ſtolzen

Glieder und Italiens Sonnengluth pulsirt in dem Purpurreiz des schönen Fleisches. Wie dumm, o wie dumm ist der Himmel gewesen, daß er dies Land nicht als Republick auf die Erde herabfallen ließ!"

Die Mitreisenden lachten und bestätigten zum Theil den Ausspruch des Enthusiasten, nur Anastasius ward durch diese frivole Leichtsinnigkeit beleidigt. Er öffnete die Augen wieder und fragte mit strengem Blick: „Darf man sich wol nach Ihrer Beschäftigung oder Ihrem Charakter erkundigen, mein Herr?"

„Das bin ich gewohnt in Oestreich," erwiederte der Gefragte mit Lachen — grüß di Gott, hübsches Dinal! rief er zum Wagen hinaus — meine Beschäftigung ist: auf Anderer Kosten zu reisen, mein Charakter: buntschäckig, wie Deutschlands Landkarte. Wer Teufel mag unter uns auskommen mit Einem Charakter! Ich habe deren runde achtunddreißig, den Fürstlich Lichtensteinischen und freireichsstädtisch-frankfurtischen nicht mit gerechnet. An jeder Grenze metamorphosire ich mich; ich bin die leibhaftige Metamorphose des Menschengeschlechts."

„Sie ſind alſo wol Kaufmann?“ fragte Anaſtaſius abermals.

„Kaufmann, immer und ewig! Was ſoll ein Menſch mit geſunden fünf Sinnen heut zu Tage wol anders ſein, als Kaufmann? Ein Narr, wer nicht Kaufmann iſt, verehrter Herr im weißen Haar! Man muß jetzt Handel treiben mit Allem, ſeien's nun Sachen oder Menſchen, objective oder ſubjective Dummheiten. Ich handele, weil ich nichts thun kann. Sobald das Zeitalter der Thaten wieder beginnt, wird die Epoche des Schacherns aufhören. Vor der Hand wird gehandelt und nichts gethan. Ich handele mit langen und kurzen Warren, mit Tuch, Seide, Wolle und Leder, wie's kommt, wie's geht, was beliebt. Gegenwärtig iſt Leder am beliebteſten, weil es am langweiligſten iſt. Auch Tuch und Wolle kommen in Aufnahme, ſüße, glatte, geſchorene Repräſentanten der Geduld. In die Seide hüllt ſich nur die Hoffnung des Stolzes, der Witz der Hoffahrt, der nicht nackt gehen darf in unſerer beſchnittenen Zeit. Und Sie, mein Herr, womit handeln Sie? Gewiß mit Acten? Hab' ich's errathen? — Ja? — Nichts

damit! Ein ſchlechtes Geſchäft, deſſen Cours vermaledeit niedrig ſteht. Setzen Sie ein „i" vor das „e", ſo ſteigen die Procente von Null auf 99 und im glücklichen Fall auf 120—140.

„Sie ſind ein unausſtehlicher Schwätzer", rief mißmuthig der geheime Rath. „Ich meines Theils handelte nie, jetzt aber bin ich gezwungen mit meinem blutigen Herzbeutel zu klimpern, um einen Käufer zu finden unter dem mitleidsloſen Geſchlecht!"

„Bedaure von Herzen Ew. Hochwohlgeboren Geſchäft!" verſetzte der Kaufmann, „beneide Sie aber nicht um Dero Waarenlager. Es wird ſchwer halten, einen Commis zu finden in ſolch ein Geſchäft, und Ihr Alter, mein Herr, muß Ihnen das Reiſen ſehr beſchwerlich machen. Ein Handel mit Herzblut iſt ein unfruchtbarer Handel. Füllen Sie ihn mit Dukaten, ſo haben Sie Käufer, oder mit verpönten Gedanken, ſo reißt ſich die Menge d'rum; denn das Verbotene iſt der geoffenbarte Gott der Zeit!"

„Ein diaboliſcher Glaube, der dem Gerechten irre machen kann an der Barmherzigkeit Gottes!"

Der Kaufmann zuckte die Achseln und zerpflückte ein Veilchensträuschen, um die vorübergehenden Mädchen damit zu werfen. Die schönen Töchter des Gebirges dankten mit heiterm Lachen und flammenden Blicken, der junge Mann ward immer ausgelassener, Anastasius biß sich vor Aerger und Schmerz die Lippe wund.

„Waren Sie schon in Wien, mein Herr?" fragte der Kaufmann.

„Ich gehe nach Wien."

„Doch unstreitig, um den Frühling und Sommer daselbst zuzubringen?"

„Wenn ich Befriedigung meiner Wünsche finde."

„Köstliche, unvergleichliche Mädchen!" rief der Kaufmann. Augen mit Sonnenfittigen, Haare, dunkel wie die Schatten im Hain der Liebe, junonische Formen, sich schaukelnd auf üppigen Wünschen. Die Wiener Mädchen sind wollüstige Gedanken eines schönen Gottes, die Fleisch und Leben wurden durch die Allmacht seines Willens. Wer nicht Wienerinnen umarmte, kennt nicht die Seligkeit der Liebe."

„Glauben Sie denn an Liebe bei solchen Ge-

lüſten, die Sie nicht anſtehen, frei und offen an Unbekannte zu verrathen?"

„Keine Läſterung, hoch- und werthgeſchätzter Herr!" rief mit komiſcher Ernſthaftigkeit der Kaufmann. „Das Leben iſt reich, wie unſer Geiſt. Ich bedarf viel, um befriedigt zu werden. An dem Moment gebe ich die Empfindung des Augenblicks, vom Reiz koſte ich den Schaum, die Blüthe des Genuſſes. Ich kann mich nicht tadeln, daß Gott mir Sinne und Empfänglichkeit gegeben hat für ſpielende, vorüberflatternde Freuden, und für die tiefere Seligkeit eines dauernden, innigeren Genuſſes. Wer Feldröschen pflückt und ſich ergötzt am Duft der Roſenlippe, iſt es dem etwa verwehrt, die Centifolie zu pflegen und zu lieben mit dem Auge einer ſorgenden Mutter? Sie kennen das Leben nicht, mein Herr, und den reichen, unerſchöpflichen Schoos ſeiner Zauber, wenn Sie verdammen, wozu Gott und Natur in freier Bewegung auffordern. Ich liebe mit aller Gluth und Treue eines empfänglichen Herzens das ſchönſte, lieblichſte Mädchen, aber es fliegen von dieſer Flamme genug Funken nach allen Seiten hin, die auch ihre Begegnung ver-

langen. Nur keine Moral, ehrwürdiger Herr, die aus dem Schweinslederband einer alten Kirchenbibel präparirt worden ist!"

„Für Ihre Gesinnungen und Handlungen sind Sie allein verantwortlich," versetzte Anastasius, „doch muß ich gestehen, daß ich schon neugierig wäre, das Mädchen zu kennen, welches im Stande ist, einem Manne von Ihren Grundsätzen Herz und Hand zu reichen."

„Sie würden dieses Mädchen ehren und lieben," sagte der Kaufmann, „und meine Wahl dazu. Ueberdies hat sie einen Vater ungefähr in Ihrem Alter, der ähnliche Ansichten haben soll."

„Und kennt dieser Ehrenmann den Liebhaber seines Kindes?"

„Bis heut' noch nicht, nächstens aber soll er das Glück haben, meine Bekanntschaft zu machen."

„Ich bedaure ihn, wenn er so unglücklich ist, Ihnen seine Tochter zu geben, ohne Sie zuvor auf Reisen gesprochen und Ihre Ansichten von Liebe und Leben, sei es auch nur oberflächlich, erforscht zu haben."

„Es thut mir unendlich Leid, Ihnen eine so unvortheilhafte Meinung von mir beigebracht zu haben. Doch kann ich Sie versichern, daß meine Geliebte mir auch ohne die Einwilligung Ihres Vaters die Hand reichen würde. Ihr Geist ist frei und hell, wie die Sonne, die auf den Hochalpen die Dämmerung und Wolkenzüge der Thäler verlacht."

„Nun," sagte Anastasius, „da Sie so offen sind, werden Sie mir wol auch Ihren Namen nicht verschweigen. Ob ich gleich alt bin, verschmähe ich doch nicht, zu meinen hinlänglich trüben Lebenserfahrungen noch immer neue einzusammeln."

„Das finde ich sehr recht," versetzte der Kaufmann. „Deshalb gebe ich unbedenklich meinen vielgewandten Namen Ihrer moralischen Exegese zur Erziehung. Ich heiße schlicht und einfach Eduard Farbenreich."

Der geheime Rath dankte durch ein unbedeutendes Beugen des Kopfes und zeichnete den Namen in sein Taschenbuch.

Von den Alpen herab zog in blauem duftigen Mantel der Abend in die Thäler. Nur auf den

Gipfeln der Berge leuchtete noch in roth-violetter Gluth die Sonne. Als die Reisenden in Salzburg ankamen, faltete der Sternenmantel der Nacht sich funkelnd um die blendend weißen Schultern der fernen Gletscher. —

8.

Eine wallende Staubwolke breitete sich über Wien aus. Der warme Sonnenschein lief lebenweckend über die Giebeldächer und lachte zu allen Fenstern hinein, um die frohen Menschen hinauszulocken in die jubelnde Frühlingswelt. Zahllose geschmückte Reiter, glänzende Equipagen, Civil- und Militairbeamte im schimmerndsten Prunk flogen unter den Fußgängern hinaus nach dem Prater. Alle Straßen wimmelten von hohen, majestätischen Frauengestalten, die nur deshalb einen feinen Seidenschleier über das Gesicht fallen zu lassen schienen, um die Männerwelt durch den verborgenen Glanz des leidenschaftlich bewegten Auges mehr zu reizen. Die schöne Kaiserstadt verbreitete weithin Freude und Scherz. Das lustige Wiener Leben begann in seiner farbigen

Mannigfaltigkeit. Alle Sinne ſchienen zu ſchwärmen, und mangelte auch ein geiſtiger Gegenſatz zu ſchärferer Ausprägung eines gehaltvolleren Nationallebens, ſo wußte man dieſen Mangel geſchickt zu verdecken durch den Wechſel des Genuſſes, die Harmloſigkeit, womit der Wiener den Augenblick an ſich zu reißen verſteht und dem er willig alle ſtilleren Freuden eines beſchaulichen Lebens opfert. Die Speculation, ſei ſie nun gerichtet auf ideelle oder materielle Gegenſtände, macht ihm wenig Skrupel. Die Küche iſt immer zu gut verſorgt, um ſolche hungrige Gedanken über das ſtete Lachen aller ſeiner Mienen herfallen zu laſſen.

Im Prater war Tanz. Straußiſche Walzer riſſen die Wiener in die Wirbel ihrer zauberiſchen Tacte. Frauen und Männer wurden begeiſtert von dem „ça ira“ ihres ſinnlich-luſtigen Revolutionär's, die Alten ſtrichen ſich den Bauch, die Jungen lüfteten die Röcke, warfen die Kragen weit in den Rücken hinein und taumelten, den ſchlanken Leib einer junoniſch geformten, dunkeläugigen Ungarin im fleiſchigen Arm, an der Grenzwacht des ſchwanken Seiles, halb Götter, halb Bacchanten, auf den zuckenden Geigenſeufzern.

Unter den Baumgruppen beluſtigte ſich die niedrigere Volksklaſſe. Harfenſpieler, Tambourinſchlägerinnen, die ihre böhmiſche Abkunft nicht verläugnen konnten, ſangen und ſpielten czechiſche Nationallieder. Schöne Mädchen, von dunkler Geſichtsfarbe und brennend ſchwarzen Augen, hüpften unter den neugierigen Gruppen umher, für wenige Kreuzer den liebeluſtigen Oeſterreicherinnen Glück und Reichthum aus der flachen Hand verheißend. Der Böhme kann nicht leben ohne Wahrſagung und prophetiſchen Blick in die Zukunft. Der Aberglaube trägt ſeine Nationalität. Sobald ſich der Glaube an Wahrſagerei verlieren wird unter dieſem Volksſtamme, bricht auch der letzte Reſt ſeines ſlaviſchen Stolzes zuſammen. Das Geheimnißvolle in ſeinem ſchüchtern-forſchenden Blick bei aller Gutmüthigkeit ſeines Naturells iſt das Einzige, was ihm übrig geblieben von Glanz und Herrſchaft früherer Größe.

Mit dem Hereinbrechen des Abends, der goldfunkelnd von den Bergen herabſtieg und ſich einſchiffte auf den ſchnellen Gewäſſern der Donau, zogen ſich die Vornehmſten aus dem allgemeinen Jubel zurück. Ganze Truppen von Cavalieren

ſprengten der Stadt zu, einzelne Frauen auf ſtolzen Roſſen bewegten ſich heiter unter der berittenen Männerwelt.

Vereinſamt, an Haltung und Bewegung leicht als Fremdling zu erkennen, hatte ſich am Eingang in den großen Luſtgarten der Kaiſerſtadt ein weißlockiger Greis auf eine Bank geſetzt. Faſt theilnahmlos ſah er in das dunkle Gewirr des Menſchenſtromes, der bunt, lachend und ſcherzend an ihm vorüber tobte. Niemand kümmerte ſich um ihn, denn Niemand hatte Zeit, die Freude auch nur auf einen Augenblick loszulaſſen. In ungewiſſen Zwiſchenräumen murmelte der Greis einzelne Worte vor ſich hin, einige loſe Dirnen warfen ihn mit Roſenblättern, ohne daß er es bemerkte. Die Welt ging rauſchend vorüber, der Greis achtete ihrer nicht.

„Hier alſo ſoll ich ſie finden?“ ſagte der einſame Mann und ſuchte mit dem altersſchwachen Auge unter den Tauſenden, die an ihm vorbeiwallfahrten. „Das iſt auch ein curioſes Vergnügen, unter ſo viel Tauſenden ſich wohl zu fühlen.“

Er ließ das Haupt ſinken und nahm ferner

keinen Theil an dem, was um ihn herum vorging. Immer mehr ſank der Tag, die Abenddämmerung wehte kühle Lüfte von der Donau herüber. Pferdegetrappel machte den Fremdling wieder aufmerkſam. Eine Gruppe von wol zwanzig fein gekleideten Cavalieren ſprengte vorüber, darunter auf einem ſchönen Zelter eine geſchmückte Dame. Der leichte Reithut ſaß keck auf den blonden Locken, der weißſeidene Schleier ward von dienenden Lüften getragen, ein grünes Jagdkleid von ſchwerem Atlas floß herab über die vollen Glieder, nur die Spitze des fein geformten Fußes lüſtern enthüllend. Der volle Lichtſtrahl der Abendſonne fiel lachend auf ihr ovales Geſicht. „Sie iſt's!“ rief der Greis, „Cöleſtine! Cöleſtine!“ — Er ſtand auf, ſtreckte beide Arme weit aus gegen die Vorüberſprengenden, aber ſein Ruf verhallte im Geräuſch und Jauchzen der ausgelaſſendſten Luſt. Er ſah nun, wie die Dame von einem Cavaliere zum andern flog, mit jedem ſcherzte und Allen mit gleicher Grazie begegnete. Der Greis ſank zurück auf ſeinen Sitz, das luſtige Volk raſte weiter, Einzelne warfen einen flüchtigen Blick auf den Fremdling und meinten zu ihren Nachbarn, es ſei halt a Toller!

Es vergingen einige Minuten, als ein abermaliger Trupp Reitender nach der Stadt eilte. Diesmal waren es lauter Damen, und unter ihnen nur zwei Cavaliere. Der Greis faßte sie scharf in's Auge. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief er laut und machte eine Bewegung, als wolle er sich den Reitenden nähern. Die Damen lachten, die Cavaliere ließen ihre Rosse courbettiren und in wildem Galopp, gehüllt in eine aufsteigende Staubwolke, verschwand die heitere Gesellschaft. —

Langsam folgte der Greis, um den Niemand sich kümmerte. Eine Thräne glänzte an der grauen Wimper, er schüttelte das Haupt, indem er für sich hin sprach: „Ich muß mich sehr verändert haben, gar sehr, sonst hätten sie mich gewiß gekannt. Freilich, zehn Jahre sind viel in meinem Alter, zehn Jahre können einem ganz aus dem Gedächtniß der jetzigen Zeit streichen. Aber bei alle dem ist's ein wunderlich Leben hier in Wien. Meine Tochter reitet und noch dazu unter lauter fremden Herren, mein Schwiegersohn mit Frauensleuten. Das muß doch wol so Sitte sein in der Kaiserstadt, ob wol mir's nicht gefällt; denn es ist eine unschickliche Sitte.“ — Er blieb

ſtehen, um ſich zu erholen, dann weiter gehend, fuhr er fort: „Gewiß kehrten ſie jetzt nach Hauſe zurück. Ich werde langſam nachgehen und ſie überraſchen beim Abendtiſch. Der alte Vater wird doch wol Freude anrichten bei ſeinen Kindern, die ihn ſo lange nicht mehr geſehen haben.“

Es war ſchon tiefes Dunkel, als der geheime Rath Anaſtaſius in ſein Hotel zurück kam, wo er vorläufig abgeſtiegen war. Nach kurzer Raſt machte er ſich wieder auf den Weg, um den kaiſerlichen Rath Fellner, den Gatten ſeiner älteſten Tochter, aufzuſuchen.

9.

Die Spieltiſche waren geordnet, von den Lampen und Kronleuchtern ergoß ſich blendende Helle durch die geräumigen Zimmer. Hohe Wandſpiegel ſtrahlten die Geſellſchaft zurück, die ſich nach und nach einfand. Die älteren Männer nahmen Platz an den Spieltiſchen, die Frauen und Mädchen mit dem jüngeren Theil der Männerwelt gruppirten ſich in weitem Kreiſe um die Hausfrau, um in

ſcherzhaften und ernſten Geſprächen den Abend zu verleben. Man ſprach die Tagesgeſchichte durch, Oper und Schauſpiel wurden leichtfertig kritiſirt, die Literatur der Gegenwart von Einzelnen einer ernſthafteren Aufmerkſamkeit gewürdigt. Die Kaufleute nahmen lebhaften Antheil an den neuen Eiſenbahnunternehmungen, man ſtritt ſich, wie hoch die Actien ſteigen würden und ob überhaupt Deutſchland dazu geeignet ſei, auf längere Zeit ſo koſtſpieligen Bauten ſich hinzugeben ohne große Verluſte.

Ein Diener trat ein und meldete der Hausfrau einen Fremden. Cöleſtine Fellner verließ das Zimmer und kehrte bald darauf mit einem Greiſe zurück, in ihm der Geſellſchaft ihren Vater vorſtellend. Von allen Seiten empfing man den Mann mit Herzlichkeit und wetteiferte, ihm jede Bequemlichkeit zu bereiten, die ſeinen hohen Jahren nur wünſchenswerth ſein mochte. Die Spielenden beendigten ihre Partien und bald befand ſich die ganze Geſellſchaft zuſammengedrängt, wie im Familienkreiſe.

Der Rath Fellner erkundigte ſich nach den Bewegungen in den Nachbarländern mit einer

Miene, die eine völlige Unkunde alles Geſchehenen vermuthen laſſen mußte. Anaſtaſius antwortete mit Vorſicht. Trübe Erfahrungen hatten ihn mistrauiſch gemacht gegen Jedermann. Seitdem die Meiſten ſeiner eigenen Kinder dem Worte, das er für Recht anſprach, nicht mehr Glauben ſchenkten, betrachtete er die ganze Welt als einen ſpeciellen Feind von ſich. Beim Souper, als der feurige Ungarwein die Zungen der heitern Wiener noch in ſchnellere Bewegung ſetzte, ward die Unterhaltung freier und ſorgloſer, und nachdem nur einmal die Grenze abgezirkelter Convenienz überſchritten war, bewegte ſich das Geſpräch mit freier Grazie um Gegenſtände, die Anaſtaſius bisher ganz dem Wiener Leben entfremdet geglaubt hatte.

Sein Schwiegerſohn, der kaiſerliche Rath, rückte dem greiſen Vater näher und trug in kurzen Worten dem Erſtaunten ſein Glaubensbekenntniß vor.

„Denken Sie nicht, lieber Vater," ſagte er, „daß wir Wiener ganz zurückbleiben in der Weltgeſchichte. Da kämen Sie weit links. Wir ſind nur geſcheidt und ſagen's nicht Jedermann, weil wir wiſſen, daß Regierung ſein muß und Ordnung

in der Außenwelt. Aber kommen Sie nur in unſere Häuſer, da werden Sie ſehen, daß wir zu Leben verſtehn und nicht auf 'n Kopf gefallen ſind."

„Sind Sie böſe, lieber Vater," unterbrach hier Cöleſtine die Sprechenden, „wenn die jungen Leute ein wenig tanzen? Unſere Jugend muß ſich immer drehen, ſonſt wird 's ihr langweilig, und wenn ihr der Strauß einmal mit einem neuen Walzer um die Ohren klingt, kann ſie 's Tanzen nicht laſſen, bis die Kräfte verbraucht ſind."

„In Gottes Namen," ſagte Anaſtaſius, „nur habt Acht auf Eure Geſundheit."

Während die tanzluſtige Geſellſchaft ihrem Vergnügen nachging, zog Fellner ſeinen Schwiegervater in ein anſtoßendes Gemach zurück und ſetzte das begonnene Geſpräch fort. Der Greis ließ ihn reden, ſchüttelte ungläubig ſein weißes Haupt und ſtieß wiederholt Seufzer aus.

„Sie ſcheinen mir nicht Recht zu geben," ſagte Fellner, „oder ſollten Sie, weil Sie betagt ſind, den Ideen der neuern Zeit ganz abhold ſein?"

„Lieber Sohn," verſetzte Anaſtaſius, „ich

liebe das Recht, die Religion, die Kirche und den Gott des Chriſtenthums, zu dem wir uns bekennen. Nehmen Sie nun Alles zuſammen, was unter dem Namen Speculation und Intelligenz von den gegenwärtigen Bewegungsparteien unter das Volk gebracht wird, ſo müſſen Sie ſelbſt geſtehen, daß mehr Sittenloſigkeit herrſcht, als Tugend und Ehrbarkeit."

„Theurer Vater," erwiederte Fellner, „wir ſind durch convulſiviſche Geiſteszuckungen in die Luft geſchnellt worden. Wir haben den Boden verloren, der uns früher trug, und verachten die Scholle, auf welcher die Genügſamkeit gewöhnlicher Gutmüthigkeit fußen kann. Neue Formen begehrt die Zeit, belebt von der Elaſticität eines an ſeine eigene Schöpferkraft frei dahingegebenen Geiſtes. Es iſt kein Umſturz, ſondern nur Verjüngung. Die Welt hat ſich gehäutet und blendet mit dem Glanz ihres neuen Gewandes das ermattete Auge des Alters, das nicht gewohnt iſt anders, als durch getrübte Gläſer in den Brand der Lebensſonne zu ſehen."

„Ach, wenn Euch doch ein heiliger Geiſt erleuchtete!" fiel der Greis ein, die Hände zitternd

erhebend und ſeine Stirn damit bedeckend. „Seht Ihr denn nicht, daß gerade das, was Ihr Freiheit nennt und Beſchwingung des Lebens, alle zarteren Keime deſſelben zerdrückt? Dieſer unſelige Kosmopolitismus, der ſich mit dem Frühroth der Juliſonne von 1830 eingeſchlichen hat in die Häuſer, und die Herzen von Jung und Alt mit Schmeichelworten belagert, iſt ein heimlicher Krieg gegen Gott und Chriſtum. Ihr Kosmopoliten, Liberalen und Radikalen, oder wie Ihr Euch ſonſt noch nennt, habt keine Moral, die Euch bindet und trägt. Ihr ſeid die Jeſuiten des neunzehnten Jahrhunderts, eben ſo niederträchtig in der Offenheit und im lauten Ausſprechen des frivolen Wortes, als jene es waren im Verſchweigen und der diaboliſchen Kunſt der Heuchelei. Das Ziel iſt ein und daſſelbe — Verſinken in gemeine Zügelloſigkeit, in eine Anarchie aller Begierden und Leidenſchaften! Wohl weiß ich, daß Ihr das die Poeſie der Gegenwart, die Romantik des ſpeculirenden Gedankens nennt; aber ich zittere, legt ſich ein Farbenſtrahl dieſer Poeſie an mein Herz, und meine Nerven beben, wenn ich ſehe, wie Gott aus ſeinem Himmel gegeißelt wird, weil

man nicht mehr an die erlösende Kraft der Liebe glaubt."

„Das sind Grillen, Vater, die Sie schon verlassen werden, wenn Sie vier Wochen bei uns geblieben sind."

„Ich zweifle, daß ich so lange bleibe," seufzte Anastasius. „Meine Kinder denken anders, als ich; der Vater gilt ihnen weniger als die neuen Götter der Erde."

Fellner ward unruhig, Cölestine trat ein. Im Nebenzimmer lachte der Tanz mit hundert Zungen aus dem Fortepiano, Mädchen und Jünglinge umschlangen sich mit Armen glühender Sinnlichkeit. Fieberheiß klopfte Herz dem Herzen entgegen. Die Liebe des Augenblicks zährte von Blicken, die nach Küssen lechzten, wie der Dürstende nach Wasser.

„Und das finde ich auch nicht schicklich, Cölestine," wandte sich Anastasius zu seiner Tochter, „daß Du allein unter einem Schwarm junger Männer zu Pferde durch die Straßen sprengst und mit Blicken Scherze treibst, die oft gefährlich werden für beeidete Gelübde."

„Aber Vater," sagte Cölestine, „bin ich denn

eine Nonne, die den Blick eines Mannes fürchten muß oder ſoll, wie die leibhaftige Sünde?"

„Wir leben in Wien, Vater, nicht in einem kleinen Landſtädtchen," warf etwas piquirt der kaiſerliche Rath ein.

„Ja, ja," erwiederte Anaſtaſius, „das heißt mit andern Worten, es iſt erlaubt zu ſündigen in einer großen Stadt, und es wird für ein galantes Abenteuer gehalten und belacht, was anderwärts, wo Ehrlichkeit noch nicht gebuhlt hat mit der hohen Umgangsſitte, als unzüchtige Begegnung beſtraft werden würde."

„Ich muß mich wundern," ſagte Fellner, „wie Ihre Kinder daheim einen ſo grillenhaften, intoleranten Mann, der vermöge ſeines Alters eigentlich gar keine Stimme mehr haben kann in Dingen der Welt und Geſellſchaft, ſo lange Jahre mit Geduld und Nachſicht haben ertragen können."

„Fellner, Sohn Fellner!" rief Anaſtaſius, „was ſind das für Worte! Welch' diaboliſches Grinſen ſchwingt ſeine Todesfahne über Dein ſonſt ſo ſanftes Geſicht?"

„Ich rufe mein Herz auf zum Herold der

Zeit," ſagte Fellner gelaſſen, „verlange aber, daß mich mein alter Schwiegervater nicht meiſtere und meine Gattin nicht beſchimpfe, weil ſie als freie Frau zu leben verſteht und mit moraliſch albernen Skrupeln umſpringt, wie die verſtändige Mutter mit dem eigenſinnigen Kinde. Der Eigenſinn wird ausgepeitſcht. Die Ruthe einer geſunden Kritik geißelt den alten Trotz der Moral, bis ſie biegſam wird und dem Meiſter gehorcht."

Anaſtaſius verſtummte vor dieſen Worten, Cöleſtine drängte ſich neben ihn in's Sopha. „Vater," ſprach das ſchöne blühende Weib, „Sie ſind in einem großen Irrthum befangen, Sie ſuchen Ruhe und Befriedigung Ihrer kleinen Wünſche auf Reiſen, im Strom der Welt, wo Ihnen die Bewegung ja unabläſſig entgegenſtürzt. Sie verlaſſen Ihre ſtille, kleine Reſidenz uud kommen nach Wien, wo die Völker ſich ſtoßen und das Morgenland ſeine roſenduftigen Finger hereinſtreckt, um dem nüchternen Abendlande einen leiſen Liebesdruck zu ſchenken. Sie hätten zu Hauſe bleiben ſollen, Vater!"

„Meine Kinder! Meine Kinder!" rief der Greis und bedeckte ſich mit beiden Händen das Geſicht.

„Zeit, Zeit, wie magſt Du's verantworten, ein Herz zu brechen durch die Kälte deiner Intelligenz! O wären die Menſchen doch Kinder geblieben und einfältig! Die Einfalt hätte ihnen Bahnen geöffnet zum Himmel, und der Friede wäre ihnen geblieben im Haus und auf der Straße. Nun aber geht das Herz betteln mit ſeiner ſtillen Demuth und der Verſtand ſpuckt aus vor der Einfalt alt gewordener, aber ehrlich gebliebener Treue! Brich mein Herz und lege Dich ſchlafen! Geh' heim zu dem Gott der Stille und begleite fortan als Hund den Schöpfer der Welt!"

„Lieber Herr geheimer Rath," unterbrach Fellner die ſchreienden Schmerzenslaute des Greiſes, „in Wien iſt man gewöhnt zu leben und zu lachen, nicht zu weinen und zu klagen. Geben Sie der Zeit Ihre Hand, ſie wird die dargebotene nicht zurückſtoßen."

„Und auch Du, meine Cöleſtine!" rief Anaſtaſius von neuem, „Du mein treueſtes, mir ergebenſtes Kind, das Deine ſelige Mutter liebte mit der Inbrunſt eines Engels! Mußt auch Du mich verlaſſen in dieſem Wirrſal? Ich dachte an Dir

würde der Aufruf zur Apoſtaſie ſpurlos vorübergehen."

„Vater," ſagte Cöleſtine und deutete auf die Stutzuhr, die auf einem mit Elfenbein ausgelegten Mahagonytiſchchen in goldenem Gehäuſe ſtand. „Welch' Zeit iſt es dort?"

Der Greis folgte dem Finger der Tochter, die ernſt wie eine Parze hindeutete auf den tickenden Gott der Zeit. „Es iſt Mitternacht," ſagte Anaſtaſius. „Nun," fuhr Cöleſtine fort, mit aufgehobenem Finger den Blick ihres armen Vaters fortwährend an die Uhr feſſelnd, „und wie viel iſt's jetzt?"

„Drei Minuten über Zwölf," erwiederte der Greis.

„Gut," ſagte die Tochter, „halten Sie die Zeit auf, feſſeln Sie den Weiſer an der Uhr, das Fühlhorn der heranſchleichenden Weltgeſchichte an ſeinen Platz, ohne die bewegende Federkraft zu hemmen, ſo will ich Ihre Wünſche erfüllen. Können Sie dies aber nicht, ſo merken Sie darauf, daß es jetzt bereits ſechs Minuten über Mitternacht iſt! Wenn hat, frag' ich Sie, lieber Vater, in Ihrer Zeit der Ordnung, ein Menſch länger

gelebt und gewacht, als bis zum Schlage Zwölf, dem Schlagbaum für Tag und Nacht, der Grenze zwiſchen Leben und Tod? Es iſt nicht gut, Vater, daß Sie unſer vollklopfendes Blut mit dem wäßrigen Ihres altgewordenen verſetzen wollen." —

Im Nebenzimmer knallten die Champagnerſtöpſel, lauter Jubel lief an den ſilbergewirkten Tapeten hinan und verbarg ſich in den Arabesken, die ſchelmiſch von der Decke herablachten. „Die jungen, muntern Leute bringen dem neuen Tage ihr gewöhnliches Vivat," ſagte Fellner und ergriff den Arm ſeiner Gattin. „Komm, laß uns nicht zurückbleiben hinter dem bedeutungsvollen Lebensgeräuſch. Begleiten Sie uns, Vater, und ſchütteln Sie das vermoderte Kleid des vorigen Jahrhunderts ab. Perücken kleiden nicht mehr eine Zeit, die es liebt, eher kahlhäuptig zu erſcheinen, als eine bodenloſe Sittſamkeit zu erheucheln im Haarſchmuck Verſtorbener. Wir ſind immer ganz Leben oder ganz Leiche, die Mittelzuſtände haßt jeder ächte Sohn des neuen Jahrhunderts."

Anaſtaſius lag gekrümmt, wie das beſiegte Mutterland vor ſeinem glücklicheren Kinde, der ſtark

gewordenen Kolonie, in den Kissen des Sopha's. Fellner und Célestine traten unter die Gesellschaft. Mädchen und Jünglinge waren erhitzt von Tanz und Begierde. Die Champagnergläser hoben sich aus den weißen Händen der schönen Jungfrauengestalten wie neugierige Späher. Aus dem perlenden Schaum winkte eine süße Lüsternheit, der warme, sinnlich glühende Wein küßte tausend heiße Träume auf die vollen Lippen, hinter dem Perlenschmuck der Zähne stiegen Mährchenlandschaften auf, von leicht geschürzten Liebesgöttern bewacht. Die jungen Männer tranken den schönen Tänzerinnen zu, der Uebermuth stürzte aus flammendem Köcher Pfeile, gewaffnet mit Witz, beschwingt mit dem golden wogenden Helmbüschel des Humors, über die Jugendlust. Die Paare trennten sich, neue Gesundheiten weckten die schlummernden Töne im durchsichtigen Krystall. Wie Thränen flogen die Schaumperlen aus den Gläsern auf. „Das freie Weib soll leben!" rief ein begeisterter Jüngling und umschlang mit kräftigem Arm den Leib eines der schönsten Mädchen. Sanft erklang das Echo seiner Worte von den Lippen der Umarmten. Heftiger umschlang sie

der Jüngling, das Champagnerglas klirrte in die Ecke, er riß sie mit sich fort in die offenstehende Zimmerreihe. — Von Gemach zu Gemach wankten die Glücklichen, überall begegneten sie umherwandelnden Gruppen; sie kehrten um, ein leeres Zimmer, dunkel erhellt von einer einzigen Lampe nahm sie auf. Die vollen Glieder zitterten im Arm des Jünglings, neue Toaste „der Freiheit, dem Glück des Lebens und der Liebe" ausgerufen, schlugen verführerisch an die Ohren der Seligkeittrunkenen. Sie taumelten auf ein Ruhebett. Der begehrerischen, liebeverheißenden Lippe des Jünglings schwoll wollustweich das Sterbekissen der Unschuld, ein warmentfesselter Busen der Jungfrau, entgegen. Da schreckte ein tiefes Stöhnen die Berauschten aus dem Traumgewirr süßer Gedanken. Hinter ihnen stand geisterbleich, die dünnen, weißen Haarlocken wie schäumendes Silber um die Stirn fließend, Anastasius. Drohend hob der zürnende Greis die Hand empor, seine Lippe zitterte nur, zu sprechen fehlte ihm die Kraft, die Ruhe des Bewußtseins. —

Der Jüngling ließ das Mädchen sanft auf das Ruhebett gleiten, er beugte mit geschlossenen

Augen sich vor der drohenden Gestalt, die in der Würde des Alters an die sündigende Jugend herantrat.

„Also doch," sagte endlich dumpf Anastasius, „die Zeit, selbst in der Wuth ihrer Begierden, hat doch noch Scheu vor dem Herzen und wär' es auch vor einem brechenden? Es ist gut, daß ich dies erfuhr, ich kann nun getroster weiter gehen und sehen, wie lange Zeit es noch bedarf, um jede Herzensregung zu ersticken. Kinder, Kinder, ehrt das Herz wenigstens neben der Zeit und ihren Speculationen!" —

10.

Am frühen Morgen schon ward dem geheimen Rath, der eine schlaflose Nacht durchlebt hatte, ein Brief überbracht. Anastasius kannte die Schriftzüge nicht und erbrach das Schreiben mit ängstlicher Ungeduld. Der Inhalt desselben überraschte und erschreckte ihn zu gleicher Zeit, denn er hatte bisher nicht geglaubt, daß die Richtungen des modernen Lebens so gewaltsam alle, auch die best gemeintesten Eingriffe des be-

dächtigeren Alters mit so schroffer Animosität zurückweisen könnten. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Ew. Hochwohlgeboren haben sich in der vergangenen Nacht eines Triumphes erfreut, der mir noch jetzt die Röthe des Zornes in das Gesicht treibt. Sie glaubten eine gute, noble That zu thun, indem Sie mich abhielten, dem Genuß in die Arme zu stürzen in einem Augenblicke, wo der Himmel sich öffnete über mir mit Alles überglänzender Pracht. Mein Herr, suchen Sie sich den Dank für diese That da, wo man dergleichen zu erhalten pflegt, in der Duodezwelt des Katechismus. Doch Sie verstehen mich vielleicht nicht, darum finde ich es nöthig, mich herabzulassen zu Ihnen und eine Art Glaubensbekenntniß vor Ihre Füße zu legen.

Sie sind bei Jahren, sehr edler Herr, haben wahrscheinlich in Tagen der Jugend und Frische das Leben genossen und ärgern sich jetzt blos darüber, daß die Jugend auch heut zu Tage noch mit gleicher Keckheit einen heißen, vollen Busen zu küssen wagt, wie weiland die Alten.

Sie, mein Herr, küßten und umarmten den schönen Leib einer Jungfrau, weil es Sitte war und das Gesetz es gewissermaßen befahl. Sie hatten sicher keine Andacht dabei. Es kam Ihnen nicht in den Sinn, an Gottesverehrung zu denken, an eine religiöse Feier der Schönheit. Sie ließen sich zuvor binden und verpflichten; denn Ihre ganze Zeit lebte blos aus Pflichtgefühl, nicht in Begeisterung freier Kunst. Ihre Zeit, mein sehr moralischer Herr, war die Epoche des Pflichtenthusiasmus, der sehr profan ist im Vergleich mit unserer Gegenwart, die sich einzig und allein dem Zauber des Schönen, Menschlichen und der Menschheit Heiligen hingiebt. Wenn wir genießen, was Sie für Sünde halten, so feiern wir Mysterien, die nur von der Freiheit des entsiegelten Genius begriffen werden können. Sie, mein Herr, wußten mit Talent zu leben, wir reißen Zeit und Welt mit genialer Gewalt an unser Herz.

Das kommt Ihnen sehr sonderbar vor und will Ihnen nicht zu Sinne. Sehr natürlich, Sie können nicht fassen, daß in der Freiheit

des Genuſſes die Moral der Beſchränkung als die Philiſtertugend einer engherzigen Zeit erſcheint. Die Tugend ging bisher eingeſchnürt in chineſiſche Schuhe, ſie hatte ſehr kleine Füße, ſehr niedliche Knöchel, aber das Verwachſene ſah man ihr an auf hundert Schritte. Jetzt hat ſie die enge Bekleidung weggeworfen, bewegt ſich im fliegenden Gewande natürlicher Freiheit und wird üppig, weil ſich alle Kräfte entfalten nach dem Zerbrechen der Feſſeln. Iſt es nun denn ſündhaft, wenn ein Menſch ſich im Freien bewegt, und ſich und ſeinem Streben mit Kraft vindicirt, was die Natur ſich angemaßt hat von Anfang der Schöpfung? Einſchrumpfung allein iſt Sünde, wenn Kräfte und Fähigkeiten vorhanden ſind, die nur geübt ſein wollen, um als Götter des Lebens ſich der Gottheit ebenbürtig zu zeigen.

So, mein ſehr moraliſcher Herr, iſt es mit der Moralität der Gegenwart. Unſere Tugend ſteht in einer ſchmähſüchtigen Oppoſition mit der blöden Cretinſitte des katechetiſchen Kirchenfiebers. Wir haben auch eine Kirche, aber dieſe wölbt ſich empor zum Himmel unter dem

volltönenden Pulsschlage unserer Herzen. Der Weihrauch vor ihrem Altar bildet keine Wolken, sondern entzündet Sonnen, die mit keuschem Freiheitsblick hereinleuchten in die Nacht eines Unterganges, der die Verhüllung des Menschlichen auf Erden dem zitternden Geschlecht prophezeihte. Es spricht jetzt Niemand mehr von dem Zertrümmern der Welt, von einer Auflösung irdischer Schöpfung in das Nichts. Wir sind klug geworden und wissen recht wohl, daß Vernichtung nur denkbar ist in ewiger Fortzeugung.

Nun immer geben Sie sich zufrieden, hochwohlgeborner Herr Geheimrath! Was ich Ihnen hier im Namen der Menschheit im Stillen sage, brauchen Sie sich nicht öffentlich in Ihre tauben Ohren rufen zu lassen von dem Publicum. Sie wollten mich abhalten in der vergangenen Nacht meine Braut zu umarmen. Wozu das, mein Herr? Hatte Sie Gott zum Schiedsrichter herbestellt, um Recht zu sprechen über Herz und Herz, Verlangen und Verlangen? Meine Braut ist mein Eigenthum wie ich das ihrige. Sind wir einig in Geist und

Seele, weshalb dann die Körper ſcheiden? Seligkeit iſt nur ein Hinſterben im Doppelgenuß geiſtiger und leiblicher Schöne, und fällt der heilige Augenblick vom Himmel herab über zwei Seelen, die ſich erkannt haben; ſo ſollt Ihr ſie nicht mit der Waſſertaufe Eurer Moral herabziehen zum gemeinen Leben, ſondern in begeiſterten Zügen den Becher des Lebens ausſtürzen laſſen. Der Gluthſtrom der Lebenslava gerinnt, wenn er verkühlt, er wird ekel und Schlacke, wenn die moraliſche Gemeinheit des nüchternen Gedankens über ihn hinweht wie ein Luftzug aus den Eisſteppen Sibiriens. Sie haben ſich keinen Dank verdient, mein Herr, und überdies auch nicht geſiegt. Meine Braut, ein Weib, voll Luſt, der Emancipation ihrer Natur ſich ganz zu überlaſſen, wie es der ächten Tochter des werdenden Jahrhunderts ziemt, überſchüttete mich noch mit den glühenden Flügeldecken ihrer Küſſe und trug mich als beſchwingte Pſyche hinauf zu den Verheißungen des ſchönſten Lebens!

Dieſe Zurechtweiſung, mein ſehr nobler Herr, von einem Manne, der den modernen

Lebensgöttern eine Libation darbringt, werden Sie zu würdigen wiſſen. Mögen Sie daraus lernen, daß in der moraliſchen Beſchränkung allein das ſündhafte Feſtbannen der progreſſiven Weltbewegung liegt, in ihrer Erweiterung aber das unendliche Sittengeſetz der Schöpfung, die nie über die Extravaganzen erröthet, wol aber über die Erbärmlichkeiten einzelner Schwachköpfe, die immerdar bedacht ſind, den ſchaffenden Gott in eine hohle Nuß zu bannen. Der Scherz der Welt zwingt ſolche Narren meiſt, ein Nußknackeramt anzunehmen. Hüten Sie ſich, mein ſehr nobler Herr, daß man Ihren wohlproportionirten Mund nicht zu ſo biſſigen Amuſements misbraucht.

Ew. Hochwohlgeboren
wohl affectionirter
Freiwilliger unter dem Corps der
Weltverbeſſerer.

Auch ein ſtärkerer, weniger empfindſamer Mann als Anaſtaſius würde von dem Gewicht ſo rückſichtslos hingeworfener Lebensanſichten zu Boden gedrückt worden ſein. Der mit tauſendfachem Weh belaſtete Greis brach faſt bewußtlos zuſammen;

jede Hoffnung auf Aussicht für ferneres Behagen ward ihm mit diesem Briefe entrissen, das Leben hatte für ihn seine Endschaft erreicht.

Kaum zu sich gekommen schellte er und begehrte seine Tochter zu sprechen. Cöleſtine ließ lange auf sich warten und erschien endlich in einem reizenden Morgenanzuge, der ein sprechender Abdruck großstädtischer Gesinnung war. Das feine, weiße Mousselinkleid verdeckte nur, um zu enthüllen. Es war die hohe Kunst, die Körperschöne zu zeigen, ohne den Verdacht zu erwecken, man wolle damit kokettiren. Die Lust, sich der antiken Natur zu nähern, nur in moderner Liebenswürdigkeit, lachte aus jeder Falte. Anastasius empfing seine Tochter mit einem ernstprüfenden Blicke. Cöleſtine begrüßte den Greis heiter, fröhlich bewegt, mit Anstand und Frauenanmuth. Die leichte Zierlichkeit ihrer Bewegungen hätte beinahe das Herz des alten Mannes erweicht, aber ein Blick auf den Brief, der vor ihm lag, ein zweiter auf die lockende Kleidung der Tochter zerknickte das Vatergefühl.

Cöleſtine küßte dem Greise die Hand; in reichen Locken rollte die Fülle ihres schönen Haares über

den ſtolzen Nacken, die entblößten Schultern. Bewegt hob ſich ihr Buſen unter dem kaum zuſammenhaltenden Gewande.

„Sie ſcheinen unruhig, liebſter Vater," ſagte Cöleſtine. „Was kann Ihnen begegnet ſein, daß Sie dieſen heitern Himmel vergeſſen und ohne Luſt und Freude ſo trübſelig auf mich herabſehen?"

„Ich bin müde, mein Herz iſt verwaiſt," verſetzte Anaſtaſius. „Hier, meine Tochter, lies dieſen Brief, und ſage mir nachher offen Deine Meinung darüber. Ich muß wiſſen, was ich von meinen Kindern zu erwarten habe."

Das ſchöne Weib empfing das Schreiben aus der Hand Ihres Vaters. Sie las es aufmerkſam, doch ohne an einzelnen Stellen ein ſchalkhaftes Lächeln ganz unterdrücken zu können. Ruhig gab ſie es dem geheimen Rathe zurück.

„Nun?" fragte dieſer, verwundert über die Gelaſſenheit der Tochter.

„Nun und was weiter?" verſetzte Cöleſtine, trat vor den hohen Wandſpiegel und rollte ſich die Locken auf dem zarten Finger auf.

„Biſt Du von Sinnen, Tochter!" rief Anaſtaſius und warf den Brief zu Boden, beide

Hände gegen seine Stirn drückend, als wolle er die Schädelknochen zerquetschen. „Diese Gleichgiltigkeit, diese Ruhe bei solchen unerhörten Frevel! Wollt Ihr denn die ganze Welt zu einem Bordell umschaffen und jedes Weib zum Freudenmädchen? Ist das Christenthum oder Baalsdienst?"

„Keins von beiden, liebster Vater," sagte Cölestine, ohne sich in ihrer Toilette stören zu lassen. „Es ist ganz einfacher Weltdienst, den Niemand vernachlässigen darf."

„Ausgenommen ein frommer Mensch, ein tugendhaftes Herz," ergänzte Anastasius.

„Nicht doch, Vater," erwiederte die Tochter, Platz neben dem Greise nehmend; „denn will ich auch das in jenem Briefe Ausgesprochene nicht geradezu christlich nennen, so ist es doch ganz gewiß auch nicht unsittlich. Sittlich, lieber Vater, ist das Zeitgemäße, und zeitgemäß nur der Lebensdrang, der heut in dieser, morgen in jener Form sich der Welt hingibt zum Genuß, zum Gebet, zur Verehrung. Seien Sie also ganz ruhig, Vater. Es geschieht in Wien nichts, was nicht anderwärts ganz in der nämlichen

Gestalt dem Sonnenlichte entgegenträte. Hier ist es vielleicht nur ungenirter, schaukelt sich auf dem unsichtbaren Seil der Grazie, küßt die Anmuth und gibt sich der Welt mit jener geschlossenen Sicherheit weltfreier Begegnung ungebundener und eben deshalb verführerischer hin. Dabei ist aber keine Koketterie bemerkbar. Auch die Lust ist bei uns harmlos, wie jeder Genuß, und wenn Sie es einer Probe werth halten, so gehen Sie in die Kirchen. Sie werden dort in den Betstühlen dieselbe Freiheit der Andacht finden, wie im Prater den unbegrenzten Muth des Jubels. Der Wiener weiß klug zu verknüpfen, was andere Städtebewohner ängstlicher suchen und doch nie finden. Hier ist Genuß Gebet und Gebet Genuß. Wir dienen immer Welt und Himmel zu gleicher Zeit."

„Und wenn dem auch so wäre, Cölestine," fiel ihr der beunruhigte Vater in's Wort, „wie läßt sich dies vereinigen mit dieser Frivolität des Denkens? Diese Frechheit im Freisein ist unerhört und schändet die Schöpfung und den Schöpfer. Das ist eine Religion, wie sie in Sodom nicht gräulicher gewesen sein kann!"

„Ich finde dies nicht," sagte Cöleſtine, „im Gegentheil muß ich dem Briefſteller Recht geben. Wir leben in der Zeit der Emancipationsfragen, und die Welt iſt, ehrlich geſtanden, noch ſehr blöd und ſchüchtern, daß ſie blos von der Judenemancipation laut zu ſprechen wagt. Es iſt eigentlich noch nichts freigelaſſen im Leben der Staaten. Wir alle ſind Knechte und genießen nur einer relativen Freiheit im Hauſe, wenn wir zufällig ſo umſichtig und duldſam ſind, uns gegenſeitig nicht die angeborenen Rechte der Natur zu beſchränken. Ich bin nur ein Weib, rechne mich aber zu den Stolzen meines Geſchlechts und deshalb zu den Fähigen, die Geburtswehen der zuckenden Erde zu begreifen. So hören Sie denn, mein Vater, was noch emancipirt werden muß, ehe wir uns einer wahrhaftigen Freiheit rühmen dürfen."

„Ich höre," ſeufzte der Greis.

„Vor Allem ſollte der Muth der Männer ſo kühn ſein, ihr eigenes Denken zu emancipiren. Denn glauben Sie, ſelbſt der freieſte Mann iſt noch viel zu feig und thatenſchüchtern, wenigſtens in Deutſchland, jeden Gedanken vor ſich ſelbſt zu

verantworten. Die Männerwelt fürchtet sich vor der eigenen Größe, die in ihr schläft, und nur das Weib mag sie in glücklich stillen Augenblicken wecken, wenn sie selbst so kühn ist, auszusprechen, daß Hingabe an die Natur des gesunden Lebens erhabener ist, als das feige Hindämmern in unmündiger Keuschheit. Keusch ist nur die unbegrenzt, rücksichtslos heraustretende That, oder der Gedanke, welchen ein Funke aus dem Schöpferauge Gottes hereinblitzt in die weltliche Dämmerung und die faulen Stoffe durchwärmt mit glühendem Lebenshauche. Denkt also frei, emancipirt die eigene Feigheit, die sich wie Schneckenschleim über den Geist des Gedankens hinlegt, und dann erst habt Ihr einen vollen und ganzen Schritt zur Emancipation der Weltgeschichte gethan! So lange der Gott im Menschen ein Sclave der stillen Bedächtigkeit bleibt, schämt sich der Gott im Himmel seines Geschöpfes; und doch ist diese Emancipation des gefesselten, denkenden Gottes in der Brust des kühnen Mannes allein die Bedingung zur Emancipation des Gottes der Welt."

„Ob ich nur lebe oder träume oder im Grabe

als todter Leichnam hineinſchaue in den offenen Schoß der Schöpfung?" rief der Greis mit gefalteten Händen und ſuchte weit offenen Auges an den ſilberglänzenden Wänden einen Halt für den entſchwindenden Boden ſeines Daſeins.

„Sie wachen, lieber Vater," ſagte Cöleſtine und fuhr fort: „Wären wir einmal dahin gekommen, uns nicht mehr vor der Größe unſerer eigenen Ideen zu fürchten, dann könnte an die Emancipation der geſellſchaftlichen Gebrechen Hand gelegt werden, die man jetzt nur verſuchsweiſe angefühlt, nicht einmal angegriffen hat. Man würde nicht anſtehen, die Ehe mit feinem Auge zu betrachten und ſie als den Bund zweier Herzen auffaſſen, den allein die gegenſeitige Neigung ſchließt, den nur die Sympathie einer natürlichen Religion heiligen kann, indem die bunte Flügeldecke der Pſyche ihren Farben ſchimmernden Staubmantel über die Flammen breitet, die aus Kuß und Umarmung eine neue Schöpfung gebären. Es würde kein prüder Kopfhänger ferner mehr wagen, Sünde zu heißen, was Weihe iſt vor dem Auge des freien Gottes, und dem Weibe würde eine Stufe angewieſen auf dem Altar der

Schöpfung, die vermögend wäre, es zum Schutzgeist des Mannes zu erheben, der das Weib immer sein soll, während es doch jetzt sehr oft nur der Dämon im Lichtgewande ist, der den unfreien Mann in die süßen Fesseln verzehrender Wollustketten bindet."

„Outrirte Ansichten, armes Kind!" rief Anastasius „Grabgesänge der Gesundheit, weil sie den Pesthauch entzündende Küsse drücken fühlt auf den sterbenden Unschuldsmund der Welt!"

„So furchtsam bin ich nicht, Vater," erwiederte Cölestine und fuhr fort ihre Emancipationsansichten auseinanderzusetzen. „Was ist mit all den Fragen gethan, die ein ehrenwerthes Mitleid gutmüthig und auf's Gerathewohl in den bodenlosen Schicksalstopf wirft? Die Juden will man emancipiren und abgelebte Flachköpfe verhandeln ihre schwindsüchtigen Meinungen dem Preßbengel. Damit wird keine Welt, nicht einmal ein Sedezvölkchen frei. Ehe man an die Emancipation des umherirrenden Juda's denkt, sollte man die verblüfften Christen frei machen, die nicht einmal en masse so geschickt sind, schlecht zu sein, weil sie verkümmerten unter der Zucht-

ruthe der Liebe. Kann etwas die Stupidität des gemeinen Christen aufstacheln, ihm die Blindheit heilen, so ist's das Kettengerassel der Industrie, das über die Erde geht, wie ein Gefangenwärter des Geistes mit den überlieferten Missethätern und die Armee spazieren führt im Hofraume der Freiheit. Auf Spaziergängen kann die Welt heut zu Tage ihre Erlösung, ihre Emancipation finden, wie ein Wiener Poet seine gedankenschimmernden Verse! — Das, liebster Vater, sind die Gedanken eines Weibes über die Emancipationsfragen, an deren Verdauung die Quadrupelallianz sterben würde, wenn sie zufällig Zeit und Gelegenheit fände, sich damit abzugeben." —

„Freilich," sprach Anastasius, „das sind Ansichten, die mein eingesunkener Geist noch nicht geahnt hat. Mit solchen Gedanken ausgerüstet ist Gott nicht mehr sicher hinter dem Sternenwall, der ihn umgibt! Werdet Ihr ihn stürmen, diesen Wall, ohne hinabgestürzt zu werden von der strafenden Gerechtigkeit, die dem Uebermuth die Schläfe zerschmettert? — Und, arme, aber doch geliebte Tochter, sage mir, wo hast Du diese Ideen eingesogen? Wer und was hat sie in Dir entwickelt,

die Dich elend machen müſſen, oder zu einer Heldin des neuen Jahrhunderts?"

„Nichts, lieber Vater," verſetzte Cöleſtine, „als die natürliche Schule der Welt und der Bewegung. Glauben Sie immer, daß ich ein Herz habe auch für die kleineren Freuden und Schmerzen, an die Sie leider ſo ausſchließlich ſich hingegeben haben; mächtiger nur wirken die großen Begegniſſe auf mich ein, in deren Gefolge die Baumaterialien zu einer neuen Welt herbeigeführt werden. Die Friedensſtille des Hauſes macht uns nimmer mündig, guter Vater, das kann nur das Aechzen, Stöhnen, Lärmen und Brauſen der Lebensſchwingen. Um zu faſſen, wo hinaus die neue Zeit ihre Arme ſtreckt, wofür ſie betend die Hände gen Himmel ringt, muß man mitten in den Sturm der Gährung treten. Hier braut die Norne der Geſchichte, bald bewußt, bald dunkel ahnend, die Stoffe für den freiheitſchäumenden Trank der Welterlöſung. Da allein fühlt das Herz den Athem der Zeit und ſchmiegt ſich mit mildem Kindeslächeln der ſtärkeren Mutter an. Bleiben wir aber im Hauſe, eng begrenzt und wenig bewegt, ſo ſcheidet das Gefühl des Herzens

ſich egoiſtiſch von dem Mutterbuſen, der immer neue Kinder ſäugt und neue Herzen an das ewige Weltherz drückt, und Todesbläſſe fällt zurück auf das abgelöſ'te. Es gibt Zeitherzen, Vater, und es gibt Hausherzen, und wer ſo unglücklich iſt, ein ſolches zu beſitzen, dem erſtickt die geſteigerte Kraft des Gefühls ſein armes Leben." —

„Das muß wohl wahr ſein," verſetzte der Greis, denn ich fühle, wie die Eiſenflügel der Weltbewegung an die zerbrechlichen Fleiſchwände meines Herzens ſchlagen." — Cöleſtine ſchwieg, ohne eine tiefe Bewegung kund zu geben. Ihr Geſicht blieb heiter, wie bei ihrem Eintritt, das Auge licht und hell, als habe ſie ein neues Kleid wohlgefällig gemuſtert." —

„Du biſt alſo wol eine Anhängerin dieſer bald laut bald leiſe ausgeſprochenen Lehren," fuhr Anaſtaſius fort, „von denen Jugend und Hoffnung eine Umgeſtaltung deſſen erwarten, was ſie als nutzlos, geiſttödtend und lebenerſtickend betrachten?"

„Wäre ich es nicht, ſo müßte ich mich ſelbſt als einen Auswuchs der Zeit betrachten, als einen Abſchaum, den die Epoche bildet, indem ſie ihre befruchtenden Wogen über die Erde ſpült."

„Das iſt hart, das iſt bitter!“ rief der Greis und rang troſtlos die Hände. „Nun bin ich doch mit kummerſchwerem Gemüthe in die Welt getreten, habe angeklopft an die Häuſer meiner Kinder, bin begrüßt worden mit dem Sterbenslächeln der Pietät, umarmt mit der Zärtlichkeit des Herkommens, und habe doch überall nur die offene Rebellion gefunden gegen den Geiſt, der ſie erzeugte! O Himmel, Himmel, zerreiß dein Gewand und wirf die funkelnden Fetzen herab auf meinen Leib, daß ich gekleidet, wie ein König der Kindesliebe, ſterbe unter dem hohen Sternenglanz eines Himmels, wie ich ihn trug in mir, ehe die Kälte der Intelligenz jede heilige Flamme verlöſchte!“

„Was gibt es doch hier für ein Klagen und Jammern?“ fragte der eintretende kaiſerliche Rath.

„Mein Vater weint über ſein Kind,“ ſprach Cöleſtine, ihrem Gatten die Hand reichend, „weil es die Zeit mit eben ſo heißer Liebe umfaßt, als das Vaterherz.“

„Sein Sie kein Thor, Herr Vater,“ ſagte Fellner. „Es iſt Grundſatz in allen Cabinetten, mögen ſie nun irdiſche oder himmliſche ſein, was

Noth thut, muß gemacht werden, und thut man's nicht, wird die Menge grob. Mit Volk und Zeit läßt ſich nicht ſpaßen. Nehmen Sie's leicht und faſſen Sie's Leben bei der rechten Seite an. Nur klagen Sie nicht in meinem Hauſe, ſonſt ſeh' ich Sie lieber gehen als bleiben. Wir Wiener können die Thränen nicht gut ſehen."

„Das will ich, das will ich!" rief Anaſtaſius. „Zurück zu den Verlaſſenen will ich eilen und mein Haupt auf demſelben Orte zur ewigen Ruhe niederlegen, wo meine Gattin die Laſt der Erde von ſich warf. Ich that meinen lieben Kindern Unrecht; ſie waren mild, ſie duldeten mich wenigſtens. Aber Ihr hier draußen in der Welt, Ihr ſeid hart, Ihr geißelt mich und meine unendliche Liebe mit der Funkenruthe Eures Geiſtes. Ich will heim zu meiner Emilie, zu Mildenſtein, zu der ſanften, mich am innigſten verſtehenden Emmeline! Sie waren doch erſchüttert, als ich ſie verließ, und ſelber mein alter, trockener Freund, Polterer, weinte eine Abſchiedsthräne an meiner Bruſt. Meine Kinder daheim werden mich pflegen, und mir meinen Glauben nicht zur Sünde anrechnen."

„Sie thun uns Unrecht, Vater," versetzte Cöleſtine. „Sind wir gelaſſener, ſo geſchieht es nur aus einer richtigern Anſicht von den Verhältniſſen, unter die Zeit und Leben uns geſtellt haben. Zwar lieben wir die Leidenſchaft, aber ſie muß keck bleiben und gewaltig, nicht weich werden und in Sentimentalität ausarten. Was Ihnen gefällt an den daheim gebliebenen Geſchwiſtern, iſt nur der Schmutz, die Schlacke, deren ſie noch nicht ganz in der Umbildung des eigenen Selbſt habhaft werden konnten. Ich will wünſchen, daß ihnen dies bald gelingt."

„Grauſame Tullia, die lachend über den zuckenden Leichnam ihres Vaters wandelt! Du biſt die Furie der neuen Civiliſation."

„Sagen Sie lieber, die ſtille Prophetin der Weltliebe," erwiederte Cöleſtine. „Ich bin nicht grauſam, die Conſequenz meines Wollens allein läßt Sie mich dafür halten. Dies iſt ein neues Gebrechen in unſerm Familienleben, daß wir ſelbſt die Wahrheit der Gefühle der ſanctionirten Lüge des anempfindelten Herzbrechens aufopfern müſſen. Wahrheit nennt man grauſam, wenn der, dem man ſie zuruft, noch nicht ſchuldlos

genug iſt, eine nackte Freiheit des Gedankens ohne prüde Schamröthe zu betrachten."

„Unnatürliche Tochter," zürnte Anaſtaſius, „ich fluche Dir und Deiner Religion! Nimm den Abſcheu eines Vaters dahin, der ſein heiligſtes Blut verwandelt ſieht in einen ſchäumenden Pfuhl von Peſtgeſchwüren!"

„Ich bedaure Sie, Vater, aber ich bleibe bei meiner Meinung."

„Du biſt hart, wie Marmor, Dein Herz iſt verſteinert, weil kein Kindesmund an Deinem Buſen gelegen!"

„Das machen Sie mit dem Schöpfer aus, vielleicht aber fühle ich nur um ſo wärmer für die Wünſche der Zeit. Ich ſcheine hart, weil ich feſt bin. Lernen Sie ſehen, unglücklicher Vater!"

„Ich will Euch ſagen, Kinder," ſprach Fellner dazwiſchen, das iſt ein Auftritt, wie ich ſie nicht liebe in meinem Hauſe. Seid Ihr noch nicht fertig, ſo wär' mir's ganz angenehm, Ihr machtet die Geſchichte ab auf einem Spaziergange. Ohnedies iſt's bald Zeit für mich, auf die Burg zu gehen. Alſo bedenkt's Euch, Kinder, denn ich hab's ſatt ganz und gar."

Der kaiserliche Rath verließ mit diesen Worten das Zimmer. Anastasius stürzte Cölestine zu Füßen. „Tochter," rief er, „Tochter, Blut von meinem Blut, willst Du das weite, leere Nichts, das man Zeit nennt, lieber haben, als deinen am Rande des Grabes hinschwankenden alten Vater?"

„Ich liebe Sie, Vater, wie mich selbst, aber ich kann meine Hoffnungen, mein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft nicht begraben in der Bitte, die mit Jammern und Fluchen ein altersschwacher Vater über mich stürzt."

„Gut!" sagte Anastasius und stand auf. „Gut! Wohlgesprochen. Wo ist eine Scheere? — Hier." — Mit raschem Schnitt trennte der Greis eine seiner weißen Locken von dem zitternden Haupte. „Hier," sagte er zu Cölestine gewandt, „hier hast Du mein Vermächtniß an Dein unerbittliches Herz. Trage dies Haar auf deinem Busen, an dem die Welt kokettirt, aber kein Kind geruht hat. Vielleicht drückt die Last der fünfundsiebenzig Lebensjahre, die diese Locke gebleicht haben, Dein Felsenherz wieder weich und gibt ihm Mitgefühl. Ich will reisen, ich will

heimkehren. Laß mein Gepäck ordnen. — Ach wie arm bin ich, daß ich nicht einmal einen Fächer habe, mir die heranschwirrenden Grillen zu vertreiben! — Daß ich ein Narr wäre! — Cöleſtine, trage die Locke auf deinem Herzen. Es iſt der letzte Kuß deines Vaters." —

11.

Gegen Ende des Sommers raſteten in einer ärmlichen Gebirgsſchenke an der böhmiſch-ſchleſiſchen Grenze mehrere Reiſende. Dichte Nebel hingen von den Gebirgskuppen in die engen, wilden Thäler herein, der Regen ſchlug praſſelnd an die Fenſter, die Wege waren von den angeſchwollenen Bergwäſſern zerriſſen und gefahrvoll geworden.

So unterhaltend auch ein kurzer Aufenthalt an Orten iſt, die ſelten mit der größeren Welt in Berührung kommen, ſo überfällt doch dem, an ein freieres Umgangsleben Gewöhnten ſehr bald eine tödtende Langeweile, wenn er gezwungen iſt, mehrere Tage an ſolchen abgelegenen Einſiedeleien

zu verweilen. Die Bewohner rauher Gebirgszüge sind entweder wild und schroff, wie die Natur, oder harmlos-offen, aber ohne die geringste Bildung. Oft vereinigt sich wol auch beides. Nur von dem eigentlichen Leben haben sie keinen Begriff. Ihr enges Haus, aus Schindeln und rohen Balken kunstlos gezimmert, ist ihre Welt, in der sie vom ersten bis zum letzten Tage verweilen, wenn nicht unabweisbare Geschäfte sie wenige Stunden weit etwa in den nächsten Flecken führen. Abwechselung in diese harmlose Eintönigkeit bringen nur die geringe Anzahl Reisender, die von Zeit zu Zeit durch Sinn für Natur verlockt, eine wundersame Mähr von der Außenwelt und ihren Ereignissen erzählen.

Ein paar Tage waren bereits vergangen und noch immer warteten mehrere Reisende vergeblich auf günstige Witterung. Man ward verstimmt und langweilte sich gegenseitig durch Schweigen. Die ehrlichen Hausbewohner hatten sich erschöpft im Erzählen von Sagen, an denen man im Gebirge mit starrer Rechtgläubigkeit festhält, und Stoff zu neuer Unterhaltung wollte sich nicht finden. Da brachte die Ankunft zwei frischer

Reiſender wieder einiges Leben unter die verdrieß-lich Harrenden. Es war ein junger Mann mit einer fein gekleideten Dame, die jedoch ſo dicht verſchleiert ging, daß die Neugierigen ſich umſonſt bemühten, einen Schimmer von den Umriſſen ihres Geſichtes zu erhaſchen. Beide Ankömm-linge zeigten große Eile und noch mehr Befan-genheit. Sie verlangten ein Zimmer für ſich allein und waren ſehr misvergnügt, als ſie aus Mangel an jeder Bequemlichkeit für Reiſende unter den übrigen Gäſten ſich aufhalten mußten.

Nach den Umriſſen des Körpers, welche die Kleidung der Dame durchſchimmern ließen, mußte ſie von ausgezeichneter Schönheit ſein. Dunkle, dichte Locken ruhten glänzend auf einem ſchön ge-bogenen, blendend weißen Nacken, ein feines Ohr ſchimmerte unter der Gaze hervor, das Geſicht aber ließ kaum die Form durch die doppelten Hüllen errathen, womit die Dame es ſorgfältig zu verbergen bemüht war. Ihr Begleiter that anſcheinend gleichgiltige Fragen an die Wirths-leute, erkundigte ſich nach den umliegenden Ort-ſchaften, nannte einzelne mit Namen und fragte zuletzt nach dem Pfarrer in G*. Mit beſchei-

dener Dienstfertigkeit gab der Wirth die verlangte Auskunft und schien damit die mismuthigen Fremden befriedigt zu haben.

Ein Mann mit greisen Haaren, der bisher, abgeschieden von allen Andern, ganz einsam in einer Ecke des Zimmers gesessen und theilnahmlos in das Vorüberstürzen der Nebelwolken gesehen hatte, merkte auf, als der Fremde den Namen des Pfarrers in G* nannte. Er maß mit forschendem Auge den feinen Mann, an dessen Seite geschmiegt mit anmuthvoller Hingebung die schöne Frauengestalt ruhte. Müde des langen Schweigens und hoffend, irgend eine Bekanntschaft anknüpfen zu können, näherte er sich dem Paare, das von der übrigen Gesellschaft bereits mit Hohes und Geheimnißvolles ahnenden Blicken betrachtet wurde.

„Bitte um Entschuldigung, wenn ich störe," redete der alte Mann, dessen Züge ein offenes Buch, mit gramvollen Lettern beschrieben, darboten. „Ist Ihnen der Pfarrer in G* bekannt?"

„Den Namen nach, mein Herr," versetzte der Fremde, „und er hat meine ganze Achtung,

weil ich ihn überall in der großen Welt als einen freisinnigen Mann habe preisen hören."

„In der großen Welt!" wiederholte für sich der Greis und schüttelte ungläubig den Kopf. „Sie mögen sich wol irren, mein Herr," fuhr er zu dem Fremden gewandt fort, „der Pfarrer in G* ist meines Wissens mit der großen Welt nie in Berührung gekommen."

„Doch, verehrter Herr, man kennt ihn sehr wol in den höhern und fein gebildeten Zirkeln der Hauptstadt dieser Provinz."

Der Greis, der kein Anderer war, als der geheime Rath Anastasius, seufzte und bemühte sich durch ein abermaliges Kopfschütteln seinen Unglauben zu bestätigen. Der Fremde führte die schöne, weiße Hand der Dame, die in der seinigen ruhte, mit einem Blick an die Lippen, der deutlich genug errathen ließ, daß ein junges Ehepaar die Flitterwochen ihres Glückes auf Reisen verlebte.

„Haben Sie denn etwas dagegen," versetzte der Fremde auf die Bemerkung des Greises, „wenn man den Pfarrer in G* als einen Mann von Weltsitte und hellem Verstande kennt?

Bildung, sollte ich meinen, schände heut zu Tage nicht, und Freisinnigkeit sei auch für einen Geistlichen das höchste Lob, das ihm die gerechte, unparteiische Welt ertheilen könnte."

„Sie mögen Recht haben," sagte Anastasius, „und ich bin selbst überzeugt, daß der Pfarrer in G* all das Lob verdient, das Sie ihm so freigebig ertheilen, nur kann ich nicht glauben, daß er, der nie in Berührung kam mit den höhern Ständen, sondern sich vielmehr geflissentlich davon entfernt hielt, und aus Neigung und Ueberzeugung als ein ächter Mann und Lehrer des Volkes sich zu den niedrig Geborenen begab, so schnell bei denen in Gunst und Ansehen gekommen sein sollte, die er doch aus Grundsatz mied. Deshalb, mein Herr, halte ich Ihre Meinung für einen sehr leicht möglichen Irrthum."

„Das wär' entsetzlich!" flüsterte mit sanftem Liebeslaut die verschleierte Dame und schmiegte sich noch inniger und hingebender an ihren Beschützer.

„Sei ohne Sorge," beruhigte sie ihr Begleiter, „denn es kann ja nicht sein. Ich kenne die Verhältnisse zu genau." Die Dame erleich-

terte ſich durch einen Seufzer und ſuchte ihr Geſicht noch mehr durch Schieben und Ziehen des Schleiers zu verhüllen.

Obwol Anaſtaſius das Bedürfniß in ſich fühlte, tiefer einzugehen auf die Gründe, womit wol der Fremde das Anſchließen des Pfarrers in G* an die Gebildeteren vertheidigen möchte, ſo hielt ihn doch die Furcht, Dinge zu erfahren, die ſeine Lebensunruhe noch höher ſteigern könnten, davon zurück. Er überließ daher das fremde Paar ſeinen ſchweigenden Genüſſen und begnügte ſich mit einem unbemerkten Beobachten deſſelben. Darüber kam der Abend heran, die Bildung der Wolken, ihr Zug und ſchnelleres Zerflattern, ſo wie das ſpärliche Durchſchimmern einiger Gebirgshöhen ließen eine nahe Wetterveränderung erwarten, die kaum bemerkt wurde, als auch die beiden räthſelhaften Fremden mit größter Eile auf das Weiterreiſen bedacht waren. Wegen Unbekanntſchaft ihres Fuhrmannes mit der Gegend nahmen ſie einen erprobten Führer mit und verließen eben ſo mürriſch, wie ſie gekommen, die Gebirgsſchenke. Einige Stunden ſpäter gedachte auch Anaſtaſius aufzubrechen, ward aber durch

ein Ereigniß zurückgehalten, das noch vor dem Einbruch der Nacht die sämmtlichen Bewohner des einsamen Hauses in Unruhe versetzte. —

Der geheime Rath war eben im Begriff, die einsame Waldschenke zu verlassen, als drei Reiter, die in großer Eile aus dem Dickigt brachen und gerade auf die Schenke hervorsprengten, seine Aufmerksamkeit fesselten. Ihre Kleidung bezeichnete zwei derselben als Diener irgend einer vermögenden Herrschaft, der dritte war ein Polizeiofficiant. Vor der Schenke hielten alle drei und setzten durch einige hastig an den Wirth gerichtete Fragen den einfachen Mann in nicht geringe Verlegenheit. Der Polizeisoldat drohte, die Diener schimpften, schlugen an die Thüren und waren willens, jeden Verschlag mit Gewalt zu öffnen. Anastasius hielt es für seine Pflicht, den erschrockenen Menschen beizuspringen und die Aufgeregten möglichst zu beruhigen. Nach einigem Hin- und Herreden ergab es sich denn, daß man einem Manne nachsetze, der die Tochter eines reichen Edelmannes entführt hatte. Die Beschreibung der beiden Flüchtlinge ließ es bald außer allem Zweifel, daß die Verfolgten jene beiden Fremden

waren, die erſt vor wenig Stunden das Haus verlaſſen hatten. — Anaſtaſius, gefeſſelt durch den feinen Ton, womit der junge Entführer ſich benommen hatte, noch mehr aber durch Mitleid zu dem Geſchöpf hingezogen, deſſen Schönheit ſich nur errathen ließ, drängte die verfolgenden Diener mit Fragen und entriß ihnen mit einiger Mühe die kurze Geſchichte dieſes Familienunglückes.

Ein wohl unterrichteter Mann bürgerlichen Standes hatte die Tochter eines böhmiſchen Edelmannes kennen gelernt. Durch ſeine ausgezeichnete Geſtalt eben ſowol, als durch die Vorzüge ſeines Geiſtes, feinen Lebenstact und edle Sitte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und ſich dadurch für befugt gehalten, um ſie zu werben. Alter Adelsſtolz aber hatten den Vater die Werbung mit einiger Verachtung zurückweiſen laſſen und dadurch die vor einigen Tagen erfolgte Entführung veranlaßt. Der Vater ſei nun untröſtlich, und wende Alles auf, die Flüchtigen einzuholen, ehe irgend ein gewinnſüchtiger Geiſtlicher dem Bunde der Herzen die kirchliche Weihe ertheile und dadurch das Band unauflöslich zwiſchen den

Liebenden befeſtige, die beide dem katholiſchen Glaubensbekenntniſſe angehörten.

Die drei Verfolger ſuchten den Wirth durch Geldanerbietungen zu beſtimmen, den Weg zu verrathen, den die Entflohenen eingeſchlagen, allein dieſer Mann der Natur war viel zu ehrlich und unverdorben, um ſich durch ſchnödes Gold beſtechen zu laſſen.

„Ich ſage nichts,“ verſetzte er auf dieſe unbillige Zumuthung. „Wäre das Fräulein ohne ihr Wiſſen und Willen von dem Liebſten mit fortgeſchleppt worden, ſo wollt' ich's Maul brauchen, um 'n Unglück zu verhüten, ich müßte aber 'n Sünder ſein, größer als der ſchlimmſte Galgenſtrick, wollt' ich zwei Menſchen unglücklich machen, die ſich von Herzen gut ſind und gewiß nicht ohne einander leben können. Ob die Beiden einander lieb hatten oder nicht, konnt' 'n Blinder wegkriegen. Alſo bleibt mir vom Leibe mit Geld und guten Worten. Ich bin ſtill. Sucht die ausgeflogenen Tauben, wo ihr denkt, daß ſie ſtecken. Wenn Ihr zu ſpät kommt, ſoll's 'ne alte ehrliche Haut von 'nen Gebirgswirth von Herzen freuen, und ginge auch drüber Adel und Wappen zu Grunde.

'Ne ganze Liebſchaft iſt mehr werth, als 'n altes Rittergut! Ich bin ſtill."

Konnte auch Anaſtaſius einen Verſtoß gegen alt hergebrachte Sitten nie gut heißen, ſo mußte er bei der Rechtlichkeit ſeiner Geſinnung die Anſicht des rechtſchaffenen Schenkwirthes doch achten. Er ſelbſt war zwar der Meinung, daß eine Liebe ohne Sanction der älterlichen Einwilligung ein Verbrechen ſei, und auf einer ſo gewaltſam geſchloſſenen Ehe nimmer der Segen des Himmels ruhen könne. Darum wünſchte er von Herzen, die Verfolger möchten das entflohene Paar habhaft werden, ehe die Kirche ihre Vereinigung auch bürgerlich legal vollzogen habe, und trieb aus dieſem Grunde, die drei Schergen beſorgter oder zürnender Aelternliebe zu möglichſter Eile an, die in ſofern freilich am unrechten Orte angebracht war, als Niemand mit Beſtimmtheit angeben konnte, wohin ſich die Liebenden gewandt hatten. Hier ſchienen indeß die Verfolger von einem richtigen Inſtinct geleitet zu werden. Sie hielten einen kurzen Rath nahmen einen Führer und eilten dann auf demſelben Wege weiter, den die Verfolgten eingeſchlagen hatten. Da hierüber die Nacht hereingebrochen

war, so entschloß sich Anastasius, bis zum nächsten Morgen seine Weiterreise noch zu verschieben.

Aufgeregt durch diese Entführungsgeschichte, die der ruhelos umher irrende Greis abermals als einen Auswuchs der neuern Zeitbestrebungen betrachtete und für das unselige Resultat versuchter Ideenverwirrungen hielt, brachte er die Nacht in dem engen Raum, den man ihm eingeräumt hatte, fast schlaflos zu. Um Mitternacht zerrissen die Nebel, der Vollmond umhüllte mit zitterndem Zauberschein Berg und Thal in täuschende Dämmerungshelle und erweckte tausend Erinnerungen in der Seele des Greises, die unter den Kummertagen der letzten Jahre in tiefe Nacht versunken waren.

Nach dem für den unglücklichen Mann so vernichtendem Auftritte in Wien hatte er möglichst schnell die schöne Kaiserstadt verlassen. Unruhe und das Bedürfniß, sich mit seinem Schmerz doch an Etwas anzuklammern, trieben ihn der Natur entgegen. Er bereiste Tyrol bis an das Gitterthor der hesperidischen Gärten. Die gesegneten, sonnendurchdufteten Fluren des glücklichen Italien zu betreten, hielt ihn die Scheu vor einem Leben

zurück, das er im Widerspruch mit germanischer Sitte und Moralität stehend von Jedermann hatte schildern hören. Ihn zog es heimwärts in die Nebel des Nordens, wo die Atmosphäre den Leidenschaften bleierne Zügel anhängt und den Aetherduft des freien schönen Lebens mit Miasmen versetzt, die einen zu hohen Flug meistentheils untersagen und alle Extravaganzen im Keime schon ersticken. —

Mit Sorgfalt vermied er, auf dem Rückwege in die Nähe Wiens zu kommen und schlug deshalb einen Seitenweg nach Ungarn ein. Er besuchte Ofen, Pesth, bereiste einen Theil des Theißgebietes, brach über die Karpathen nach Mähren ein und ging durch die Gebirgspässe, aus denen die Oder ihren Lauf nach Schlesien nimmt, in die Glatzer Grafschaft. Hier übereilte ihn der Herbst mit seinen Nebeln und Regengüssen und hielt ihn einige Tage in der erwähnten Gebirgsschenke auf an weiterem Vordringen.

Auf allen diesen Streifereien hatte er nicht unterlassen, die Gesinnung derer zu erforschen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte.

Um nicht Anſtoß zu geben, vermied er mit Umſicht ſeine eigene Meinung über Vergehendes und Werdendes auszuſprechen. Er ſtellte ſich auf den Standpunct, den die Klugheit dem Alter zu behaupten eigentlich immer anweiſen ſollte, nämlich den des Beobachtens, Theilnehmens, aber nicht des Handelns und mürriſchen Eingreifens. Anaſtaſius ward weiſe aus Egoismus, ohne doch zuzugeben, daß dieſe Art, ſich der ſtrebenden Welt gegenüber in Anſehen zu erhalten, weiſe genannt werden könne.

Es konnte dem an ſich einſichtsvollen Manne nicht lange verborgen bleiben, daß die für gebildet anerkannte Welt mit all ſeinen individuellen Anſichten und Ueberzeugungen im entſchiedenſten Widerſpruche ſtehe, und ganz das Nämliche verfechte, was ſeine eigenen Kinder, bald minder hart, bald aber auch noch ſtrenger verfochten hatten. Ueberall fand er die Urkunde ſeines eigenen geiſtigen Todes beſiegelt; er mußte ſich ſelbſt als verſtorben betrachten, oder im Sprunge zur Meinung der Jugend übertreten. Denn die Wenigen, bei denen er eine der ſeinen gleichkommende Anſicht zu entdecken glaubte, waren entweder lebensmüde, wie

er, zerfallen mit ſich und den Göttern der Zeit, oder es gebrach ihnen an Urtheilskraft und ſie gaben ihm Recht, weil er ihnen überlegen war an geiſtiger Capacität.

Mit immer größerer Haſt durcheilte er die Ebenen Ungarns, in der Hoffnung, vielleicht da, wo die Cultur mit der glänzenden Intelligenz ihrer geſteigerten Geiſtigkeit noch nicht ſo mächtig um ſich gegriffen habe, irgend einen Halt für die Zukunft des Alters zu entdecken. Allein, hatte früher die Bildung ſeinen ſtillen Gott beleidigt mit der Skeptik ihres offenen Verſtandes, ſo trat hier die Barbarei der Uncultur Alles ohne Unterſchied mit Füßen und achtete nicht einmal die Natur in ihrer keuſchen Heiligkeit. Was er in Ungarn gebildet fand, trug die Maske aller übrigen europäiſchen Geſittung, die nie ganz frei iſt von dem Schmutz einer geiſtigen Ehrloſigkeit, unter der die Tyrannei der Höflichkeit die kokett geſchmückte Sclavengeißel verbirgt. Alles Andere, außer dieſer hohen Hofbildung, lag außer dem Bereiche des geſitteten Verkehrs. Es war kräftig, aber roh bis zum Abſcheu. Die Cultur hatte noch nicht einmal den Boden umgeriſſen, um die Saat der

Civiliſation in den offenen Schooß der vernachläſſigten Mutter auszuſtreuen. —

Alles dies konnte nicht zur Erheiterung des unglücklichen Greiſes beitragen. Nur der eine Wunſch, heim zu kommen vor ſeinem Tode, den er nahe fühlte und herbeiwünſchte, hielt die Lebenskräfte in dem erſchütterten Körper friſch und ſtark. Dennoch konnte er ſich einer letzten Hoffnung, die ihm zwar ſtundenlang auch den Zweifel an allem Beſtehenden entriß, nicht ganz entſchlagen, und die väterliche Anhänglichkeit des Herzens an ſeinen Kindern ſpottete mit reichen Troſtgründen alle Einwürfe hinweg, die ihm die heitere Lebendigkeit des productiven Tages in reicher Fülle entgegen warf. Einer ſeiner Söhne war Prediger in den ſchleſiſchen Hochgebirgen und von Jugend auf ein entſchiedener Gegner von allen Neuerungen geweſen, die mit dem Aufſchwunge der induſtriellen Civiliſationsmittel dem Leben von ſelbſt erwachſen müſſen. In der Doctrin der Rechtgläubigkeit aufgewachſen, hatte der ſcrupulöſe Geiſt von Kaſpar Anaſtaſius hinlängliche Nahrung gehabt, um mit dem concentrirten Gift des alten Kirchenthums dem durchſäuernden Hohne der Neuzeit das Gleichgewicht zu halten.

Kaspar war frühzeitig in's Amt gekommen und zwar im Gebirge, wo das Volk fester an dem alt Ueberlieferten hängt, als in der Ebene, die den Einflüssen nivellirender Civilisationsversuche stets offener steht und sogar freiwillig entgegenkommt. Bald nach seinem Eintritt in eine amtliche Wirksamkeit entspann sich der Unionsstreit, aus dem mannigfaches Unheil in den entlegenen Gemeinden erwuchs. Die Hartnäckigkeit, womit ältere Geistliche diese von Staats wegen befohlene Neuerung zurückwiesen, als eine dem Geist der Kirche widerstrebende, und die Bereitwilligkeit, mit der auch in den größeren Städten hochgestellte Männer ein solches Festhalten an dem Alten zu billigen schienen, erschwerte immer mehr das Einführen der Union. Es entstanden heftige Spaltungen, die nicht selten Anlaß gaben zu traurigen Excessen. Die Gemeinden feierten die Mysterien des Christenthums in der Stille, weil sie anders eine Entweihung derselben befürchteten; die Geistlichen hielten sich wol gar fern vom Altar oder sahen sich genöthigt, in einer Person Beichtiger und Beichtender zu sein und sich selbst an Christi Statt zu absolviren. —

Kaspar Anastasius stellte sich während dieser religiösen Aufregung auf die Seite derer, welche die beabsichtigte Union verwarfen, hielt streng an der lutherischen Liturgie fest und wieß jeden Eingriff des Staates in Sachen der Kirche zurück, in sofern er an den Grundsäulen des Wesens dieser Kirche selbst rüttele. Der geheime Rath war über diese Standhaftigkeit seines Sohnes erfreut, ermahnte ihn jedoch, als umsichtiger Staatsmann zur Mäßigung oder — zu Indifferentismus.

Später, als die Unzufriedenen theils durch friedliche Beilegung, theils durch gewaltsame Masregeln wenigstens oberflächlich beruhigt wurden, verlor der geheime Rath die Wirksamkeit des fernen Sohnes aus dem Gesicht über den Fragen, die von Seiten der Industrie und des literarischen Treibens auf ihn einstürmten. Es vergingen Jahre, in denen er kaum ein Lebenszeichen von dem Sohne erhielt; seine Kinder in der Nähe wandten sich den nach seiner Meinung verkehrten Ideen der Weltbewegung zu und beteten die Sittenlosigkeit als den Erlöser der neuen Epoche an. In der Angst seines Herzens vertrieb diese Umkehr

jeder alten Sitte den Beunruhigten von Haus und Hof in die Welt. Er sah sich auch hier getäuscht, von den Flügeln der Bewegung in allen ihren Richtungen und unter hundert Gestaltungen umbraust, und suchte irrend nur die Stelle, wo man doch noch ein Grab für seinen müden Leib ihm aufbewahrt haben würde.

Da rief die Nähe des schlesischen Hochgebirges und die Erinnerung an seinen so festgläubigen Sohn Kaspar in G.* die Lust in ihm auf, diesen so lange Jahre nicht mehr Gesehenen zu besuchen. — Nicht mit Unrecht glaubte er bei ihm am ehesten Auf- und Theilnahme zu finden, da er wohl wußte, daß die Geistlichkeit der Revolution niemals das Wort reden wird. Eine stille Freudigkeit kam über sein zerrissenes Gemüth, er suchte die Tagereisen durch Ausdauer zu verkürzen, um dem Sohne recht bald in die Arme zu sinken, und eine Ahnung überschlich ihn, als solle er hier endlich die ersehnte Ruhe, das dem Vaterherzen treu gebliebene Kindesherz voll und heiß sich entgegenschlagen finden. Die stürmische Herbstwitterung in den Gebirgen hielt ihn auf und schwächte Hoffnung und Muth des vielfach Getäuschten. —

Das kurze Gespräch mit dem Fremden, der sich so geflissentlich nach dem Pfarrer in G.* erkundigt hatte, ließ zahllose Zweifel gegen das Festhalten Kaspars an dem einmal für wahr Erkannten aufsteigen und trübte um Vieles die Aussichten, an denen er in den letzten Wochen sich erfreut hatte. Der Fremde, Entführer eines schönen Mädchens aus einer hohen Familie, mußte seinen Sohn entweder persönlich kennen, oder mit Menschen in Berührung gekommen sein, die mit Kaspar genau vertraut waren. Und bestätigte sich als wahr, was der Fremde von Kaspars Freisinnigkeit aussagte; so blieb für das gebrochene Vaterherz wenig zu hoffen übrig.

Diese Betrachtungen verscheuchten den Schlaf von den lebensmatten Augen des Greises, und mit schwerem Herzen trat Anastasius den Weg nach G.* an beim Aufblitzen der Morgenröthe. Die Wetter hatten sich verzogen, Wald und Thal rauchten, ein heller, duftiger Herbsthimmel wölbte sich über die Gebirge, die wie blaue Riesensäulen in die unermeßliche Kuppel hinaufreichten. —

12.

Aus der kleinen Kirche schallte Gesang und Orgelton in die nahe Waldung, durch welche der Weg über das Gebirge herabführte. Ein Wagen, wie sie im Gebirge gebräuchlich sind, näherte sich dem unbedeutenden, aber höchst romantisch gelegenen Orte, und hielt an der Kirchhofmauer. Kinder und Frauen gingen schnell an dem ankommenden Fremden vorüber, so selten auch eine solche Erscheinung für sie war. Jedermann suchte möglichst bald die kleine Kirche zu erreichen, die offenbar irgend etwas darbot, was die Neugierde der abgeschlossenen Bergbewohner besonders in Anspruch nehmen mußte. Der Fremde erkundigte sich, was es gebe und erfuhr, daß eine Trauung gehalten werde. — „Ist es erlaubt, der Handlung beizuwohnen?“ fragte er einen ältlichen Mann, dessen Spaten und andere Werkzeuge ihn als den Todtengräber des Ortes bezeichneten. — „Viel Ehre für uns, gnädiger Herr,“ versetzte der Angeredete. „Immer gehn Sie hinein in das Kirchel, es wird Sie nicht gereuen. Denn unser Pastor weiß jedem Brautpaar ein Stückchen zu

machen, das ihnen an's Herz greift. Und heut wird's vollend ganz apart werden, da 's eine fremde vornehme Herrschaft ist."

„Hier aus der Umgegend?" fragte der Reisende.

„Ja wer mag das wissen," erwiederte der Todtengräber. „Unser Herr Pastor hat immer vollauf zu thun mit Trauungen, und oft kommen die Brautleute weit her. Unser einer erfährt's nicht immer genau, und fragen schickt sich nicht, weil's der Herr Pastor nicht haben will. Die jetzt vortreten sollen, sind wol schwerlich aus einem gemeinen Hause! — 's wird klingen," setzte er hinzu und machte dabei eine Handbewegung, die sich nicht misverstehen ließ, dem Fremden aber einen tiefen Seufzer entlockte.

Die Kirche war von einer Menge herbeigelaufener Weiber und Kinder beinahe angefüllt. Als der Reisende eintrat, hatte sich das Brautpaar eben dem Altar genaht, wenige Augenblicke darauf begann der Prediger die Trauungsrede. Gespannt horchte der Fremde den Worten, die Anfangs sein Herz einer schweren Last zu entheben schienen; je mehr aber der Redner auf den

speciellen Fall einging, der ihm Veranlassung gab zur Vollziehung der gegenwärtigen Trauhandlung, desto unruhiger ward der Reisende, desto öfterer wechselte er die Farbe. Was er hören mußte, war ihm so völlig fremd, neu und unbegreiflich, daß ihm die Sinne schwinden wollten und er nur mit größter Anstrengung eine Fassung gewinnen konnte, die ihm bei den Worten des Predigers beinahe sündhaft erschien. Denn dieser von der Welt und ihren Verlockungen so abgeschlossen lebende Mann erlaubte sich Aeußerungen, die in volkreichen Städten, wo das Sittenverderbniß eine freiere Handhabung des Wortes oft gebietet, sogar anstößig gefunden werden konnten. Der trauende Pastor predigte eine Religion der Liebe, die nicht wurzelte in der sanften Strenge des Evangeliums, sondern ein Erzeugniß war aus der Ideenverwirrung der neuesten Zeit. Die Liebe ward von ihm hingestellt als der rettende Weltheiland, ihr Genuß gepriesen als eine ewige Fortzeugung des einmal geborenen Erlösers im Fortgange der Weltgeschichte. An sie ward dahingegeben die Fortbildung des Christenthums zur Religion aller Welt.

Liebe nannte er das höchste Gesetz, das Palladium der sittlichen und politischen Freiheit, den Anker des emancipirten Gesellschaftslebens. Die Liebe sollte jede andere Pflicht vernichten, kein Gesetz als bindend anerkennen, keinen Gott über sich wissen!

Noch wußte der Reisende sich kaum zu orientiren, als die Einsegnung vollzogen war und das Brautpaar den Altar verließ. Ein Blick auf die Verbundenen goß einen vernichtenden Lavastrom über das Herz des Fremden. Es waren die Reisenden aus der Waldschenke, der Frevler, welcher gegen den Willen der Aeltern die Tochter entführt hatte. Anastasius schwankte, wie ein vom Winde hin und her bewegtes Rohr, aus der Kirche und erreichte, ermattet an Geist und Körper, die unscheinbare Predigerwohnung.

Freundlich begrüßte den lange Jahre nicht mehr gesehenen Vater die Frau des Pastors. Mit lautem Jubel hüpfte die kleine Elise, ihre Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, herbei und bedeckte die zitternden Hände des Großvaters mit ehrfurchtsvollen Küssen. Da löste sich allgemach die Eisrinde wieder, die sich um die Brust

des Greises wie ein Panzer gelegt hatte, und froh in der Ahnung eines stillen Glückes rief er aus: „Gottlob, Ihr seid noch ehrlich! Euch hat die Zeit noch nicht angesteckt mit ihren giftigen Dünsten. Ihr ehrt noch das Alter, Ihr achtet die Jahre, Ihr habt Scheu vor kummerbleichen Locken!“

Lebhaft drückte Anastasius die Enkelin an seine Brust und erfreute sich des schüchternen Staunens, das über Elise gekommen war bei dem Ausbruch seiner lang zurückgedrängten Empfindungen. Doch schnell ging das Staunen in ein liebliches Lächeln über, sie schüttelte ihren blonden Lockenkopf, machte sich los aus den Armen des Großvaters und trat zur Mutter zurück, indem sie sprach: „Großvater, Du bist ganz wunderlich. Ich kann mich nicht in Dich finden.“

„Und weshalb denn, Du liebes, frommes Kind?“ erwiederte Anastasius, eine Freudenthräne von seinen grauen Wimpern streifend.

„Da Du doch ein Mann sein mußt,“ sagte Elise, „so solltest Du nicht weinen. Der Vater hat mir immer gelehrt, daß es jetzt gar nicht mehr Sitte sei für Männer, über irgend etwas Thränen zu vergießen. Das mögen wol die Weiber

thun, aber auch nur wenn's ganz an's Herzbrechen geht. Nicht wahr, Mutter?"

„Hat wirklich Dein Vater Dir ſolche Lehren gegeben?" fragte der Greis und ſtrich ſich die Locken von der hohen Stirn, während ſeine tiefliegenden Augen ſich wie im Zorn und Erſtaunen erweiterten und mit ſtrafender Gluth auf die Enkelin blickten. „Hat Dir Dein Vater dies gepredigt in den Religionsſtunden?"

„Mutter," ſagte Eliſe und ſuchte ſich hinter ſie zu verbergen, „was ſoll ich denn antworten? der Großvater ſieht recht zornig aus." Eliſens Mutter jedoch war bereits im Begriff, ihre Tochter aus der Verlegenheit zu reißen. Sie legte ihre Hand auf die Schulter des Greiſes und erwiederte: „das Alter trägt ſich immer mit andern Anſichten, lieber Vater, als die Jugend und ſtrebende Männerkraft, und wenn mein Gatte ſeiner Tochter lehrt, daß Thränen im Auge eines Mannes der jetzigen Zeit ihm weniger zur Ehre gereichen als der entſchloſſene Blick, das Aufleuchten und Augenblinzeln einer eben zur Welt geborenen That, ſo wird mit einer ſolchen Lehre das Alter weder beeinträchtigt noch der Friede ſeines Den-

kens und Glaubens gestört. Es muß jeder thun in seinen Kreisen, wozu der Gott der Zeit ihn aufruft mit lauter Stimme. Dem Alter sieht man nach, was ändern zu wollen hart, zu billigen oder gar zu empfehlen aber eine Sünde gegen den Geist der Zeit und sein Schaffen wäre. Nur so, lieber Vater, sind die Worte zu verstehen, die unbedachtsam Elise geäußert hat."

Die Zurückkunft des Pastors aus der Kirche verhinderte eine Erwiederung des Greises. Kaspar umarmte seinen Vater, wie es schien mit aufrichtiger Freude, und wußte ihn durch Fragen und Erzählen so zu beschäftigen, daß ein Berühren mislicher Puncte vor der Hand unmöglich blieb. Das eingesegnete Brautpaar hatte sich sogleich wieder entfernt, Kaspar gedachte der Handlung nicht mehr und erst Abends, als die verfolgenden Diener die richtige Spur der Entflohenen aufgefunden hatten und den Pastor zur Rechenschaft forderten, ward das Gespräch unabwendbar auf das Ereigniß hingeleitet, so entschlossen und bestimmt auch Kaspar die unhöfliche Forderung zurückzuweisen und die Diener selbst zu entfernen wußte.

„Die Anmaßung eines solchen böhmischen Edelmannes geht weit," sagte Kaspar zu seinem Vater, „diese Menschen glauben noch immer in dem faustrechtlichen Glanze des Mittelalters zu leben und mit Gewalt gegen eine Macht ankämpfen zu können, die doch unbesiegbar bleibt, weil sie allein ein freies Product der Natur ist. Als ob ein Vater, dem es nicht behagt, daß sein Kind anders denkt und fühlt als er, das Recht hätte, dieses Denken und Fühlen bei Wasser und Brod einzusperren! Am ehesten glauben solche mittelalterlich Gesinnte bei uns Geistlichen Anklang zu finden, und schreien Zwang und Mord, wenn sie zufällig bemerken, daß auch unser Stand der allgemeinen Bewegung folgt und nicht blos Satzungen zur Norm seines Handelns macht. Es ist arg genug und im Ganzen ein sehr entehrendes Zeugniß für uns, daß die Welt in Sachen einer privilegirten Gerechtigkeitspflege bei uns den sichersten Schutz zu finden meint."

„Diese Worte erfreuen mich nicht, lieber Sohn," erwiederte Anastasius, und fast muß ich mich der Ueberzeugung hingeben, daß auch Du dem alten Glauben entsagt und meineidig geworden bist vor dem Gott Deines eigenen Geistes."

Kaspar mußte lächeln. „Nicht doch Vater," verſetzte er, „es hat mich nur erreicht, was jedem begegnen muß in unſern Tagen, der ein weites Herz und einen geſunden Verſtand hat. Ich will nicht läugnen, daß ich vor zehn und mehr Jahren ein völlig anderes Bekenntniß von Glauben, Leben und Hoffen abgelegt haben würde, als jetzt. Die Schule hatte mich eingeengt in mich ſelbſt durch die Form, die ihr alleiniger Gott war. Wir Alle wurden frühzeitig erzogen zu einem Zerſtören des eigentlich rein Menſchlichen, namentlich, wenn es ſich individuell markirte. Das nannte man den Willen brechen, ſeine Lüſte zähmen, erziehen und lehren. Wir lernten, was wir nicht begriffen, wie ja überhaupt nur das Fremde, der Natur Widerſtehende, Friedliche gelernt werden kann. Dadurch tödtete man den freien Schwung des Geiſtes, das Kind der Kraft, die ſich ſelbſt erkannt hat, und nannte uns fertige, charakterfeſte Männer, wenn wir eben Alles verloren hatten, was das wahre Heiligthum eines Charakters immerdar ſein muß. So war es kein Wunder, wenn wir befangen blieben bei allem Mangel äußerer und innerer Anregung. Gefliſſentlich ward gemieden,

was den sogenannten Frieden stören konnte, obwol dieser Friede nur die flache Bequemlichkeit der Ignoranz war. Daß ein solcher Friede in geistigem Tode und völliger Unduldsamkeit enden mußte, daran dachte Niemand, weil der Beschränkte innerhalb seiner Schranken sich immer am glücklichsten fühlt. Das, was wir Geduld, Duldsamkeit und ähnlich nannten, ward nach und nach Tyrannei der Sanftmuth. Die Liebe geißelte, weil sie nicht mehr aus dem Herzen, sondern aus der Dürre der Lehre erwuchs. Unsere Religion ward farblos, denn kein Sonnenstrahl des Geistes fiel lebend und beglückend auf die welken Blätter.

„Lange Zeit," lieber Vater, „blieb ich gefangen in den Eisenstäben, die ein geschicktes Dogma mit anscheinender Milde um die Elasticität meines eignen Geistes geflochten hatte. Kaum fühlte ich in Stunden unverdienten Glückes, die ich aber immer für Momente der Versuchung hielt, die süße Qual eines Menschen, dessen productives Selbst noch nicht völlig erlegen ist dem Zuchtmeister einer festgefugten Kastenweisheit. Langsam und nur auf Augenblicke erreichte mich das Glück des Zweifels, der in seinem Schmerz die Geburt

der ewigen Vernunft zeitigt. Ich lehrte und predigte mit blutendem Herzen, ohne rechten Glauben, ohne den Flügelschlag der Weihe zu fühlen, ohne den doch jede Beschäftigung eine Folter bleibt. Erst als der Ruf der Welt aus weiter Ferne dumpf gebrochen in diesen Thälern tausendstimmig verhallte, ward es mir klar, daß es an der Zeit sei, freier zu sprechen, weil ein allgemeiner Drang danach verlange. Das Bedürfniß, mit freien Gliedern umherzugehen, war vorhanden, der Wille stark, die Kraft im Aufwachen begriffen. Es bedurfte nur eines glücklichen Ergreifens der Waffen, um das morsche Gebäude unsinniger Abstractionen, die mehr finsterer Dünkel, als das Licht einer verständigen Anschauung geboren hatte, hier schnell, dort langsam niederzureißen. Ich trat unter diejenigen, denen die festhaltende Mitwelt den Namen der Apostaten, die Gerechtigkeit der Geschichte aber den der Vorkämpfer für die Freiheit des Menschengeschlechts beilegen wird. Und nur in so fern bin ich meineidig geworden, als ich die Treue dem Wahne gebrochen und die Vernunft als den waltenden Gott im Menschen anerkannt habe.

Ich bin ein Prieſter der freien Weltbewegung, nicht ein gebundener Knecht des Conſiſtoriums. Ich lehre das freie Leben in Wort, That, Zeit und Geiſt, und fordere nichts von dem Menſchen, als daß er thue, wozu ihn ein ungehindertes Walten treibt in der eigenen Bruſt. Denn da allein wohnt der Gott mit dem Athem des heiligen Geiſtes, der das Chriſtenthum wiegt, ſo lange es in ſeiner Kindheit befangen bleibt." —

Eines ſolchen Bekenntniſſes mochte ſich Anaſtaſius nicht verſehen haben. Aufmerkſam und ohne dazwiſchen zu reden, hatte er den Sohn ſprechen laſſen, weil er nicht glauben konnte, daß ein völliger Abfall auch dieſes Kind ihm entriſſen habe. Die Aelternliebe klammert ſich, wie ein Schiffbrüchiger feſt an jeden kleinſten Halt, von der ſie Rettung hofft. Sie gibt das Kind noch nicht auf, wenn auch das Herz verloren iſt; ſie hofft noch immer Einigung, fallen auch alle Faſern aus einander und ſchlägt jeder Nerv einen zerreißenden Miston an.

„Du täuſcheſt Dich ſelbſt, Kaspar," ſagte Anaſtaſius auf dieſe Rede ſeines Sohnes. „Glaube mir, Kaspar, Du biſt ganz anders, als Du

ſprichſt. Nur die Lebhaftigkeit hat Dich verführt und Dein gutmüthiges, mitleidvolles Herz. Du ſollſt mich nicht täuſchen über die Vortrefflichkeit Deines Innern. Ein alter Mann, wie ich, kennt die Menſchen. Weil es an der Zeit iſt, ſich etwas zur Freigeiſterei hinzuneigen, haſt Du Dich auf's Glatteis führen laſſen. Aber Du kannſt nicht fallen, Kaspar; Du biſt zu feſt, zu tief gelehrt. Du wirſt feſtſtehen im Sturme und Dich nur beugen, wie es die Klugheit befiehlt."

Dem Paſtor ſchmerzte dieſe Selbſttäuſchung des greiſen Vaters tief. Die Ehrlichkeit nöthigte ihn, ſich beſtimmt dagegen zu erklären; er mußte hart ſein, weil er die Wahrheit liebte. — Unſer Leben in geſelliger, wie in ſittlicher Hinſicht, iſt ſo übertüncht mit glänzender Niederträchtigkeit, daß die ganze ungeſchminkte Wahrheit die Geſtalt des Laſters, der Frivolität annimmt. Wer darf jetzt ſagen, daß zu großer Gehorſam eine Feigheit iſt? Man hält es für einen Aufruf zum Umſturz und ſichert den Wahrheitsfreund durch Aufbewahrung in geſchloſſene Zimmer. Die Wahrheit iſt dem verzärtelten Geſchlecht das Gift, welches ſeine Geſundheit untergräbt, oder es gar dem Tode

überliefert. Weil man fürchtet, ſich ſelbſt als Gerippe zu ſehen, ehrt man die Lüge und gibt ihr das Scepter der Regierung in die parfümirten Hände. Es iſt ſchlecht leben, wo die Ehrlichkeit für lächerlich, die Tugend für gemein erklärt wird. Um frei und tugendhaft werden zu können, wird bereits ein Herabſteigen zum Laſter gefordert. Seit man die Jeſuiten vertrieben, hat der Jeſuitismus ſich in's Leben geflüchtet, und „der Zweck heiligt die Mittel" iſt die Parole geworden, der alle Wahrhaftigen folgen müſſen, weil anders kein Entree mehr geſtattet wird bei der hohen Verfeinerung der Civiliſation.

„Ich möchte Sie nicht gern täuſchen," verſetzte er auf die zur eigenen Beruhigung geſprochenen Worte des Greiſes. „Glauben Sie immerhin an den Gott Ihrer Epoche, lieber Vater, nur geſtatten Sie uns die Freiheit, unter anderen Formen, der jetzigen Lebensfriſt angepaßt, unſerm Ziele entgegenſtreben zu können. Was Ihnen Gehorſam und ſtrenges Halten an eine gegebene Vorſchrift, das iſt uns die freie That des eigenen Willens und die Verachtung eines Befehls, der nicht unmittelbar dem Gedanken des Vorwärts entſprungen."

„Nein, Caspar, ich will dies nicht glauben, ich kann nicht, ohne mich selbst zu verlieren! Gott kann nicht so grausam sein, das Haar eines alten Mannes sich aufrichten zu lassen, wie eine Saat von Speeren, vor Zorn, Abscheu, Erbitterung und wahnsinnigen Fieberträumen. Du sollst ein rechtgläubiger Christ sein, weil ich es will. Caspar, gehorche Deinem Vater!“

Der Pastor griff nach der Bibel auf seinem Pulte, schlug sie auf und zeigte mit den Fingern auf die Worte: „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ —

„So ist es,“ sagte Anastasius, „darum gehorche mir, denn ich bin Dir gegenüber Dein Gott.“ —

„Mein Gott, und der Gott aller Welt ist die Idee,“ sagte Caspar. „Dieser gehorche ich, nicht Ihnen, Vater! Ich kann nicht, bei der ewigen Macht dieser Idee, die an die Axe der Zeit gelehnt sie brausend vorwärts bewegt; ich muß Ihnen ungehorsam sein, weil Gott in seinem Boten, der Zeit, es befiehlt. Und wenn sie stürben vor Schreck und Gram, so hätte sie Gott getödtet, nicht der Ungehorsam Ihres Sohnes.

Ich war lange Knecht, jetzt will ich endlich frei sein."

Es war spät geworden, den Greis übermannte die Müdigkeit der Natur und die Anstrengungen der Reise. Kopfschüttelnd und ungläubig lächelnd drückte er dem Sohne die Hand. „Laß es gut sein, Caspar," sprach er, „es ist doch nicht so arg mit Dir, als Du glaubst. Gern wollte ich mit Dir disputiren, aber mein Körper wird schwach, mein Geist ermattet. Bedenke Dir's, Caspar, morgen wollen wir uns schon vereinigen, und es müßte schlimm hergehen, wenn mein lieber, rechtgläubiger Caspar nicht mit seinem alten Vater übereinstimmen sollte. Nein, nein, lieber Sohn, ein Theolog kann so hartnäckig nicht sein, daß er seinen Vater in's Elend stieße. Behüte Gott! Ich freue mich auf Morgen. Schlaf wohl, lieber Sohn, und denke, daß Du ein Bote des Friedens bist." —

Der Morgen kam heran und Anastasius versäumte nicht, möglichst zeitig in dem engen Familienzimmer zu erscheinen. Bei seinem Eintritt fand er nur die Schwiegertochter mit Elise, beide beschäftigt, politische Zeitungen zu lesen und mit

Emſigkeit den Schauplatz der Begebenheiten auf der Landcharte zu verfolgen. Mutter und Tochter waren ſo vertieft in dieſe Studien, daß ſie den kommenden Großvater nicht bemerkten. Anaſtaſius war erſtaunt, in einem abgelegenen Gebirgsthale Frauen zu finden, die Theil nahmen an dem Gange wenig Glück verheißender Weltbegebenheiten. Selbſt in größeren Zirkeln war dieſer Hang der Frauen ihm ſtets als eine Abnormität erſchienen und er hatte ihn nie gebilligt. Das Weib hielt er geſchaffen für die ſtillen Freuden des Lebens, die keinen Theil haben an Waffengeräuſch und diplomatiſcher Verwirrungskunſt. Um ſo mehr mußte es ihn überraſchen, auf dem Lande zu finden, was er in Städten gern vermißte und, traf es ſich, mit Geringſchätzung und Stillſchweigen als nicht vorhanden annahm. Mehr noch als die Erſcheinung ſelbſt regte Eliſens Lebhaftigkeit ſeine Aufmerkſamkeit an, die unaufhörlich mit Fragen ihre Mutter beſtürmte, um ſich über Dies und Jenes belehren zu laſſen. Die Antworten der Mutter waren klar, beſtimmt, umſichtig und zeugten von Kenntniß in politiſchen Dingen. Dem Greiſe ſchwindelte der

Kopf, er trat näher und ſtörte den ſeltſamen Unterricht.

„Guten Morgen, Großvater,“ rief Eliſe und küßte dem Greiſe die Hand. „Gut, daß Du kommſt,“ fuhr ſie fort, „da kannſt Du uns gleich aus der Verlegenheit helfen und entſcheiden, ob ich Recht habe, oder die Mutter.“

„Deinen freundlichen Morgengruß, liebes Kind, erwiedere ich,“ verſetzte Anaſtaſius, „politiſche Probleme aber wage ich nicht zu löſen, am wenigſten, um Mädchen und Frauen darüber zu verſtändigen. Laßt die Politik den Staatsmännern und ſeid froh, daß Ihr Euch nicht mit Dingen abzugeben braucht, die keine Freuden gewähren. Politiſirende Frauen ſind unnatürliche Geſchöpfe. Ich wundere mich, daß meine Tochter ihr Kind ſo zeitig unglücklich zu machen bemüht iſt.“

Eliſe ließ bei dieſer Antwort des Großvaters Hand los und ſah ihn mit kindlicher Unbefangenheit an, ihre Mutter rollte die Landcharte zuſammen und ſchob dem Greiſe einen Stuhl an den Tiſch.

„Warum finden Sie es unbillig, daß Frauen ſich zu unterrichten ſuchen in den Welthändeln,

von deren Schlichtung jetzt doch so viel abhängig gemacht ist? Sollen denn die Frauen allein hinter der allgemeinen Bildung zurückbleiben?"

„Immerhin bildet Euch," erwiederte Anastasius, „nur unterlaßt jede Ueberbildung. Unterrichtet Euch, wie Ihr wollt, nehmt Theil an Wissenschaft und Kunst, aber mischt Euch nicht in die Fragen der Zeit. Es gibt nichts Widerlicheres, als eine Frau, die politische Gespräche führt und mit Männern rechten will über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit von Revolutionen. Das Weib soll sanft bleiben, die Grazie des Hauses, die mit anschmiegender Anmuth die rauhen Seiten des Mannes glättet und ihn zu harmonischer Ausbildung seines kräftigeren Naturells anleitet."

„Da sind wir ja ganz einig," sprach die Predigersfrau, und eben um dies zu vermögen, soll das Weib auch dem männlichen Handeln sich annähern, und die Sorgen für das Wohl des Staates und der Gesellschaft mit ihm theilen. Wir Frauen sind leider zu spät erst auf den Gedanken gekommen, unser inneres Leben dem äußern analog auszubilden. Zu sehr an das Haus und seine stille

Geschäftigkeit gebunden, lag die Welt um uns, wie eine verdüsterte Wüste. Wir hatten keinen Theil an ihrem Glanz, an ihrem Schmerz. Es war uns gleichgiltig, ob sie blutete oder in Freuden jauchzte, nur daheim wollten wir geehrt sein und gepflegt wie verzogene Kinder. Dies war ein Verkennen der Menschlichkeit in unserm Geschlecht und eine Herabwürdigung des Adels unserer eigenen Gesinnung. Denn steht das Weib auch zurück hinter dem Manne an Kraft und Schwung des Körpers und Geistes, an Feinheit und sicherem Wagen kommt es ihm gleich. Darum muß dem Weibe ein eben so großer Kreis zur Bildung ihres Wesens gestattet sein, als dem Manne. Je mehr es sich herauswagt in die Zirkel der schaffenden Lebendigkeit, desto edler wird es dem Manne erscheinen und desto inniger der Bund gegenseitiger Liebe sich knüpfen."

„Liebe Tochter," versetzte Anastasius mit schmerzlichem Lächeln, „das sind Ideen, die auf die traumhaften Hoffnungen unserer unglückseligen Epoche sich stützen. Du bist zwar jetzt noch mild und sanft, weil die Weiblichkeit ihren heiligenden Glanz noch nicht hinweggezogen hat von der un-

weiblich Strebenden, aber fahre nur fort in dieſem unberufenen Bilden und Forſchen, und an dem Drang der frechen Sitte hängt ſich das Kind leichtfertiger Gedankenaſſociationen. Von der Luſt am Frevel bis zum Frevel ſelbſt iſt nur ein kleiner Schritt; vom Freiwerdenwollen bis zum Raffinement toll gewordener Freiheit in Saint Simoniſtiſcher Carikatur fliegen leicht gewölbte Brücken ungeſehen empor."

„Gegen das Freiwerden des Weibes werden Sie doch hoffentlich nicht in die Schranken treten?" erwiederte Eliſens Mutter. „Gottlob, daß die Männerwelt der Gegenwart ſo frei in ſich ſelbſt geworden iſt, um die Wahrheit des Gedankens zu faſſen: das Weib ſei nur dynamiſch von dem Manne geſchieden. Frei allerdings ſoll das Weib werden und Theil nehmen an Freude und Sorge, an Entwürfen und Thaten des ſtärkeren Mannes. Denn nur dadurch wird die Sittlichkeit der Geſchichte ſich zur Moral der Religion erheben, die in der letzten Zeit tief genug geſunken iſt."

„Was muß ich hören!" rief Anaſtaſius. „Hat denn alle Welt ſich verſchworen gegen das Geſetz des Friedens, unter dem allein das

Glück der Schöpfung bestehen und gedeihen kann? Wohin ich komme, schäumt das Gift dieser Bildungs- und Emancipationswuth mir entgegen und überspült mit tödtendem Speichel das brechende Herz des frommen, rechtgläubigen Alters!"

„Da hast Du's, Mutter," fiel Elise ein und warf die Zeitungen unter einander, „wenn die alten Leute die Nachrichten von Krieg, Revolutionen, Eisenbahnen und Dampfböten sehen, werden sie immer ganz böse. Der Großvater macht's grade so, wie letzthin mein alter Pathe, der nun gestorben ist. Lege nur die Zeitungen weg, wenn uns alte Leute besuchen. Die mögen nichts wissen von der Zeit."

„Liebes, kluges Kind!" sprach die Mutter und küßte die Tochter auf die hellen Augen.

„Ja wohl, ein kluges, unglückselig weltkluges Kind!" fiel der Greis ein. „Wie glücklich wäre dies Mädchen, wüßte es nicht, daß Zeit und Zeitungen in der Welt zu finden sind. Euer Unterricht macht die Welt elend, weil durch ihn die Unzufriedenheit geweckt wird im unbefangenen Gemüth der Jugend. Emancipation heißt systematische Elendmachung des Menschengeschlechts!

Die Männer ſind es ſchon längſt; nun kommen die Weiber an die Reihe und — gerechter Gott, ſei ihnen gnädig! — gar die Kinder, die unmündigen Mädchen! Wundert Ihr Euch noch, woher der Zweifel kommt, die Luſt am Grübeln und Verachten, der Tod durch Skepſis, die Frivolität in Blick, Wort und That, die Unſittlichkeit des Gedankens, die Arroganz des Unglaubens und die Verpeſtung der Geſellſchaft? Geht in Schule und Haus, und das ganze Geheimniß iſt enthüllt. Seit die Bildung raffinirt univerſell geworden, hat der menſchliche Gedanke im Uebermuth der trunkenen Kraft die Revolution geboren. Revolutionen ſind der Rauſch der im Schaum der Gottheit ſich badenden Menſchheit. — Der Herr der Schöpfung ruft wehe über dieſes Geſchlecht!"—

„Schon wieder im Kampfe?" ſprach der eintretende Paſtor und ſuchte mit zuvorkommender Freundlichkeit den Vater zu beruhigen. „Ich glaube gar, Sie ereifern ſich über die Studien meiner Frau und deren Beſtrebungen, unſerer Tochter frühzeitig einen Begriff von dem Wollen der Welt beizubringen? Laſſen Sie ab davon, Vater; denn alles Hemmen iſt unnütz, und bringt

nur Widerstand hervor. Unser Kind wird von uns der Zeit dahingegeben, damit es weniger Leiden in sich durchfühle, als seine Aeltern, die erst spät in das offene Antlitz des heiligsten Gottes schauen konnten."

„Ich sehe, daß ich Unrecht habe und ein geschlagener Mann bin," versetzte Anastasius. „Meine Kinder sind abgefallen von mir; sie haben sich verschworen gegen meine grenzenlose Liebe. Je wärmer mein zitterndes Herz ihnen entgegenschlägt, desto heftiger weisen sie es zurück von dem erstarrten Eisklumpen in ihrer Brust. Die Liebe ist ihnen unbequem geworden, weil sie Schmerzen verursacht. Das Kind schleudert wie der meuchlerische Sohn des Südens den Dolch, nach der unbeschützten Brust der Aeltern das zweischneidige Wort. Die Revolution der Nationen geht ihrem Ende zu, denn die Völker wollen Brüder sein, aber der Aufruhr unter Kindern und Aeltern beginnt, weil der kosmopolitische Wahnsinn ihn befiehlt. So lange Friede im Hause besteht, will die Weltfreiheit nicht gedeihen. O ich begreife Dich, Zeit, besser als irgend Einer! Du bist die Hyäne, die heulend über die Kirchhöfe schleicht

und die Herzen der ſterbenden Väter und Mütter zerfleiſcht! Es iſt eine blutgierige Zeit! — Steht auf, ihr Ehrlichen und ſchlagt ſie todt, dieſe hungrige Beſtie. Seit die Zeit lebendig geworden, liegt das Herz im Todeskampfe. Das Leben der Zeit iſt der Sargdeckel des Herzens. Schließe dich über dem pulſenden Muskel, damit er aufhöre zu fühlen; dann erſt beginnt Deine volle Herrſchaft und Ströme von Thränen zerreißen nicht die Dämme, die Du als Panzer flichſt um die Kälte Deines Leibes." —

Ein unbehilfliches Klopfen an der Thür unterbrach die erſchütternde Klage des verlaſſenen Greiſes. Der Todtengräber trat ein, grüßte die Familie und ſagte zum Paſtor gewendet: „Er iſt richtig geſtorben in der vergangenen Nacht."

„Wer?" fragte der Prediger.

„Wer denn anders zum Henker, als der alte Narr, Niclas Wenzel, der die Brettmühle unten im Thale hat! Die ganze Nacht habe ich am Fenſter geſtanden und zugehört, wie er ſchrie über die Zeit und ihren Undank. Und, Herr Paſtor, ich bin ein guter Chriſt und glaub' an's Evange-

lium, wie Sie's uns auslegen, aber unrecht war's doch von den Kindern, daß ſie dem alten Narren nicht nachgaben."

„Gut, gut," ſagte der Paſtor, „beſorgt das Grab; die Erde wird ihm leichter ſein, als das Leben. Wer ſich nicht fügt, muß erliegen. Das iſt der Welt Lauf."

„Ja die Welt hat eine verdammte Manier zu laufen," erwiederte der Todtengräber. Wer ihr in den Weg tritt, den rennt ſie um, als wär's 'n leerer Schatten, und dann heißt's: Michel, nimm 'n Spaten und mach' ein Grab. Die Schatten liegen am weichſten und ſicherſten im Grabe."

Als ſich der Todtengräber wieder entfernt hatte, nahm der Pfarrer die Hand ſeines Vaters. „Lieber, ehrwürdiger Vater," ſprach er, „öffnen Sie Ihre Sinne und blicken Sie ſcharf auf die Welt. Es geht unter, wer ſich ihr opponirt, ſei er nun hoch oder niedrig geſtellt, und die Kinder übernehmen an dem hartnäckig blinden Greiſe oft nur das Amt der richtenden Geſchichte. Die Liebe der Aeltern hat die Freiheit der Lebensgeſtaltung im Terrorismus ihrer Milde erwürgt, dafür wird das emancipirte Kind, der Feſſeln brechende Geiſt

der Zeitbewegung zur Guillotine der Liebe. Verjüngen Sie sich, Vater, oder legen Sie Ihr Haupt zur Ruhe. Das Alter muß weichen oder Todtengräberdienste verrichten an seines Gleichen." —

Thränen zitterten an den grauen Wimpern des alten Mannes. Elise schlich sich an ihn heran und strich mit der feinen Hand die gefurchte Stirn des Großvaters. „Weine nicht, Großvater," sagte sie, „Du kannst immer heiter sein, wenn Du bei uns bleibst. Denn Vater und Mutter lassen Jedermann seinen freien Willen."

„Das glaub' ich," erwiederte Anastasius. Der Radicalismus ist so tolerant, daß er dem Teufel selbst Botenlohn bezahlen würde, wollte dieser sich zum Courier gebrauchen lassen zwischen Welt und Gott. Diese Toleranz ist die Schreckensherrschaft der Vernunft, weil sie mordet, was sich ihr opponirt, aber duldet, was still für sich einem andern Glauben Weihrauch anzündet. Der Radicalismus kennt keine Sittlichkeit, denn er ist das Product einer in Sittenlosigkeit zusammenstürzenden Zeit."

„Mit einigen Modificationen mögen Sie Recht

haben," warf der Prediger ein. „Gewiß aber ist es sehr lobenswerth von dem Radicalen, daß er nur den als seinen Feind betrachtet, der sich ihm in offener That entgegenstellt. Kann es irgendwo eine größere Freiheit des Individuums geben, als in dieser Art, die Ansichten zu ehren?

„Es ist die Ehre der Ruchlosigkeit, Caspar," erwiederte Anastasius, „wie die That grenzenloser Verdorbenheit, wenn ein protestantischer Prediger Personen ehelich verbindet, die gegen den Willen ihrer Aeltern aus leichtsinniger Lebenslust die Grenzen der Sitte überspringen, ohne eine Versündigung gegen den Geist des absoluten Gesetzes darin zu erblicken."

„Absolutes Gesetz! wenn ich doch nicht solche Ausdrücke hören sollte aus dem Munde eines Greises! Es gibt eben so wenig ein absolutes Gesetz, wie eine absolute Tugend. Darum auch ist weder die kirchliche Einsegnung zweier in Herz und Sinn verbundener Personen trotz allen Verboten und Befehlen von Staat und Kirche nichts Frevelhaftes; vielmehr verdient derjenige Priester, dem die gereinigte Ansicht der Zeit eine solche Handlung ohne Gewissensskrupel gestattet, den

Dank der Sittenprediger, weil er das verhindert, was die Aſceſe unter dem Begriff der Unmoralität in ein ſehr ſcurriles Syſtem gebracht hat."

„Biſt Du wirklich davon überzeugt?" fragte Anaſtaſius.

„Ich bin es als Freund der Wahrheit und der Bewegung. Feſſeln Sie die Wahrheit in die Kettenglieder eines Syſtems, ſo wird ſie roſtig und ſtirbt im Moder des ſtagnirenden Gedankens. Die Wahrheit muß loſe einhergehen als die Speculation des Weltgeiſtes, denn die Speculation iſt die bewegende Kraft des Weltorganismus."

„Tochter," ſprach Anaſtaſius zur Gattin ſeines Sohnes gewandt, „biſt Du glücklich an der Seite dieſes Mannes?"

„Wir verſtehen uns," erwiederte die Gefragte, „und damit auch unſere Eliſe dereinſt des nämlichen Glückes ſich erfreuen möge, erziehe ich ſie mit mütterlicher Sorgfalt zu einem hell ſehenden Weibe. Iſt irgend etwas vermögend, den Ueberſchwang des productiven männlichen Geiſtes zu ermäßigen, ſo muß es die Anmuth der Weiblichkeit ſein, hingegeben an die Freiheit ihrer innern Entfaltung. Das Weib, auf gleiche Höhe der

Bildung gehoben wie der Mann, wird diesen zügeln, sobald er übergreifen will in der Keckheit seines productiven Wollens. Erst diese Freigebung der Menschennatur im Weibe an die Sanftmuth des Gottes, der in ihm waltet, gebiert die wahrhaftige Liebe, die jetzt in der Ehe nur ausnahmsweise zu finden ist. Das Versinken der Männerwelt in den Schlamm der Gesinnungslosigkeit ist Product einer Ammenschwachheit, die dem weiblichen Geschlecht aus allzugroßer Zärtlichkeit die freie Luft verwehrte, um die Zartheit der Formen zu erhöhen. Weil der Mann nicht Befriedigung findet im geistigen Verkehr mit dem Weibe, überläßt er sich dem Schwärmen von Individuum zu Individuum. Der Mangel des geistig Bezaubernden in der bisherigen beschränkten Weiblichkeit bedingt die Sittenlosigkeit einer kraftvollen Männernatur. Nur der Schwächling am Geiste konnte treu bleiben dem Weibe, das nicht seine Tiefen ergründen wollte, sie oft nicht einmal sah, und keinen Theil hatte an dem Schmerz des Bewußtseins, daß er mit dem geistigen Theil seines Wesens auf Erden allein stehe."

„Nun wahrlich," entgegnete Anastasius, „die

Männerwelt der Gegenwart muß ganz eigenthümliche Gelüste in sich verspüren, wenn sie von dem Weibe verlangt, es solle Theil nehmen an ihrem verwickelten Treiben. Stellt sich dieses Bedürfniß wirklich heraus, so beweist dies nur für die Ueberfeinerung des Genusses, an dem die Natur hinsiecht und alle wahre Gesundheit verloren geht."

„Bildung ist nicht Krankheit," sprach der Pastor. Leider gibt es Narren genug, die ihre eigene Leerheit unter diesen Seufzern der Bequemlichkeit zu verstecken suchen, und am häufigsten findet man sie unter dem Stande, dem ich angehöre. Bildung ist unbequem und verursacht Schmerzen, weil sie immer im Stillen nach dem Vernunftgemäßen einer Handlung oder eines Geschehenden fragt. Wahre Bildung kehrt sich gern auf, so lange sie noch mit sich selbst und ihrem Gegner, der kopfhängerischen Beschränktheit, ringen muß. Sie würde sogar gegen Gott eifern, wenn sie ihn nicht selbst in sich trüge."

„Immerhin trage Du Deinen Beichtkindern diese Grundsätze vor," sagte Anastasius, „so wirst Du Dich bald als Hauptmann einer civilisirten Räuberbande betrachten können."

„Auch dies würde mich mehr erfreuen, als das Hüteramt einer geduldigen Heerde kahl geschorener Schafe.“

„Würde es?“ schrie mit emporsträubendem Haar der Greis, „würde es Dich wirklich freuen?“ Er stand mit schwankend vorwärts gebeugtem Leibe und zitternd ausgestreckten Armen vor dem ruhigen Sohne, angstvoll einer Antwort harrend.

Der Pastor zuckte die Achseln. „Sie verlangen die Wahrheit zu hören aus dem Munde eines Predigers,“ sagte er nach kurzem Schweigen, „sie wird Ihnen drückend erscheinen. Ich bin zwar gern mild, aber es gibt Augenblicke in den Zeiten des Ueberganges, wo Milde oft härter scheinen möchte, als eine heftig und rücksichtslos ausgesprochene Wahrheit. Und diese zwingt mich, zu bekennen, daß Demuth nicht jederzeit eine Tugend ist, selbst nicht bei dem Geistlichen. Es gibt einen geistlichen Stolz, den ich auch in seinen Extravaganzen ehre. Extravaganzen verrathen Kraft, Beschränkung Furcht und Schwäche. Ich achte nur den eroberungslustigen Geist im Menschen, nicht den friedensdürstigen.“

„Auf, auf! Mein Pferd! Mein ganzes fünf

und ſiebenzigjähriges Leben für ein Pferd!“ tobte zitternd vor Zorn und Schmerz der Greis in dem engen Zimmer. „Es iſt vorüber mit meinem Hoffen, das letzte meiner Kinder hat mir das Herz zerſchnitten mit ſcharfem Meſſer!“ — „O,“ fuhr er fort und ſtellte ſich hochaufgerichtet in der Begeiſterung des Zornes vor dem ruhigen Sohn, „o, das wußte ich wol in der Angſt meiner ahnenden Seele, daß die Apoſtaſie eines Gottesgelehrten furchtbarer und ſchonungsloſer ſich geſtalten müſſe, als die eines jeden andern Menſchen! Zuſammengedrängt liegen die Kräfte unter dem Bande der beſchwichtigenden Doctrin, bis der Gürtel reißt und das Ungeheuer hervorbricht mit Ingrimm und Zerſtörungsluſt! Faſſe mich doch an, Du, nach dem ich verlangte im Nebeldunſt der Wüſte, im Aetherduft der Alpenlandſchaft, im Silberglanz der getäfelten Salons, wo die Civiliſation aromatiſche Gifte ſervirt und fluchwürdige Revolutionsgedanken als Nachkoſt verſpeiſt, eingehüllt in den Zuckerguß einer perfiden Höflichkeit! Zerre mich an dem Silber meines Haupthaares und flicht Dir eine Leiter daraus, die Dich zum Himmel trägt, wenn

Dein eigenes Leben und Wirken Dir nur nach abwärts Stufen baut, um bequem Dich zur Hölle zu geleiten! — Auf, auf, mein Pferd! Ich will fort, ich will heim in die Gruft, wo meine Gattin ruht, die glückliche Todte so vieler unglücklicher und unglückseliger Kinder! Hinunter, Gefühl und Empfindung! Verbirg dich im verwirrten Schlage des Herzens! Dämme die Ströme des Lebens, daß sie überschäumen und den Geist hinwegtragen aus dem Kerker, der ihn umschließt!" —

„Lieber Großvater," bat Elise, furchtsam die Arme nach ihm ausbreitend, „werde gut und bleibe bei uns. Ich will nicht mehr die Zeitungen lesen mit der Mutter."

„Fort von mir, Schlange, ausgebrütet in der Hitze der buhlerischen Sittenlosigkeit! Fort von mir! — Glaubt nicht, daß ich sanft bleiben werde, wenn kein Rest von Mitgefühl vorhanden ist in euren Herzen für den Gram eines Vaters, der an der Apostasie seiner Kinder von der grenzenlosen Liebe seines Vatergefühls stirbt. Es ist neu, modern, wie Ihr's nennt, eine Pikanterie der Zeit und ihrer tollen Diatriben, daß ein

Greis durch die Welt ſtreift, um ſein Haupt von Herz zu Herz zu tragen und überall nur einen kalten Stein zu finden. Kinder, Kinder, wahrt Euch vor der Rache meines Schmerzes, damit Ihr nicht verlaſſen ſterbt vor der Zeit, weil Ihr zerfleiſcht habt das Herz Eures unglücklichen Vaters!" —

Der verlaſſene Greis ſank ermattet auf einen Stuhl. Der Paſtor trat zu ihm und ſchüttelte dem Vater die Hand. „Es iſt tragiſch dies Schickſal," ſagte er, „aber ich kann es nicht ändern. Die Geſchichte iſt hart, weil ſie die Probe macht auf die Aufgabe, die der Radicalismus löſt in der Conſequenz ſeines wahrhaftigen Strebens nach Freiheit. Sei ſtark, alter Vater, und fluche den Kindern nicht, die in der Zeit, deren Träger ſie ſind, der Zeit mehr gehorchen, als dem Herzen!" —

Anaſtaſius richtete ſich auf, die weißen Haare um die kahle Stirn ſchüttelnd, wie ein zürnender Löwe ſeine Mähne. „Nein," rief er, „ich will treu bleiben meinem Glauben, und ſo lebt, wie Ihr's verdient! Mein Vermächtniß an Euch und die Zeit ſei mein tief empfundener, herzlicher

Fluch über alle Apostaten. Gibt's einen Gott, so wird er diesem Fluche ein glückliches Gedeihen schenken." —

Kurze Zeit darauf verließ Anastasius die Predigerwohnung. Elise war untröstlich über den Jammer des Großvaters, die Mutter aber wußte sie zu beschwichtigen durch sanft belehrende Worte. Der Pastor sah sinnend dem im Walde verschwindenden Wagen nach und sprach in halblautem Flüstern: „Es ist schwer zu ertragen, aber doch Alles erst im Anfange begriffen. Noch haben die demokratischen Ideen die Bastille nicht erobert, in denen die gesunde Vernunft gefangen sitzt. Es werden noch viele Opfer fallen bis zum Tode des neuen Robespierre, der sicher nicht ausbleiben wird in dieser Revolution, wo der Geist der Vergangenheit kämpfend aufsteht gegen den Geist und die Hoffnungen der Zukunft." —

13.

Dunkle Herbstnebel lagen auf den Bergen, die Natur vereinsamte wieder in der Melancholie ihres

Sinnens und Träumens und ergab sich ohne Widerstand dem Siege der Nothwendigkeit. In der kleinen Residenzstadt, dem Stammorte der Familie Anastasius, hatten die Wintervergnügungen wieder begonnen. Gesellschaften wurden gehalten, Bälle eröffnet, in größeren und kleineren Zirkeln suchte man der Einförmigkeit der strengeren Jahreszeit zu entfliehen. Auch die Familie Mildenstein vereinigte um sich den Kreis ihrer Freunde und belebte durch ein engeres Anschließen an die Zeit und ihre Ereignisse mehr als andere gesellige Vereine die verschiedenen Ansichten zu einem interessanten Ganzen.

Seit längerer Zeit waren keine Nachrichten von dem geheimen Rathe eingegangen, und man würde ernstlich um den schwächlichen Greis besorgt worden sein, hätten nicht mächtigere Interessen die Gemüther in Anspruch genommen. Seit Jahresfrist war eine große Veränderung in der Umgegend vorgegangen. Das allgemeine Culturbestreben, das früher nur in leisen Schwingungen kleinere Staaten sanft bewegte, drängte sich immer unbescheidener und lautere Anerkennung fordernd den Grenzen des Landes näher. Die Einwohner

correspondirten mit den anliegenden größeren Staaten und standen geistig in engem Verkehr mit den Tendenzen der Zeitbewegung. Das Bedürfniß des Fortschreitens ward immer lebhafter auch in der eng begrenzteren Kleinbürgerlichkeit. Der Handelsgeist, der ungebändigt am ehesten übergreift in die halblauten Wünsche einer gesammten Zeithoffnung, stellte der Regierung Fragen, die wie Forderungen klangen, und ohne Unzufriedenheit zu erregen, nicht zurückgewiesen werden konnten. Das Rasseln und Klirren des Eisens hallte bald dumpf wie Kettengeräusch aus dem Innern der Erde, bald brach es sich, wie ein Freiheitsseufzer der lang Gefesselten, Bahn zu den Ohren der Nationen und verlangte freies Gehör.

So kam es, daß die Regierung des kleinen Staates sich genöthigt sah, Anstalten zu einer Handelsverbindung mittelst einer Eisenbahn mit den benachbarten Ländern zu treffen. Ein Halbjahr genügte, den Plan zu entwerfen, die Ausführung zu beginnen, und die Bewohner der Residenz sahen sich durch diese Thätigkeit in eine Art von Conner gesetzt mit culturgeschichtlichen

Fragen, und vergaßen über der großen Zukunft die kleine, verkümmerte Gegenwart. Der Egoismus verlor ſich zwar nicht, aber er erhielt eine tugendhaftere Richtung. Man vergaß den Qualm der Stubenpolitik und wagte ſich, wenn auch ſchüchtern, in's Freie. Als der Herbſt herankam, bot die Gegend einen erfreulichen Anblick; das Volk ſchien völlig umgewandelt, die Hoffnung pflanzte ihre Fahnen auf in jedem Geſicht, und wer gedrückt einherſchlich und kummervoll, war entweder zu alt, um den Muth der Zeit zu begreifen, oder zu beſchränkt, um den großen Wurf eines kecken Geiſtesaufſchwunges nach einem unberechenbaren Ziele mit ſeinen bänglichen Zweifeln und Gewiſſensſkrupeln vereinigen zu können.

Vor Allen zeichneten ſich die Kinder des fernen geheimen Rathes durch die Betreibung dieſer induſtriellen Bewegung aus und hatten, um Furchtſamern ein glänzendes Beiſpiel zu geben, mit lobenswerther Freiſinnigkeit dem allgemeinen Beſten große Opfer gebracht.

Eines Abends, die Sonne war längſt hinter den Bergen hinabgeſunken und nur düſter glitzerten

die Sterne durch den bleichen Nebelschleier, der vom Nordwinde gespenstisch durch die Luft gerissen wurde, näherte sich der Residenz ein Reisewagen. Der Inhaber desselben öffnete die herabgelassenen Fenster, um einen Blick auf die Gegend zu werfen. In der Ferne schimmerten düster durch den Nebel die Lichter der Stadt, das Schloß und einige Kirchthürme ragten in ungewissen Umrissen in die trübe Herbstnacht. Der Reisende schien etwas in der Gegend zu vermissen. Immer angestrengter versenkte er sein Auge in die näherrückenden Gegenstände, und schüttelte immer heftiger, besorgter sein weißes Haupt. „Träume ich denn?“ sprach er zu sich selbst und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die Augen, „oder täuscht mich der Nebel mit seltsamen Luftgebilden? Hier ist doch ein Damm, der sich von den Bergen herab nach der Stadt hinzieht. Und Thorwege, scheint es, durchbrechen ihn oftmals. Seltsam, seltsam!“

Er rief den Kutscher an und fragte, was diese Veränderung zu bedeuten habe?

„Das ist die Eisenbahn, gnädiger Herr,“ versetzte dieser und beschrieb mit der Peitsche einen Kreis, um die Richtung derselben anzugeben.

„Ja," fuhr er fort, „der gnädige Herr wird sich wundern über die Veränderungen, die seit einem halben Jahre hier vorgegangen sind. Das ist Alles ein Damm und ein Wall, und aller hundert Schritte eine Brücke und Schleuße, um die Wasser hindurch zu lassen, wenn der Fluß austritt. Die Bahn geht mitten durch die Stadt über Alles, was ihr im Wege stand, und es war gar eine Lust anzusehen, wie Groß und Klein, Vornehm und Gering sich beeiferte, Theil zu nehmen an der neuen wunderlichen Straße. Obgleich ich nichts davon verstehe, habe ich doch auch ein paar Actien, wie sie's heißen, genommen und bin recht damit zufrieden. Kein leichterer Verdienst, als mit diesem Actienhandel."

Der Reisende lehnte sich wieder in den Wagen zurück und schloß die Augen, als ob er dadurch das Drückende dieser Culturversuche von sich abwenden könnte. Er hörte, wie der Wagen durch die gewölbten Thorwege hindurchrollte, die man über die Straße gebaut hatte. Sein Herz ward ihm von Minute zu Minute schwerer, je näher er der Stadt kam. Er fragte den Kutscher abermals, ob er den Secretär Mildenstein kenne?

„Den Director der Eisenbahn?“ fragte der Fuhrmann.

„Nein, den Secretär des Herzogs.“

„Nun das ist all eins heut zu Tage,“ versetzte Jener. „Ob ich den kenne!“ fuhr er fort. „Der gnädige Herr muß lange nicht hier gewesen sein, um so zu fragen. Mildenstein und sein Schwager Florentin Anastasius, das sind die größten Männer im Herzogthume. Von ihnen allein hängt Alles ab, was sich im Lande begibt. Sie schalten und walten nach dem Wunsche des Publicums und leiten die ganze Unternehmung. Die Bevölkerung ist verwandelt. Es trägt jeder den Kopf um ein paar Zoll höher und wir Lohnkutscher müssen ganz demüthig beistimmen, wenn's so 'nen Strumpfwirker einfällt, uns aus einander zu setzen, wie künftig sein Kram in alle Welt gehen wird. Ich weiß mich aber zu trösten; ich kaufe frischweg Actien, und das ist ein guter Verdienst, der kein Kopfzerbrechen kostet, wenn Einer sonst genau Acht gibt auf Fallen und Steigen.“

„Es ist gut,“ unterbrach ihn der Greis, „ich weiß hinlänglich genug.“ — Wieder lehnte er sich

in den Wagen zurück und erwartete in ſtumpfer Abſpannung den Augenblick, wo er ſein Haus erreichen würde. Der Kutſcher fragte, wo er logiren wolle. „Beim Secretär Mildenſtein," antwortete ſtotternd der Reiſende.

„Sapperment, Sie müſſen den Mann Direktor nennen, ſonſt kriegen Sie's zu thun mit dem Publicum."

„Schon gut? es iſt mein Sohn."

„Ach, ſo! bitte um Entſchuldigung." — In wenig Minuten hielt der Wagen vor Mildenſteins Wohnung und mühſam wickelte ſich der alte Anaſtaſius aus dem Reiſeanzuge, in den er ſich gehüllt hatte.

„Gottlob," ſagte er, „da bin ich ja wieder in meiner Heimath. Mag nun kommen, was da will, der Ort, wo ich ſterben werde, iſt mir doch geblieben."

Bei Mildenſtein hatte ſich eine kleine Abendgeſellſchaft verſammelt, beſtehend aus gleichgeſinnten Freunden, die ſich mehr als gewöhnlich um die Forderungen der Zeit bekümmerten. Mit lautem Jubel vernahmen Mildenſteins Kinder die Rückkehr des Großvaters, weniger erfreut ſchien

die Mutter und über das Gesicht des Vaters schlich sich ein leiser Schatten von Mismuth.

Die Kinder waren dem Großvater entgegengeeilt und führten ihn mit unverhohlener Freude in das Gesellschaftszimmer. An der Thür empfingen den Zurückkehrenden seine Tochter, Florentin und Mildenstein, alle herzliche Freude zeigend, den so lang Entbehrten wieder unter sich zu sehen.

„Da bin ich, Kinder," sprach der seit Jahresfrist sehr gealterte Greis, „und ich denke nun bei Euch zu bleiben, wenn Ihr mich behalten wollt. Die Welt kenne ich und mag nichts mehr von ihr wissen. Bei Euch nur, Kinder, will ich bleiben, in Euren Armen ruhig sterben. Wollt Ihr mir's gönnen?"

„Der pfeift aus einem sehr hohen Tone," sagte Florentin und trat in eine Ecke des Zimmers. „Voriges Jahr, als er fort ging, hatte er noch so was Geheimräthliches an sich, jetzt aber ist das glücklich vom Sturm und Wetter der Zeit heruntergewaschen. Der Egoismus bricht, wenn ihm auf Reisen die Demokratie ein Bein unterschlägt."

Emilie nahm den Vater im Arm und ſuchte ſeinen Ideengang auf etwas Anderes hinzuleiten. „Sie kommen in ein recht buntes Leben hier," ſagte ſie, indem ſie den Kindern befahl, dem Großvater alle Bequemlichkeiten herbeizuſchaffen. „Alles hat ſich ſeit Jahr und Tag ſehr verändert, Menſchen und Sachen, Natur und Leben. Wir ſind andern Ländern um einen Schritt näher gekommen."

„So ſcheint es," ſagte Anaſtaſius „und Du," wandte er ſich zu Mildenſtein, „biſt ſogar Director der neuen Unruhen geworden, wie ich höre? Regiere und gebiete denn mit Verſtand, damit Dich der Würgengel dieſer eiſernen Volksherrſchaft nicht erdrückt."

„Haben Sie Bekanntſchaft gemacht mit dieſem Scepter?" warf Florentin ein. „Auf Reiſen wird man klug, ſagt das Sprichwort, und wer zuvor ſchon weiſe war, muß gar als ein Halbgott nach Hauſe kommen. Wie fanden Sie den Geſchmack in der Welt? Nicht wahr, das Pikante war durchgängig vorherrſchend."

„Ermüdend, Florentin, wie alles Leben und Streben," verſetzte Anaſtaſius, „und es ſcheint

faſt, als habe ſich auch bei Euch unterdeß das geſchäftige Ennuy eingefunden. Ich, liebe Kinder, bin der Alte geblieben, Ihr ſeid neuer, moderner geworden. Laßt uns dies nicht ſtören. Ich habe dulden gelernt und will mich gern bequemen bis ans Ende; nur Ruhe, Kinder, und Schweigen über das Geraſſel der Zeit und ihr dampfendes Verflüchtigen des großen Weltelends bedinge ich mir aus. Meine übrigen Kinder, Eure Geſchwiſter, haben mich verſtoßen, ſie hangen, wie Blutegel an dem Halſe der Zeit. So nehmt Ihr mich denn wieder auf, Emilie, Florentin, nehmt Euren alten, ſchwachen Vater auf; denn Ihr ſeid doch gemäßigt."

„Bitte ſehr, Herr Vater, machen Sie nicht zu große Anforderungen," ſagte Florentin. „Von Mäßigung kann bei uns nicht eben die Rede ſein, da wir Alles mit Hochdruck zu erzwingen ſuchen."

„Ich kenne Dich, Florentin," erwiederte Anaſtaſius. „Du biſt heftig, aber Dein Herz iſt gut. Wir werden uns ſchon vertragen. Gib mir Deine Hand."

„Das iſt billig. Hier, Vater, haben Sie meine Hand, doch muß ich Ihnen im Voraus ſagen, daß ſie nur dem Volke, der Zeit, der Induſtrie gehört. Keine Faſer an ihr, die Mitgefühl hegt

für das blos Individuelle. Darnach, bitte ich, mag der Herr Vater sich richten."

„Wohl gesprochen und verständlich," versetzte Anastasius. „Doch gehe ich darauf ein, weil doch noch einige Billigkeit darin liegt. Die Welt ist größer und ewiger, als ein alter Graukopf. Er muß der Gewalt weichen. Lieber Sohn, habe Geduld, und Du wirst zufrieden sein mit mir."

Ein ähnliches, wenn auch minder schroffes Geständniß ihrer Gesinnung gaben Mildenstein und dessen Gattin; nur die Enkel suchten sich fern zu halten von der kalten Großherzigkeit der Erwachsenen, und waren bemüht den düstern Geist des Greises durch Erzählung der Erlebnisse eines ganzen Jahres zu erheitern. Emil prahlte in kindischer Eitelkeit mit seinen unterdeß erlangten Kenntnissen, Minna zeigte dem Großvater ihre Versuche in Stickereien und that sich nicht wenig darauf zu Gute, auf den Landkarten die Stellen angeben zu können, die in England und Frankreich von Eisenbahnen durchschnitten wurden und in Deutschland demnächst einer ähnlichen Veränderung entgegen sahen.

„Das Alles," schloß das lebhafte Kind ihren Bericht, „hat mich Doctor Polterer gelehrt, der alle Tage eine Stunde zu mir kommt und die neusten, schönsten Geschichten aus der weiten, weiten Welt mir und Bruder Emil erzählt."

„Ist der alte Graukopf auch zum Narren geworden?" murmelte Anastasius. „Mein Gott, diese Krämpfe scheinen ordentlich epidemisch zu werden, wenn die Aerzte nun gar die Eisenbahnen wie die Blutadern im menschlichen Körper ihrem confusen Gehirn einzuprägen suchen."

„Auch schöne Geschenke haben wir erhalten," sagte Emil. „Willst Du das Meinige sehen, Großvater?"

„Heute nicht, Kind, Morgen, wenn ich wieder kräftig sein werde und einen Gang durch den Garten gemacht habe."

„Durch den Garten!" riefen beide Kinder auf einmal aus. „Was Dir für närrisches Zeug einfällt, Großvater!" sprach Emil. „Im Garten geht Niemand mehr spazieren," setzte Minna hinzu.

„Desto besser," sagte Anastasius. „So bin ich ganz allein und kann an Erinnerungen der Vergangenheit den Mismuth vergessen, der mir

die Gegenwart mit ihrem Geränsch und Dampf verursacht."

„Ja an Dampf wird's nicht fehlen," lachte Emil, „und ich bin schon neugierig, wie er Dich fortjagen wird mit Deinen Erinnerungen."

„Werde bescheidener, Kind," rief ihm der Großvater nach, „sonst wirst Du nicht gern gesehen werden im Leben." —

Mildenstein, bisher durch Geschäfte abgehalten, ein Gespräch mit seinem Schwiegervater einzugehen, nahm jetzt Platz an seiner Seite. „Nun lassen Sie uns ein trauliches Wort mit einander reden," sagte der Secretär, ganz in alter Herzlichkeit die kalten Hände des Greises zwischen den Seinigen drückend. „Es freut mich wahrhaft, daß Sie wieder zu uns gekommen sind, wenn mich auch der Grund davon betrüben möchte. Wir sind Alle gebunden an den Zwang einer unerbittlich-harten Willensmeinung, ich meine die der Ideen. Mehr oder minder kann sich auch jeder Einzelne dieser Macht bequemen, ohne seine Selbstständigkeit zu verlieren. Es ist der Geist Gottes, der lauter als je herabsteigt auf die Erde und zu dem Menschengeschlecht. Er wird lebendig in den

entfesselten Elementen, und sind wir nur umsichtig genug, die freigelassenen zu zügeln, so bemächtigen wir uns in einem gewissen Sinne der Schöpferkraft des Gottes selbst und stellen uns auf Erden ihm gleich. Das höchste Ziel, das sich der freie, thätig bewegte Menschengeist stecken kann!"

„Ich hätte zwar Vieles gegen Deine Worte einzuwenden," entgegnete Anastasius, „aber ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, da nicht zu widersprechen, wo eine auch nur künstliche Einigung irgend denkbar ist. Doch sage mir, wo meine Tochter Emmeline bleibt?"

„Die gewappnete Jungfrau? Das Glück der Bewegung?" sagte Mildenstein. „Erfahren Sie, verehrter Vater, das Emmeline während Ihrer Abwesenheit ihr Herz einem jungen Manne geschenkt hat, der werth ist Einer der Tüchtigsten unter uns genannt zu werden."

„Also Emmeline, meine holde Emmeline ist Braut!" rief frohlockend Anastasius. „Nun von ihr bin ich gewiß, daß sie eine Wahl getroffen hat, der ich meine ganze Beistimmung geben kann. Gott segne das liebe, gute, hoffnungsvolle Kind! —

Und wie, Mildenstein, wie heißt ihr Geliebter? Was für ein Geschäft betreibt er?"

„Den Namen wird er Ihnen selbst nennen," erwiederte der Secretär, „daß er Kaufmann ist im edelsten Sinne des Wortes, dies zu sagen hat er mir erlaubt."

„Ist er ein Kind der Stadt?" fragte Anastasius.

„Durch Verehelichung mit Emmeline hofft er es zu werden. Beide haben eine Abendgesellschaft besucht, die dem Bräutigam zu Ehren, dessen Geburtstag heut ist, von einem seiner Freunde gegeben wird. Morgen, hoffe ich, soll Emmeline um Bestätigung ihres Glückes selbst bei Ihnen einkommen."

„Das richtet mich wieder auf, Mildenstein," versetzte der geheime Rath; „denn ich kam wahrhaftig mit zermalmtem Geiste, mit zerschlagenem Gemüthe hier bei Euch an. Dieses gewaltsame Echauffiren aller Kräfte macht mir bange. Ueberall, wo ich hinkam auf meinen Reisen, tobt und pocht und lärmt dieselbe Ungeduld des Lebens, und hindert jeden Genuß froher Verschwiegenheit. Meine sämmtlichen Kinder sind diesem Nothruf der Zeit gefolgt, den ich blos als das letzte Mittel

betrachten kann, ſich noch auf die Lebensdauer eines Menſchenalters hin mit einigem Anſtande aufrecht zu erhalten. Unſere Zeit gleicht einem ehemals reichen Manne, deſſen Capitale verloren gegangen ſind in unglücklichen Speculationen. Um den Schein zu retten, macht er ein großes Haus, vergräbt ſich im Todtenſchimmer von Glanz und Pracht, und iſt froh, wenn er ſterben kann, ehe das große Deficit ſeines eingebildeten Lebens offenkundig wird."

„Ihnen zu widerſprechen, wäre nicht an der Zeit," erwiederte Mildenſtein, „obwol ich geſtehe, daß ich durchaus eine andere Ueberzeugung gewonnen habe. Es iſt gegenwärtig Alles Capital geworden, lieber Vater, und nichts liegt mehr ruhig und feſt in der wohl verwahrten Truhe. Wie der Gedanke ſich bewegt im emporſchnellenden Körper der Zeit, ſo curſiren auch die materiellen Güter. Früher klimperte man blos mit Gold und Silber. Dieſe beiden Metalle hatten eine Art Privilegium erhalten von der Natur, das ihnen einen Vorrang vor allen übrigen ſicherte. Neuerdings hat man jedoch entdeckt, daß Kohlen, Steine und andere Materialien ganz denſelben Werth

haben, werden ſie mit geiſtiger Schwungkraft belebt und in das Geleis der Bewegung geſtoßen. Durch dieſes Gleichmachen der Stoffe, die Demokratie im elementariſchen Leben, erhält der bloße Gedanke ſchon Geldwerth, weil der Geiſt immer höher ſteht, als die Materie. Die Baſis der Zeit genügt zum Theil ſchon, eine glückliche Speculation zu begründen. Iſt die Idee ſolid in ihrer Hoffnung, ſo fällt der Gewinn dem hellen Kopfe unbedingt zu. Darum ſoll es mich gar nicht wundern, wenn gänzlich Mittelloſe, nur der Schwungkraft der Idee in ihrer Bewegung und dem Credit des productiven Gedankens in ſeiner induſtriellen Betriebſamkeit vertrauend, in kurzer Friſt der Speculation ein Capital abgewinnen, das reell ſo tiefen Fond hat, als ideell. Um nur ein Beiſpiel für dieſe Anſicht aufzuſtellen, erinnere ich an unſern Verwandten in Frankfurt. —

„Meinſt Du den Kaufmann Bernhard?"

„Denſelben! Sie wiſſen ſelbſt, wie unbemittelt dieſer kräftige Mann in die Handelswelt trat in einer Zeit, wo aus jeder Miene des Kaufmanns das Mistrauen ſah und Niemand auf den bloßen

glücklichen Erfolg hin creditirte. Allein Umsicht, richtiger Tact, keckes Auffassen der Verhältnisse und ein ruhiges Wagen gaben der Idee, die Bernhard verfolgte, das Gewicht eines liegenden Capitals. Man vertraute dem Geiste so viel wie dem Klange des Goldes, und ein Jahrzehend genügte, einen armen Mann zu einem reichen Banquier zu machen. Jetzt stehen wir mit diesem Fürsten der Speculation in Verbindung; wir haben durch sein bloßes Wort Credit jenseits des atlantischen Meeres und die Interessen des idealen Capitals, das in Europa wuchert, schießen in amerikanisches Leben über und treiben den Lebenspuls zurück in ihr Mutterland. Dies ist der Grund, weshalb ich Ihrer Meinung, die in all' diesen Anschwellungen des vollkräftigen Jahrhunderts einen bloßen glänzenden Leichenconduct gewahrt, nicht beizupflichten vermag."

„Es ist aber doch niederdrückend," seufzte Anastasius. „Diese Elasticität des geistigen Lebensgehaltes, gestützt auf Hoffnungen, Siege und Träume, liegt tödtend auf meinem ernüchterten Verstande. Die Welt schwärmt, als wäre sie ein sorgloses Kind und doch ist die Sorge allein

auch wieder all dieſer Schwärmerei ſeltſame Mutter. Wo iſt hier ein Grund und Boden, um Fuß zu faſſen, zu gehen, zu ſtehen und nicht zu ſchwindeln? Und wo bleibt der Glaube an die Unbeſiegbarkeit der Allmacht deſſen, gegen den all Euer Streben doch umſonſt und nur ein ohnmächtiger Verſuch revolutionirender Kinder iſt?"

„Dieſer Glaube liegt in der Thatkraft des Selbſtvertrauens," verſetzte Mildenſtein. „Er iſt gebunden an die Vollendung des großen Ideenkreiſes, innerhalb deſſen unſere Erde ſich bewegt, wie in ihrer Atmoſphäre. Dieſer Ideenkreis, geflochten aus den Goldfaſern der Speculation, legt ſich wie ein heiliger Kranz um den Scheitel der Erde, und wird zur goldenen Krone emporwachſen, wenn die eiſerne zuvor ihren ſtarren Reif den Schläfen dieſes Weltkörpers eingedrückt hat. Gott ſelbſt, froh des Triumphes, den er nach langem Harren jetzt endlich auch in lebloſen Dingen feiert, wird ſeinem liebſten Kinde dieſe Krone überreichen."

„Hör' auf, um Gottes Willen, hör' auf!" rief Anaſtaſius. „Faſſe dieſe Handelslogik, wer es vermag, dieſe Philoſophie der Induſtrie — ich

kann sie nicht begreifen. Mein Leben begann in einer ruhigeren Epoche und möchte gern auch enden in der Abgeschiedenheit eines milden, dunklen Erdenwinkels. Thut, speculirt und erjagt, was Ihr wollt, nur mir, Eurem unglücklichen Stammvater vergönnt so viel Ruhe, als ich nöthig habe, mich zu sammeln zum Scheiden von der Welt der Unruhe und einzugehen in die der Ruhe."

Es war spät geworden. Mildenstein gab gern dem greisen Vater nach, wenn ein Zurücktreten sich vereinigen ließ mit dem Vorwärtsruf der Zeit. Müde, aber doch getragen von Hoffnungen und Wünschen für das Glück Emmeline's streute die erste Nacht in der Heimath eine bunte Fülle blühender Träume über Anastasius' Lager aus.

14.

Die Morgennebel lagen noch silberglänzend im Thale, als der geheime Rath, von Sehnsucht nach seinen Lieblingsorten getrieben, schon das Lager verließ. Ein scharfer Herbstwind schüttelte die welken Blätter von den Bäumen und verstreute sie wie Moderblumen auf die in Todes-

ſchlaf verſinkende Erde. Anaſtaſius verließ ſchweigend das Haus und ging nach den Garten, den er ſelbſt mit aufopfernder Liebe angelegt hatte. Das einzäunende Stacket war ſchadhaft geworden, die Thür unverſchloſſen. Verwundert ſah er ſich um und gewahrte überall vernachläſſigte Hecken, zertretene Beete. Seltene Gewächſe lagen in den verwilderten Gängen umhergeſtreut, ein breites Wagengleis führte über die ſchönſten Rotunden und Raſenplätze. Der Greis konnte nicht begreifen, was hier geſchehen ſei. Es erfaßte ihn ein ſo gewaltiger Schmerz über die Vernachläſſigung ſeiner liebſten Anlagen, daß er nicht einmal einen lindernden Seufzer dafür in ſich fand. Auf wohl bekannten Wegen, die alle durch zahlloſe Fußtritte ausgetreten waren, wandte er ſich dem Wäldchen zu, das, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, einen Ueberblick über einen Theil der Stadt und den nahen Gebirgszug darbot. Dort hatte ſich der Greis einen Pavillon erbaut und ihn mit Gaben der Liebe und des Glückes zum ſtillen Haustempel ausgeſchmückt. Dieſer Ort war ihm noch theurer geworden, ſeit ſeine Gattin den letzten Athemzug darin verhaucht hatte. Dort

glücklich zu ſein in der Rückerinnerung an vergangene Tage war der harmloſe Wunſch ſeines beſcheidenen Alters.

Die fallenden Nebel verhinderten ihn an einer Umſicht. Schon hatte er einen bedeutenden Raum durchmeſſen und noch immer wollte die Höhe ſich nicht zeigen. Er blieb ſtehen und ſah ſcharf durch den ſchwimmenden Dunſt. Wagengeraſſel näherte ſich, das widerliche Geräuſch vieler Schiebkarren ſchrillte eintönig durch die ruhige Morgenluft. „Curios," ſagte der Greis zu ſich, „ich bin hier in der Nähe des Kirchhofes und doch hört man von der fernen Landſtraße her den Lärm des Lebens." — Eben im Begriff weiter zu gehen, zerriß ein Sonnenſtrahl den Nebel und zeigte auf einige Augenblicke die ganze Gegend in voller Beleuchtung. Enttäuſcht ſtand der Greis wie vom Schlage gerührt. — Ein hoher Erdwall zog ſich in ſchnurgerader Richtung bis in die weiteſte Ferne mitten durch Felder, Gärten und Anlagen. Sein kleiner Park war vernichtet, die Trümmer ſeines Pavillons lagen in der Nähe umher; Vieles davon hatte man zu Stäben und Schutzbarieren auf der Eiſenbahn verbraucht, die dicht an ihm

vorüberzog. Die Anhöhe war durchstochen, zum Theil ganz abgetragen; gerade da, wo der kleine Tempel gestanden hatte, waren Arbeiter beschäftigt, die ersten Schienen auf eichenen Rippen zu befestigen.

Die Erfahrungen der letzten Wochen hatten den alten Mann gelehrt, Dinge mit Ruhe zu ertragen, von denen sich früher sein ganzer Stolz einer festen Ueberzeugung empört haben würde. Auch bei diesem neuen Eingriff einer Alles vernichtenden Zeit in das Herzblut seines individuellen Lebens würde er sich zu fassen gesucht haben, wäre die hier zu Tage liegende Zerstörung nicht offenbar das Werk seiner eigenen Kinder gewesen. Mildenstein war Director des neuen Communicationszuges, auf dessen Gelingen die seltsame Wankelmüthigkeit seiner Mitbürger Glück und Heil ihrer Kinder gebaut, und nur durch seine Zustimmung konnte der Garten des väterlichen Besitzthums dem Terrorismus der Industrie geopfert werden. Diese Geringschätzung des Sohnes füllte das Gemüth des Greises mit Abscheu gegen das ganze Geschlecht der neuen Epoche. Selbst, wenn er nur das kosmopolitische Bestreben, dem Ganzen und Allgemeinen das Spe-

cielle zu opfern, dieſen Frevel an der Pietät begehen ließ, konnte er doch nie dem Sohne eine Handlung vergeben, die jede Hoffnung zerbrach und aller Verſöhnung höhniſch Dämme entgegenbaute. Jener vernichtete Garten, der abgebrochene Pavillon, waren ſein Liebſtes geweſen. Beide hatte er der Liebe und Sorgfalt ſeiner Kinder bei der Abreiſe ins Ungewiſſe hin empfohlen, und dennoch brachen Induſtrie und Nivellirungsgelüſte das gegebene Wort. Es war ein Meineid der Kindesliebe, begangen am Vaterherzen. Den Bruch dieſes haſtigen Schwures konnte nur der Tod verſöhnen und die Alles richtende und vergebende Zeit.

Anaſtaſius war im Begriff, zurück in ſein Haus zu gehen und dort die ganze Schwere ſeines Zornes herabzuſtürzen auf die Häupter der frevelnden Kinder. Die Neugier aber, oder die unbegreifliche Luſt des Herzens, ſich zu ſättigen an ſeiner eigenen Qual, trieben ihn vorwärts, je lichter der Tag ward und je heller die Gegenſtände in ihrer Verwandlung aus dem verſchwindenden Nebel hervortraten. Der Damm der Eiſenbahn ging auf den Kirchhof zu, der in eini-

ger Entfernung von der Stadt am Abhange eines Hügels lag. Eine weißgekleidete Gestalt fiel ihm auf unter der dunklen Masse von Arbeitern. „Ob auch die Todten keine Ruhe haben vor dem Lärm der Lebendigen mit ihren Maschinen?“ fragte sich Anastasius und ging langsam dem Kirchhofe zu. Die Bahn durchschnitt den Gottesacker fast in der Mitte. Anastasius irrte wie ein trauernder Geist mit fliegendem Silberhaar durch die Trümmer der aufgewühlten Leichensteine und Grabdenkmäler. Grüfte waren verschüttet worden, Ueberreste morscher Särge lagen weit zerstreut umher. Ueber die Grabesruhe der Todten sollte fortan das Gezisch und schreiende Rädergestöhn eines künstlichen Lebens die muntere Gesellschaft der speculirenden Nachkommen dieser stillen Schläfer tragen. Ein Fieberfrost durchschauerte die wankenden Glieder des Greises. — „Sterben, sterben!“ schrie er fast bewußtlos in die Morgenröthe hinein und schritt den Damm entlang nach dem Orte, wo seine Gattin an der Seite zweier früh verstorbenen Kinder ruhte.

„Dort will ich Hoffnung schöpfen für die Ewigkeit,“ sagte Anastasius, „noch blühen die

Rosen. Den Rosenstock und das dunkle Stacket werden sie mir doch nicht geraubt haben? Es sind ja kaum drei Jahre her, daß ich sie begrub."

Anastasius schwankte stumm an den rüstigen Arbeitern vorüber. Nicht fern davon standen Trauernde um das Grab eines Kindes. Der Todtengräber ließ den kleinen Sarg hinab in die Grube. „Seid keine Narren," rief der Greis den Staunenden zu, „nehmt die Leiche wieder heraus, sie hat doch keine Ruhe! Erfindet Dampfgräber. Es muß jetzt Alles auf Erden in Rauch und Flammen aufgehen."

„Gott, der Vater, der liebe Vater!" hörte Anastasius hinter sich rufen. Er wandte sich um und erblickte seine Tochter Emmeline, wie sie, einen Rosenstock in der Hand, flüchtigen Laufes auf ihn zueilte.

„Meine Emmeline!" sprach der Greis und schloß das geliebte Kind in seine Arme. „Da bin ich wieder," fuhr er fort, „aber Ihr habt mir schwere Sorgen gemacht und bitteres Leid zugefügt! Warum, Kinder, habt Ihr mir das gethan? Warum mir Garten und Pavillon zerstört dieser Weltnarrheit wegen?"

„Narrheit?“ wiederholte Emmeline. „Ach Vater, Sie ſind alt, Sie verſtehen das nicht. Sprechen wir nicht davon. Kommen Sie lieber mit und ſegnen Sie Ihr liebſtes Kind. Dort, Sie wiſſen es ja ſchon, dort ſteht mein Bräutigam.“

„Du liebſt, Emmeline, Du haſt mein Herz erfreut, wenn Du auch meinem Alter Unrecht thuſt. Komm, meine Emmeline konnte ſich nur einen würdigen Bräutigam erwählen. Aber, was macht Dein Geliebter dort an dem Grabe der Mutter?“

„Er hilft mir die Roſenſtöcke ausreißen, lieber Vater. Morgen ſoll der letzte Raum ausgefüllt werden, damit in vier Wochen die Bahn befahren werden kann. Wenn die Mutter wüßte, daß ein Dampfwagen über ihren Sarg hinbrauſte in die hoffnungsjunge Welt, wie würde ſie ſich freuen der neuen Zeit, ſie, die ſo müde war der alten.“

„Was ſagſt Du, Kind?“ verſetzte händeringend Anaſtaſius. „Auch an das Grab meiner ſeligen Gattin will man die Feſſeln der Freiheit ſchmieden? Euer künſtliches Leben an den natürlichen Tod? Und wo ſoll ich ruhen von meinem Kummer?“

„Ueberall, Vater, wo Raum iſt. — Aber da kommt mein geliebter Eduard.“

Der junge Mann, ein paar zerbrochene Roſenſtöcke und die zerriſſenen Wurzeln einiger Georginen in den Händen, verbeugte ſich vor dem Vater ſeiner Geliebten. Anaſtaſius ſank auf den Erdwall, der immer mehr anſchwoll und, ſich wie eine Rieſenſchlange aufrollend, näher und näher herangriff an ſein zitterndes Herz. „Dieſer?“ ſtammelte der Greis mit lautloſer Stimme, „dieſer Dein Bräutigam, Emmeline?“

„Gewiß und wahrhaftig,“ ſprach die Jungfrau und küßte den jungen Mann auf die lächelnde Lippe.“

„Deinen Troſt, kalter Tod!“ rief der Greis, „Deinen Kuß meiner einſtürzenden Lippe, eh' Wahnſinn mich packt, und Euch,“ ſetzte er aufſchreiend hinzu, „Euch meinen Fluch, meinen Vaterfluch, der Mutter Weh über Euch und Euer Geſchlecht! Emmeline, Du haſt Dein Herz einem Sünder an Deinem Geſchlechte, einem Elenden verſchenkt, der nichts heilig achtet. Gibſt Du ihm Deine Hand, ſo wiederhole ich meinen Fluch!“

„Nun das nenne ich eine ſkurrile Geſchichte,“ ſagte ſcherzend Eduard Farbenreich, der Kaufmann,

deſſen Bekanntſchaft Anaſtaſius auf Reiſen gemacht hatte. „Es hilft aber Alles nichts, Alter, Du mußt d'ran glauben. Denn Emmeline iſt mir herzens- und leibesgut, wie ſich das bald erweiſen wird. Dank ihren friſchen Lippen und muntern Augen! Mir iſt ganz wohlig! Und nun ſteh auf, Alter, und laſſe das Grimmaſſenſchneiden. Die Welt geht nicht unter wegen eines winſelnden Greiſes, der ihre Luſtigkeit nicht mehr begreifen kann."

Anaſtaſius lag beſinnungslos an der Erde. Emmeline ſtrich ihm mitleidig die Schläfe; dem Mädchen dauerte des armen Vaters Schmerz. Doch war die Zeit mit ihrem Schwunge der bewegenden Begeiſterung mächtiger, als die Neigung des Kindes. Sie rief Arbeiter herbei und bat ſie, den Greis in Mildenſteins Wohnung zu bringen. In ſüßem Liebesgeſchwätz folgten Arm in Arm Emmeline und Eduard.

Die Angehörigen des geheimen Raths fanden dieſen Unfall ſehr natürlich. Man rief den Doctor Polterer zum Beiſtande herbei, der ſeinerſeits die geeignetſten Mittel anwandte, um des Greiſes Geſundheit wieder herzuſtellen.

„'s Ist grob," sagte der derbe Arzt, „aber es hilft nichts. Der alte Narr war auch gar zu hartnäckig. Nun springt ihm die Zeit mit Schwärmern und allerlei Teufelsspuck zwischen die Füße und macht ihn toll. Der alte Junge hätte sich die Augen frisch erhalten sollen, wie ich, so würde sein Alter ihn weniger belästigen." —

15.

Nach diesem Unfalle, der auch die letzten in sein verdüstertes Leben hereinflatternden Hoffnungsstrahlen in dem Herzen des unglücklichen Vaters ausgelöscht hatte, ergriff ihn eine Art von geistiger Stumpfheit. Tagelang konnte er in einem Lehnstuhle sitzen, den er sich auf den Fleck hinaustragen ließ, wo der Pavillon gestanden hatte. Rückkehrende Kindheit und Irrsinn neckten sich in heuchlerischem Spiel der Ironie vor den brechenden Augen des Greises. Anastasius nahm an nichts mehr Theil, nur von der Wiederherstellung des Gartens sprach er oft und im Zusammenhange mit Emmeline, sobald sich aber Eduard Farbenreich näherte, schloß der Greis die Augen,

bis der Verhaßte ſich wieder entfernt hatte. Deſſenungeachtet willigte er in die Verbindung Emmelinens mit dem verabſcheuten Manne. „Lieber Gott," ſagte er, „das iſt jetzt ſo Mode geworden, ſeit ſich die Weiber betrunken haben in dem Dictum unſeres braven Schiller's „„wo Zartes ſich mit Sprödem paaret, da gibt es einen guten Klang,"" und ich will die Fröhlichen nicht ſtören durch melancholiſche Grillen. Mein Grab iſt mir ſicher und hier gibt's eine hübſche Ausſicht. Die ganze Welt, ſagen die Leute, wird an mir vorübergehen."

Mildenſtein und Florentin achteten faſt gar nicht mehr auf den alten Vater. Selbſt die Enkel behandelten ihn als einen kindiſchen, unverſtändigen Mann, der Krankheit halber Rückſicht verdiene. Der alte Polterer ſchüttelte den Kopf zu dieſer „modernen Auflage der verkehrten Welt," wie er es nannte, und ſuchte übrigens den Greis in den Stunden zu beruhigen, wo ein lichterer Geiſt ihm die ganze Oede ſeines ausgebrannten Daſeins zermalmend an's Herz ſchleuderte.

Unterdeß wurden die Arbeiten an der Eiſenbahn eifrig fortgeſetzt. Die Wagen kamen an,

die Schienen waren gelegt. Man wartete nur eine günſtige Zeit ab zur Eröffnung der Fahrt.

„Macht Hochzeit," ſagte Anaſtaſius zu dem Brautpaar, „ſonſt kommt Ihr zu ſpät. Es muß jetzt Alles raſch gehen, ſpricht die Zeit, auch das Heirathen, ſonſt kann ſich's treffen, daß die Kinder eher in die liebe, luſtige Welt hineinſpringen, als der Segen der Kirche auf die Häupter ihrer feurigen Aeltern. Es iſt eine ſpectakulöſe Zeit."

Die Verlobten hielten es für rathſam, die ſeltſame Stimmung des alten Mannes zu benutzen. Es wurden Einladungen an die fernen Geſchwiſter geſchickt, der Hochzeit ihrer jüngſten Schweſter beizuwohnen. Die Antworten lauteten bejahend, und um zwei Feſte in einem zu feiern, ward Emmelinens Verehelichung mit Eduard auf den Tag feſtgeſetzt, wo die erſte öffentliche Fahrt auf der Eiſenbahn gehalten werden ſollte.

Die Anſtalten waren getroffen. Ein ſchöner, warmer Herbſttag ſpannte einen wolkenloſen Himmel über die pittoreske Landſchaft. Tauſende aus der Umgegend fanden ſich ein zu dem ſeltenen Feſte, das die Civiliſation dem Triumphe des menſchlichen Geiſtes gab. Auf allen Höhen und

Bergen lagerten ſich die Landleute. Fahnen wehten, wie Zungen einer Hoffnung predigenden Zukunft, in die milde Luft von allen Thürmen und Bäumen. Muſikchöre waren an beſtimmten Orten neben der Bahn aufgeſtellt, um mit harmoniſchem Jubel einzugreifen in das Brauſen gezähmter Elementenkräfte. Anaſtaſius ſah ſchweigend dieſen Vorbereitungen zu und betrieb mit verdrießlicher Eile im Hauſe die Anordnungen zur Hochzeit. Einige von Emmelinens Geſchwiſtern waren bereits eingetroffen, nur der Maler aus München, die Tochter aus Wien und Bernhard aus Frankfurt fehlten noch. Früh am Tage jedoch lief ein Brief ein, daß ſie alleſammt auf dem Dampfwagen ankommen würden in Begleitung hochzeitlicher Geſchenke.

„Platz gemacht!“ befahl der Greis, wankenden Schrittes unter die Gruppe ſeiner Kinder tretend, „Platz gemacht! ſag ich. Ihr ſeid jung, ich bin alt, das Alter hat den Vortritt. Heut' alſo will ich König ſein, denn ich trag' eine ſilberne Krone.“

Das Auge des Greiſes flammte in halb wahnſinniger Begeiſterung. Die Kinder ließen ihm

den Willen, einen Kreis um ihn bildend. „Wo ist Emmeline und ihr sauberer Galan?“ fuhr Anastasius fort. „Tretet heran.“ — Emmeline näherte sich mit Eduard, dem es schwer ward, eine ernsthafte Miene zu erheucheln. „Gut,“ sprach Anastasius und ergriff die Hand seiner bräutlich geschmückten Tochter. „Hört mich! Ich lege den letzten Blutstropfen meines Herzens in die eiserne Faust der Zeit. Wechselt die Ringe; Ihr seid getraut! Und nun macht, was Ihr wollt. Mein Herz ist todt, die Zeit galloppirt darüber hin und stampft es mit dem Hufe der Civilisation. Kommt! Meinen Lehnstuhl — meinen Thron, wollt' ich sagen — herbei!“

Ein paar Diener befolgten den Befehl. „Tragt ihn hinaus an die Eisenbahn, dahin, wo der Pavillon stand. Dort will ich den großen Triumphzug sehen, herangeschleppt von dem wiehernden Dampfrosse. Meine Kinder triumphiren ja auf der Schlacke des ausgebrannten Vaterherzens.“ — Auch diesem Wunsche des armen Mannes kam man nach. In Prozession ward der Lehnstuhl an die Bahn getragen. Ihm folgte der gebrechliche Greis, geführt von Emmeline und

Eduard. Polterer und die Uebrigen ſchritten in ängſtlichem Schweigen langſam nach. Anaſtaſius nahm mit einem majeſtätiſchen Anſtande den Lehnſtuhl ein. „Tretet heran, Vaſallen meiner Macht," gebot er den Verlobten. Durch Zufall hielt er eins der vom Grabe der Gattin ausgeriſſenen Roſenſtöckchen in der Hand. Er ſchwang es jetzt hoch in die Luft und rief: „dies iſt mein Scepter! Gebt nur acht, wenn der Triumphzug herankommt, damit die Majeſtät nicht verletzt werde!"

Die heranziehenden Schaaren des Volkes kümmerten ſich wenig um den Greis. Der Jubel galt der Zeit und den Erſchütterungen, die durch die Emancipationsbeſtrebungen aller Kräfte in Geſellſchaft und Induſtrie hervorgebracht wurden. Nach kurzem Harren verkündigte ferne Muſik die Ankunft des Dampfwagens. Ein friſcher Wind trieb die Rauchſäule vor dem Wagenzuge her, die zuſammenbrechend wie ein dunkler Sammetmantel ſich ausbreitete über die Bahn, als wolle der Geiſt der bewältigten Naturkraft anbetend niederſinken vor ſeinem Gott. Ein Jubelruf erhob ſich auf den Bergen und hallte laut wieder im

Thale, der Stadt, den Häusern. Ziſchend und heulend flog die raſſelnde Maſchine heran. Zehn Wagen mit Muſik und Hunderten von ſingenden Menſchen beladen, folgten dem aufgehißten Dampfſegel, das bewegt ward von dem verſchloſſenen Sturmesbrauſen des Gottes. — Ein langer Zug von Laſtwagen war den vorderen angehängt. Vergoldete Rahmen ſchimmerten aus einem dünnen Schleier und verriethen ein paar Gemälde. — In Einem Moment war der Dampfwagenzug in der Nähe des Greiſes. Tauſend Stimmen riefen ein Hurrah! Tauſend Tücher wehten grüßend dem heulenden Gott der Freiheit zu, und lärmend trug auf den gelöſten Wimpeln der blauen Luft die Muſik in harmoniſchen Tönen den Jubel der Welt in die entlegendſte Ferne. Da ſprang der Greis empor, und mit hell gellender Stimme den allgemeinen Jubel noch überſchreiend, rief er: „Hurrah, hurrah dem Bezwinger des Herzens! Dem luſtigen Sohne der Zeit, dem ſchwarzen Geſellen der Nacht, dem civiliſirten Teufel! Hurrah und nochmals hurrah! Hier, krönt mir den tückiſchen Burſchen, damit ſeine ſündenſchwarze Stirn das Licht der Unſchuld

erhelle! Hier iſt meine Krone, meine Herrſchaft iſt aus! Der Dampf regiert, das Fleiſch waltet, die Jugend iſt Dictator!"

Anaſtaſius raufte mit der Kraft des Wahnſinns ſein ſchneeweißes Haar und warf die dünnen Locken in die Luft, dem Wagen zu. Wie ſchimmernde Schneeflocken ſchwammen ſie fort auf dem dunklen Grunde der Dampfwolken, die ſich weit hin verbreiteten über die Gegend.

Mildenſtein hatte den Maler erkannt mit ſeinem kleinen Sohne. Der Zug flog vorüber; die Transportwagen raſſelten heran. Ein Luftzug zerriß die Schleier von den Gemälden. Anaſtaſius erblickte die drei Grazien in nackter Pracht der vollendeten Schönheit, das Meiſterwerk ſeines Sohnes. Daneben das Gemälde ſeines Enkels, zu deſſen Verfertigung er ſelbſt den Stoff hergeliehen. Ihm vergingen die Sinne. Mit ausgebreiteten Armen trat er einige Schritte vorwärts, der Zug war vorüber, Anaſtaſius ſtürzte zu Boden und zerſchmetterte ſich die Stirn auf der Schiene der Bahn.

Doctor Polterer hob den Leichnam des Greiſes mit Mildenſteins Hülfe auf und lehnte ihn in

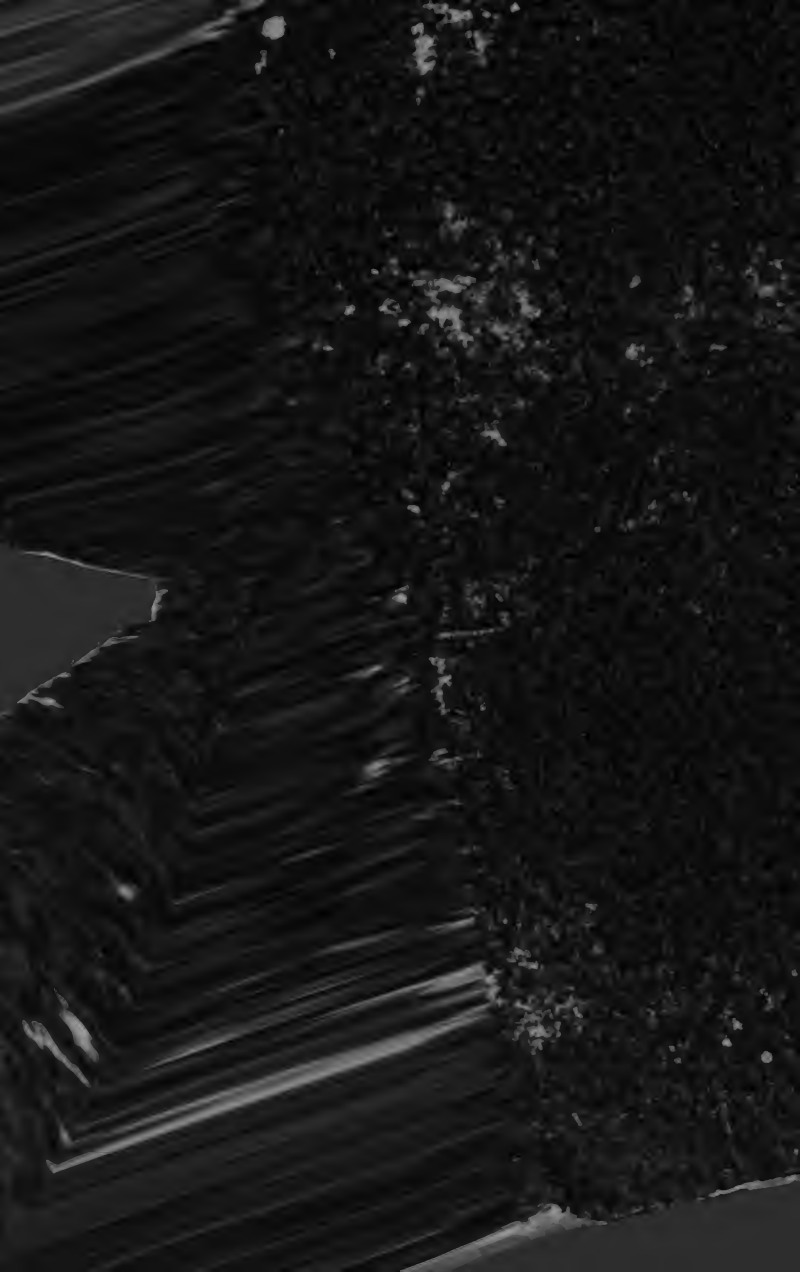
den Stuhl. Niemand aber gedachte des Unglücks. Die Freude herrschte, der Jubel eines großen Glückes warf spielend seine Hymnen dem trunkenen Gotte an das heiß klopfende Herz. Mit Licht umflossenem Antlitze sah die Zukunft verheißend in den erst halb erhellten Tag der Gegenwart. Die Zeit warf den eisernen Trauring allen kommenden Jahrhunderten zu, wie hätte sie den Tod eines einzelnen, alten, über ihre Jugend kindisch gewordenen Mannes bekümmern mögen! — Im Hause trafen sich die Geschwister achselzuckend, bedauernd, selbst mit Thränen umstanden sie die Leiche des greisen Vaters. Glockengeläut rief sie ab zur Kirche. Emmeline reichte Eduard die Hand vor dem Altare, und der Abend vereinigte alle Glieder der Familie in Scherz und Freude. Der Tanz wirbelte durch die hellleuchtenden Säle, der gebohnte Fußboden zitterte, während in einer dunklen Kammer die Leiche des Greises von dem Leichenbeschauer für die Beerdigung vorbereitet ward. Spät des Abends noch brauste der Dampfwagenzug abermals vorüber. Die Hochzeitsgäste öffneten die Fenster und riefen, die Champagnergläser in den Händen, ihren Triumph hinaus in

die fallenden Nebel. — Die Zeit ist mitleidig, aber ihr Mitleid heftet sich nur an die Schmerzen von Nationen. Für das brechende Herz eines Einzelnen, und besäße er die Tugenden eines Gottmenschen, hat sie keine Klage, auch keinen Trost, kein Beileid. Sie betrauert das unglückliche Individuum nur mit dem Kusse des Schweigens, den sie unbemerkt auf sein eingesunkenes Augenlid haucht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

J.W.

Druckfehler.

S. 8 Z. 1 v. Oben l. ſchnell ſt. ſchell.
S. 276 Z. 2 v. Unten l. ſchüchtern ſt. thatenſchüchtern.
S. 280 Z. 6 v. Oben l. die Armen ſt. die Armee.
S. 338 Z. 9 v. Unten l. lehnt ſt. lehrt.